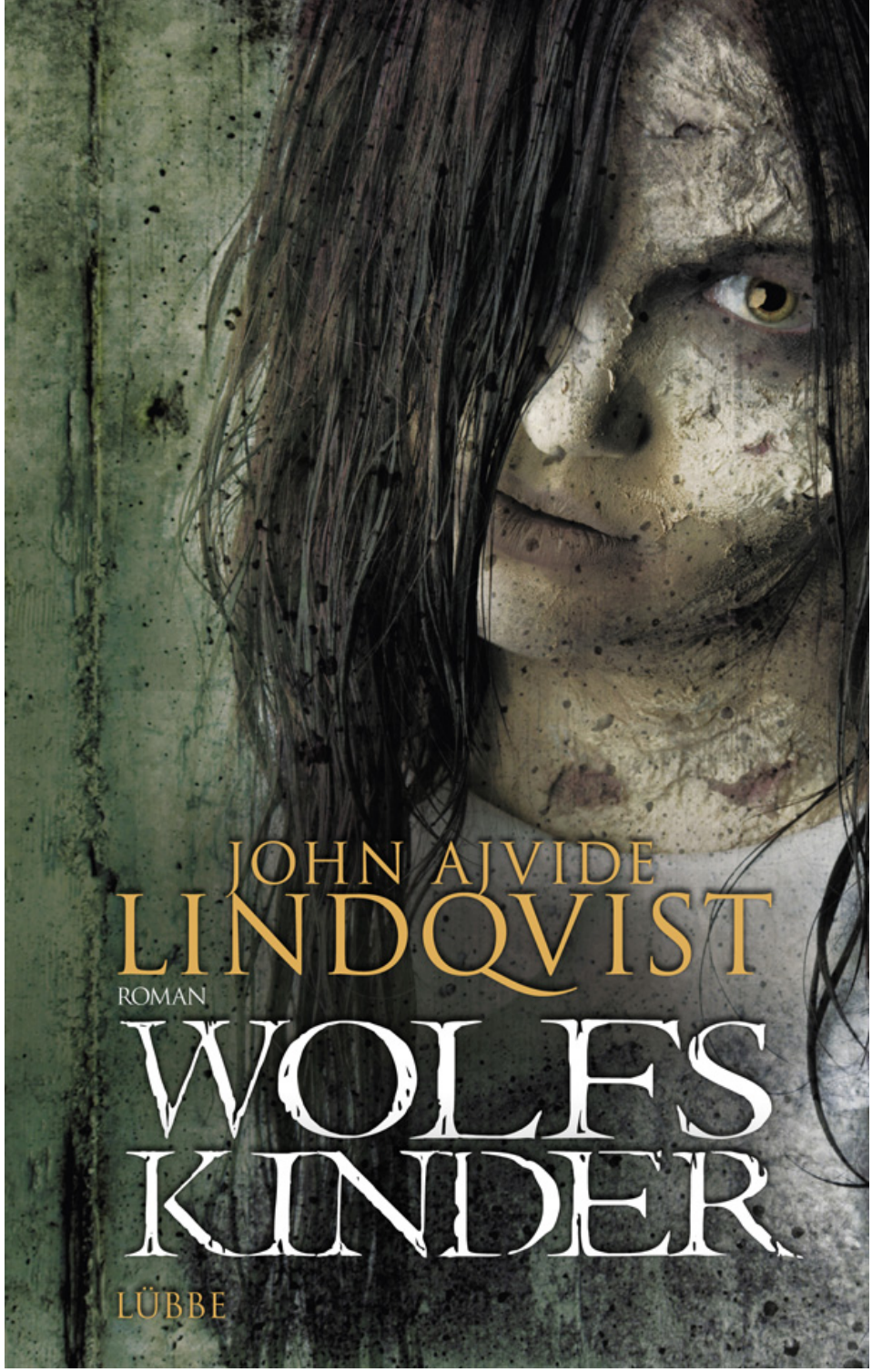
JOHN AJVIDE
LINDQVIST
ROMAN
WOLFS
KINDER
LÜBBE

JOHN AJVIDE
LINDQVIST

WOLFS KINDER

Roman

Übersetzung aus dem
Schwedischen von Thorsten Alms

LÜBBE
DIGITAL

Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Titel der schwedischen Originalausgabe:
»Lilla stjärna«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2010 by John Ajvide Lindqvist
Published by agreement with Ordfront Förlag, Stockholm,
and Leonhardt & Høier
Literary Agency aps, Copenhagen.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2011 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln
Textredaktion: Anja Lademacher, Bonn
Umschlaggestaltung: Manuela Städele
Umschlagmotiv: © shutterstock/Andreas Gradin, © shutterstock/c.
Datenkonvertierung E-Book:
Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-1036-5

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Meinen Bonussöhnen
Kristoffer, Jonatan,
Nisse und ihren Lieben

Alle Menschen tragen eigentlich einen anderen Namen

PROLOG

Freilichtbühne Solliden, Skansen. Der sechsundzwanzigste Juni 2007. Zehn Minuten vor acht. Der Moderator stimmt das Publikum ein, indem er »Ist es denn schlimm, wenn man sich manchmal fortsehnt?« mit ihm einstudiert. Als das Lied zu Ende ist, fordert ein Techniker alle Eltern auf, ihre Kinder von den Schultern zu nehmen, damit sie mit den Köpfen nicht an die Kamerakräne stoßen.

Die Sonne hängt tief über der Bühne und blendet das Publikum. Der Himmel ist tiefblau. Die Jugendlichen hinter den Bühnengittern werden gebeten, ein wenig zurückzutreten, damit niemand dagegen gedrückt wird. Die größte Musikshow Schwedens geht in fünf Minuten auf Sendung, und niemand soll zu Schaden kommen.

Es muss Oasen der Gemütlichkeit geben, in denen man die alltäglichen Sorgen für eine Weile vergessen kann. Nichts Böses darf dort geschehen, und alle denkbaren Sicherheitsmaßnahmen müssen ergriffen werden, um dieses Wohlbefinden nicht zu stören.

Schmerzensrufe oder Angstschreie sind ausgeschlossen, und wenn die Sendung vorüber ist, darf kein Tropfen Blut auf den Boden oder die Bänke geflossen sein. Es darf kein toter Mensch auf der Bühne liegen oder weitere auf dem Platz davor. Chaos darf hier niemals zugelassen werden. Dafür sind zu viele Leute hier. Es muss ruhig und gemütlich zugehen.

Das Orchester beginnt zu spielen, »Stockholm in meinem Herzen«, und alle singen mit. Arme wiegen sich in der Luft und Fotohandys werden hochgestreckt. Ein herrliches

Gemeinschaftsgefühl. Es wird noch fünfzehn Minuten dauern, bis dies alles nach einem präzisen Plan zerstört werden wird.

Lasst uns so lange noch mitsingen. Wir haben noch einen langen Weg vor uns, bis wir hierher zurückkehren werden. Erst wenn der Weg uns müde gemacht hat und wir bereit sind, das Undenkbare zu denken, dürfen wir zurückkehren.

Auf geht's! Alle gemeinsam!

»Die Liebe des Mälaren zum Meer,
Eine Mischung von salzig und süß …«

DAS MAEDCHEN MIT DEN GOLDENEN HAAREN

Mother says I was a dancer before I could walk
She says I began to sing long before I could talk
ABBA, Thank you for the music

1

Im Herbst 1992 gab es Gerüchte über eine explosionsartige Pilzschwemme in den Wäldern; dank des feuchten und warmen Spätsommers seien die Pfifferlinge und Semmelpilze aus den unterirdischen Myzelien hervorgeschossen. Als Lennart Cederström mit seinem Volvo 240 in den Waldweg einbog, hatte er einen großen Korb dabei sowie ein paar Plastiktüten auf dem Rücksitz. Für alle Fälle.

Eine Kassettenaufnahme der *Kuschelsongs 16* von den *Vikingern* lief im Autoradio und Christer Sjögrens Stimme donnerte aus der Lautsprecheranlage: »Zehntausend rote Rosen schenk ich dir …«

Lennart grinste hämisch und sang den Refrain mit, imitierte Sjögrens affektiertes Bass-Vibrato. Es klang ausgezeichnet. Es klang fast genauso. Lennart war wahrscheinlich ein besserer Sänger als Sjögren, aber was hatte er davon? Er war zu oft zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen, hatte erlebt, wie ihm die Chance seines Lebens vor der Nase weggeschnappt worden oder wie sie hinter seinem Rücken vorbeigezischt war. Als er sich umgedreht hatte, war sie schon verschwunden gewesen.

Wie auch immer. Seine Pilze würde er bekommen. Pfifferlinge, das Gold des Waldes, in riesigen Mengen. Dann nach Hause, abbrühen, die Kühltruhe vollpacken. Dann hatte er genug für ein Pilzbrot mit Bier an jedem verdammten Abend, bis der Weihnachtsbaum rausfliegen würde. Nach ein paar Regentagen hatte einige Tage lang die Sonne gestrahlt. Die Voraussetzungen waren ideal.

Lennart kannte jede Krümmung des Waldwegs, er kniff die Augen zusammen und klammerte sich an das Lenkrad, während er schmetterte: »Zehntausend rote Rosen in einem Strauuuuuß …«

Als er die Augen wieder öffnete, sah er etwas Schwarzes vor sich auf der Straße. Ein Sonnenstrahl wurde von einem Stück blanken Metalls reflektiert, und Lennart konnte gerade noch ausweichen, bevor es auch schon vorbei war. Ein Auto. Lennart warf einen Blick in den Rückspiegel, um sich das Kennzeichen zu merken, aber der Wagen fuhr mindestens achtzig auf dem Schotterweg und wirbelte eine Staubwolke hinter sich auf. Lennart war sich trotzdem ziemlich sicher, dass es ein BMW war. Ein schwarzer BMW mit getönten Scheiben.

Lennart fuhr noch dreihundert Meter weiter, bis er zu der Stelle kam, wo er immer parkte, zog den Zündschlüssel und atmete durch.

Was zum Teufel war das denn gewesen?

In dieser Ecke war ein BMW keine Alltäglichkeit. Ein BMW, der mit achtzig über den Schotterweg aus dem Wald bretterte, war ein einzigartiges Ereignis. Lennart fühlte sich aufgeputscht. Er hatte etwas erlebt. In dem Augenblick, als die schwarze Karosse auf ihn zugerauscht war, hatte sein Herz einen Sprung gemacht und sich wie vor einem drohenden tödlichen Schlag zusammengekauert, um sich danach wieder auseinanderzuwickeln und zur Ruhe zu kommen. Was für ein Erlebnis.

Nur eines ärgerte ihn. Er konnte keine Anzeige erstatten. Wahrscheinlich hätte er sogar auf das Pilzesammeln verzichtet für das Vergnügen, nach Hause fahren und die Polizei anrufen zu können, um ihr in allen Details von seiner Begegnung auf der mit Tempo 30 beschilderten Straße zu berichten. Aber ohne ein Autokennzeichen war eine Anzeige verlorene Liebesmüh.

Als Lennart aus dem Auto stieg und seinen Korb und die Tüten nahm, war die vorübergehende Erregung wieder abgeklungen, und stattdessen machte sich das Gefühl in ihm breit, dass er gezwungen worden war, sich zu ducken. Wieder einmal. Der schwarze BMW hatte auf eine ominöse Art *gewonnen*. Vielleicht wäre es etwas anderes gewesen, wenn es sich um einen ramponierten Saab gehandelt hätte, aber es war nun mal ein richtiges Neureichenauto gewesen, das Staub über seine Windschutzscheibe geblasen und ihn über den Straßenrand gedrängt hatte. Wie üblich.

Lennart schlug die Tür hinter sich zu und ging mit gesenktem Kopf auf den Wald zu. Durch die feuchte Erde im Schatten der Bäume zog sich eine frische Reifenspur. Eine Vertiefung und aufgeworfener Lehm zeigten, dass hier ein Auto mit durchdrehenden Reifen gestartet war. Die Schlussfolgerung, dass es sich dabei um diesen BMW gehandelt hatte, lag nahe. Lennart betrachtete die breite Reifenspur, als ob sie ihm einen Beweis oder einen neuen Anklagepunkt liefern könnte. Ihm fiel nichts dazu ein. Stattdessen spuckte er in die Spur.

Lass es sein.

Er ging ein paar Schritte in den Wald hinein und hielt inne, sog den Geruch sonnenwarmer Nadeln ein, den Duft von dumpfigem Moos und – irgendwo dahinter verborgen – den von Pilzen. Er konnte ihn nicht genau orten oder die Art der Pilze daraus ablesen, aber eine schwache Veränderung im gewohnten Geruch des Waldes sagte ihm, dass an den Gerüchten etwas dran war: Hier gab es Pilze zu holen. Er ließ seinen Blick über den Boden in seiner Umgebung schweifen und suchte nach abweichenden Farben oder Formen. Er war ein guter Pilzesammler, konnte schon von Weitem einen Pfifferling erkennen, der sich unter Gräsern und Zweigen verbarg. Ein winziger

Schimmer im richtigen Gelbton, und schon schoss er darauf zu wie ein Falke.

Heute aber entdeckte er einen Champignon. Zehn Meter von ihm entfernt schaute ein weißer Knubbel aus der Erde. Lennart runzelte die Stirn. In dieser Ecke war er noch nie auf Champignons gestoßen, weil der Boden nicht der richtige war.

Als er näher kam, erkannte er, dass es sich so verhielt, wie er vermutet hatte. Es war kein Pilz, es war ein Stück von einer Plastiktüte. Lennart seufzte. Es kam vor, dass Leute zu bequem waren, zur Deponie zu fahren, und ihre Abfälle stattdessen im Wald abluden. Er selbst hatte schon einmal beobachtet, wie ein Mann einen Mikrowellenherd aus dem Autofenster geworfen hatte. Damals konnte er sich das Kennzeichen notieren und hatte sogar schriftlich Anzeige erstattet.

Lennart wollte sich auf der gewohnten Route zu seinen Pilzstellen begeben, als er sah, wie sich das Stück Plastik bewegte. Er blieb stehen. Die Tüte bewegte sich erneut. Das konnte eigentlich nur der Wind gewesen sein. Das wäre jedenfalls besser gewesen. Aber zwischen den Baumstämmen war es vollkommen windstill.

Nicht gut.

Ein leises Knistern ertönte, als der Plastikfetzen ein weiteres Mal zuckte, und Lennarts Beine fühlten sich plötzlich sehr schwer an. Der Wald umgab ihn still und gleichgültig, und er war ganz allein auf der Welt mit dem, was sich in dieser Plastiktüte befand. Lennart musste trocken schlucken und machte ein paar Schritte nach vorn. Die Tüte rührte sich jetzt nicht.

Geh nach Hause. Kümmer dich nicht drum.

Er wollte keinen alten Hund sehen, dessen Hinrichtung beinahe, aber auch nur beinahe, geglückt war, oder einen Wurf voller

Katzenjungen mit beinahe, aber auch nur beinahe, zertrümmerten Schädeln. Er wollte es nicht anfassen.

Es war also nicht Verantwortungsgefühl oder Mitleid, das ihn in Richtung dieses Plastikzipfels trieb. Es war die allgemein menschliche oder unmenschliche Neugierde. Er musste es einfach wissen, sonst würde ihn der Gedanke an diesen flatternden weißen Wimpel so lange plagen, bis er wieder zurückkehren und herausfinden würde, was er verpasst hatte.

Er griff nach dem Zipfel und sprang sofort einen Schritt zurück, schlug die Hände vor den Mund. Irgendetwas war in der Tüte. Etwas hatte seinen Griff erwidert, und es hatte sich angefühlt wie Muskeln, Fleisch. Die Erde um die Tüte herum war vor Kurzem umgegraben worden.

Ein Grab. Ein kleines Grab.

Der Gedanke zog eine Reihe von Assoziationen nach sich, und plötzlich wusste Lennart genau, was den Griff seiner Hand erwidert hatte. Eine andere Hand. Eine sehr kleine andere Hand. Lennart krabbelte zu der Tüte und begann die Erde wegzugraben. Es ging schnell. Die Erde war nachlässig hineingeworfen worden, wahrscheinlich von jemandem, der kein Werkzeug dabeihatte, und Lennart hatte die Tüte innerhalb von zehn Sekunden freigelegt und aus der Grube gezogen.

Die Griffe der Tüte waren zusammengeknotet, und Lennart zerrte an dem Plastik herum, um Luft hineinzulassen, Leben hineinzulassen. Es gelang ihm, ein Loch aufzureißen, hinter dem bläuliche Haut zum Vorschein kam. Ein schmales Bein, ein eingesunkener Brustkorb. Ein Mädchen. Ein nur wenige Tage oder Wochen alter Säugling. Er bewegte sich nicht. Die dünnen Lippen waren wie aus Trotz gegen eine bösartige Welt fest zusammengekniffen. Lennart war Zeuge ihrer letzten Zuckungen geworden.

Lennart legte sein Ohr gegen den Brustkorb des Kindes und meinte das ganz schwache Echo eines Herzschlags hören zu können. Er drückte die Nase des Kindes mit Daumen und Zeigefinger zusammen und holte tief Luft. Er musste die Lippen ganz spitz machen, um Luft in den winzigen Mund des Säuglings blasen zu können, und brauchte zwischendurch nicht einmal einzuatmen, um die kleinen Lungen ein weiteres Mal zu füllen. Die Luft strömte mit einem Blubbern wieder aus und der Brustkorb rührte sich nicht mehr.

Lennart atmete ein weiteres Mal ein, und als er die zweite Ladung Luft hineinpustete, passierte es. Der kleine Körper erbebte und hustete weißen Schaum aus, bevor ein Schrei die Stille des Waldes zerriss und die Zeit wieder zum Laufen brachte.

Das Kind schrie und schrie, und der Schrei glich keinem anderen Schrei, den Lennart jemals gehört hatte. Er klang weder gebrochen noch jammernd. Es war ein einziger klarer und reiner Ton, der dem misshandelten Körper entstieg. Lennart besaß ein absolutes Gehör, und er brauchte keine Stimmgabel, um zu hören, dass es sich um ein E handelte. Ein glockenreines E, das das Laub zum Zittern brachte und die Vögel in den Bäumen aufscheuchte.

2

Das Mädchen lag eingewickelt in Lennarts leuchtend roter Helly-Hansen-Jacke auf dem Beifahrersitz. Lennart hielt sich mit beiden Händen am Lenkrad fest und starrte sie an. Er war vollkommen ruhig, und sein Körper fühlte sich an wie durchgepustet. Aufgeklart.

Irgendwann gegen Ende der Siebzigerjahre hatte er Kokain ausprobiert. Eine angesagte Rockband hatte etwas angeboten, und er hatte es genommen. Nur eine Linie, und danach nie wieder, weil es so wunderbar gewesen war. Viel zu wunderbar.

Irgendetwas tut einem immer weh. Irgendwo drückt immer etwas, und wenn es nichts Körperliches ist, dann drückt es in der Seele. Es juckt. Immer. Durch das Kokain war das wie weggefegt. Der Körper wurde zu einer samtenen Schale, und in dieser Schale ruhten ausschließlich kristallklare Gedanken. Alle Nebel waren verflogen, und das Leben war wunderbar. Anschließend wusste Lennart sofort, dass das Streben nach diesem Gefühl sein ganzes Leben in Anspruch nehmen würde. Also verzichtete er darauf.

Jetzt hielt er das Lenkrad in den Händen und hatte ein vergleichbares Gefühl, nur ganz ohne chemische Unterstützung. In seinem Inneren war alles still, der Wald glühte in den Farben des Herbstes, und ein großes Wesen hielt den Atem an und wartete auf seine Entscheidung. Lennart streckte die Hand nach dem Zündschlüssel aus – *seine Hand! Dass er eine Hand mit fünf Fingern besaß, die er bewegen konnte, wie er wollte! Welch ein Wunder!* –, ließ den Motor an und rollte denselben Weg zurück, den er gekommen war.

Auf der Landstraße wurde er immer wieder überholt, während er am Wegesrand entlangschlich. Das Kind hatte keinen Sitz oder Korb, und Lennart fuhr, als würde er eine Schale transportieren, die bis zum Rand mit einer wertvollen Flüssigkeit gefüllt war. Das Kind kam ihm so zerbrechlich und vergänglich vor, als könnte es von der leisesten Erschütterung aus seiner Existenz gerissen werden.

Sein Rücken war schweißgebadet, als er zehn Minuten später auf den Hof fuhr, den Motor abstellte und sich in alle Richtungen umschaute. Kein Mensch war zu sehen, sodass Lennart das Kind auf den Arm nahm und auf das Haus zueilte. Er erreichte die

Haustreppe und stellte fest, dass die Tür wie gewöhnlich abgeschlossen war. Er klopfte zwei Mal, Pause, und dann wieder zwei Mal.

Eine kalte Brise strich über seinen nassen Rücken, und er drückte das Kind fester an sich. Nach zehn Sekunden hörte er Lailas vorsichtige Schritte durch den Flur näher kommen, sah, wie es hinter dem Türspion dunkel wurde, als sie kontrollierte, wer gekommen war. Dann wurde die Tür geöffnet. Laila stand wie ein massiver Bremsklotz in der Türöffnung.

»Bist du schon zurück, was hast du denn da …«

Lennart drängte sich an ihr vorbei in den Flur und ging weiter in die Küche. Die Tür knallte hinter ihm ins Schloss und Laila rief: »Geh nicht mit den Schuhen rein, bist du verrückt, du kannst doch nicht mit den dreckigen Schuhen reingehen, Lennart!«

Lennart stand ratlos mitten in der Küche. Er hatte einfach nur die Sicherheit des Hauses gesucht. Jetzt wusste er nicht mehr weiter. Er wollte das Kind erst auf den Küchentisch legen, überlegte es sich jedoch anders und drückte es wieder fest an sich, während er sich auf der Suche nach einer Richtung einmal um sich selbst drehte.

Laila kam in die Küche. Ihr Gesicht war rot angelaufen.

»Du darfst dir ruhig die Schuhe ausziehen, wenn du reinkommst, ich habe gerade gewischt und du …«

»Halt die Klappe!«

Lailas Mund klappte zu, und sie wich einen halben Schritt zurück. Lennart lockerte den Griff um das Kind, wickelte die Jacke auseinander, sodass der Scheitel des Kindes und eine Strähne seines blonden Haares zum Vorschein kamen. Lailas Mund öffnete sich wieder. Sie gaffte.

Lennart hielt das Bündel kurz hoch.

»Ich habe ein Kind gefunden. Ein Baby. Im Wald.«

Es klickte leise, als sich Lailas Zunge an den Gaumen presste und sich saugend wieder davon löste, während sie nach Worten suchte. Schließlich flüsterte sie: »Was hast du getan?«

»Ich habe gar nichts getan. Ich habe sie im Wald gefunden. In einer Grube.«

»In einer Grube?«

Lennart erklärte in kurzen Worten, was passiert war. Laila hörte mucksmäuschenstill mit vor dem Bauch verschränkten Händen zu. Nur ihr Kopf bewegte sich hin und her. Als Lennart zu dem Punkt kam, an dem er dem Kind Luft in die Lungen geblasen hatte, unterbrach er sich: »Kannst du vielleicht aufhören, mit dem Kopf zu wackeln, während ich erzähle? Das ist verdammt nervtötend.«

Lailas Kopf hielt mitten in der Bewegung inne. Zögerlich machte sie einen Schritt nach vorn und betrachtete das Kind mit unterdrücktem Entsetzen. Mund und Augen des Kindes waren fest zusammengekniffen. Laila begann sich die Wangen zu massieren.

»Was wirst du tun?«

3

Das Angebot an Babysachen war gewachsen, seit Jerry klein gewesen war. Es gab Nuckelflaschen mit einem Loch, mit zwei Löchern, mit kleineren Löchern und mit größeren Löchern. Die Flaschen besaßen unterschiedliche Größen. Auf gut Glück warf Lennart drei verschiedene Modelle in den Einkaufswagen.

Mit den Windeln verhielt es sich genauso. Jerry hatte Stoffwindeln getragen, die ständig gewaschen werden mussten, aber so etwas wurde im ICA-Supermarkt nicht mehr verkauft. Lennart

stand vor einer Wand aus farbenfrohen Plastikverpackungen wie ein Buddhist vor der Klagemauer. Das war nicht seine Welt. Er hatte nicht die geringste Ahnung.

Er wollte es schon genauso machen wie mit den Nuckelflaschen, als er entdeckte, dass es die Windeln in unterschiedlichen Größen für unterschiedliche Altersstufen gab. Für Neugeborene konnte er nur zwischen zwei Sorten wählen, und Lennart entschied sich für eine Packung der teureren Marke. An Milchnahrung gab es zum Glück nur eine Sorte, und der Inhalt des Einkaufswagens wurde um zwei rote Pappkartons bereichert.

Mehr fiel ihm nicht ein.

Schnuller? Jerry hatte einen Schnuller gehabt, und wozu hatte das geführt? Fürs Erste keinen Schnuller. Lennarts Blick blieb an einer Giraffe hängen oder vielmehr an einem Giraffenhals mit Kopf, der auf eine Kugel montiert war und sich immer wieder aufrichtete. Er legte ihn in den Einkaufswagen.

Jede dieser greifenden und loslassenden Bewegungen kam ihm absurd vor. Es waren Babysachen. Dinge, die für ein Baby bestimmt waren. Ein zappelndes und schreiendes kleines Wesen, das an einem Ende Nahrung aufnahm und sie am anderen Ende verdaut wieder ausschied. Ein Wesen, das er im Wald gefunden hatte …

Und wieder senkte sich diese überirdische *Ruhe* über ihn. Die Arme wurden schlaff und hingen an seinen Seiten hinunter, während sich sein Blick auf eine der Spiegelkugeln unter der Decke richtete. Er sah kleine Menschen, die sich zwischen den Regalen bewegten, sah sie aus der Perspektive Gottes und wollte seine Hand ausstrecken und ihnen allen sagen, dass ihnen vergeben sei. Alles, was sie ihm angetan hatten, würde keine Rolle mehr spielen.

Ich vergebe euch. Ich mag euch. Eigentlich mag ich euch.

»Verzeihung.«

Einen Moment lang glaubte er, dass tatsächlich jemand auf sein Angebot zur Amnestie eingegangen war. Doch dann kehrte er in die Wirklichkeit zurück und sah eine kleine, dicke und glubschäugige alte Dame, die sich an ihm vorbei zur Gläschennahrung drängte.

Er griff nach dem Einkaufswagen und schaute sich um. Zwei ältere Herren standen da und beobachteten ihn. Er wusste nicht, wie lange er sich in seiner versöhnlichen Katatonie befunden hatte, aber wohl kaum länger als ein paar Sekunden. Mehr war nicht nötig, und die Leute fingen an zu glotzen.

Lennart verzog das Gesicht und ging zu den Kassen. Die Innenflächen seiner Hände waren verschwitzt, und plötzlich war er davon überzeugt, dass er auf eine ganz unnatürliche Weise ging. Er spürte seinen Pulsschlag in den Schläfen, und die Blicke wirklicher und eingebildeter Beobachter brannten in seinem Rücken. Die Leute kommentierten flüsternd den Inhalt seines Einkaufswagens und verdächtigten ihn aller möglichen Dinge.

Du musst dich beruhigen. Lass es ruhig angehen.

Er hatte ein Patentrezept für den Fall, dass ihn solche Gefühle beschlichen, wie es hin und wieder vorkam: Er tat einfach so, als wäre er Christer Sjögren von den *Vikingern*. Die Goldenen Schallplatten, die Fernsehshows, die Deutschlandtourneen und der ganze Zirkus. Dass die Leute ihn anstarrten, lag daran, dass er so schrecklich berühmt war.

Lennart drückte den Rücken durch und schob den Einkaufswagen mit größerer Zuversicht vor sich her. Nur noch ein paar Schritte bis zu den Kassen, und die Fantasiewelt war komplett: Hier kommt Christer. Natürlich musste er an der Kasse nicht anstehen, und als er seine Waren auf das Band legte, lächelte er die Kassiererin an und ließ die charmante Lücke zwischen seinen Schneidezähnen aufblitzen.

Er bezahlte mit einem Fünfhundert-Kronen-Schein, bekam sein Wechselgeld zurück und stopfte die Sachen in zwei Plastiktüten, bevor er seine Schritte selbstbewusst durch das Gewimmel lenkte. Erst nachdem er die Tüten auf die Rückbank geworfen, sich hinter das Steuer gesetzt und die Tür hinter sich zugezogen hatte, konnte er die Maske fallen lassen, zu sich selbst zurückkehren und Christer erneut mit Verachtung begegnen.

Mein eigenes, verdammtes blaues Hawaii.

Als er zurückkam, saß Laila am Küchentisch. Das Mädchen lag in ihren Armen, eingewickelt in eine von Jerrys alten Babydecken. Lennart stellte die Tüten auf dem Küchenboden ab, und Laila schaute mit diesem Ausdruck zu ihm hinauf, bei dem sich sein Magen jedes Mal zusammenkrampfte: der Mund weit aufgerissen, die Augenbrauen hochgezogen. Hilflos und verwundert. Das hatte *seinerzeit* vielleicht noch funktioniert, heute tat es das nicht mehr.

Lennart kramte den Karton mit der Milchnahrung aus der Tüte und fragte, ohne Laila dabei anzuschauen: »Was ist los mit dir?«

»Sie hat keinen einzigen Ton von sich gegeben«, sagte Laila. »Die ganze Zeit nicht einen Ton.«

Lennart goss zweihundert Milliliter Wasser in einen Topf und stellte ihn auf den Herd.

»Wie meinst du das?«

»Genau so, wie ich es sage. Sie müsste doch hungrig sein oder … ich weiß nicht. Irgendetwas eben. Sie müsste doch etwas sagen. Laute von sich geben.«

Lennart legte den Messlöffel zur Seite und beugte sich über das Kind. Es zeigte denselben konzentrierten Gesichtsausdruck wie zuvor, als ob es dalag und intensiv nach etwas lauschte. Er stupste mit

dem Finger auf die platte Nase, und die Lippen verzogen sich zu einer unzufriedenen Grimasse.

»Was machst du da?«, fragte Laila. Lennart kehrte zur Arbeitsplatte zurück, schüttete das Pulver in das Wasser und begann zu rühren. Lailas Tonlage stieg um eine Terz.

»Hast du gedacht, sie ist tot?«

»Ich habe gar nichts gedacht.«

»Hast du gedacht, ich würde hier neben einem toten Kind sitzen und es noch nicht einmal merken, hast du das etwa gedacht?«

Lennart rührte mit ein paar harten Schlägen und prüfte die Temperatur der Milch mit dem Finger. Er zog den Topf von der Platte und nahm sich auf gut Glück eines der Babyfläschchen, während Laila im Hintergrund weiternölte.

»Du bist wirklich unglaublich, weißt du das? Du glaubst, du wärst der Einzige hier, der den Durchblick hat. Aber ich kann dir sagen, während all der Jahre, als Jerry noch klein war und du nur …«

Nachdem Lennart die Milch eingefüllt und den Sauger auf die Flasche geschraubt hatte, trat er einen Schritt vor und verpasste Laila eine Ohrfeige mit der flachen Hand.

»Halt's Maul. Sprich nicht über Jerry.«

Er hob das Kind aus ihren Armen und setzte sich auf einen Stuhl auf der anderen Seite des Tisches. Unter der Babydecke drückte er sich heimlich die Daumen und hoffte, dass er den richtigen Sauger erwischt hatte. In diesem Augenblick wollte er sich auf gar keinen Fall einen Fehler erlauben.

Die Lippen des Mädchens schlossen sich um den Nuckel, und es begann gierig den Inhalt der Flasche einzusaugen. Lennart schielte zu Laila hinüber, die seinen Erfolg nicht bemerkt hatte. Sie massierte sich die Wange, und stille Tränen kullerten in die Falten,

die um ihren Hals liefen. Schließlich stand sie auf, taperte ins Schlafzimmer und schloss die Tür hinter sich ab.

Das Kind saugte beinahe ebenso lautlos, wie es alles andere auch zu tun schien. Nur ein schwaches Schnaufen war zu hören, wenn es durch die Nase einatmete, während der Mund weiter den Sauger bearbeitete und der Inhalt der Flasche sich rasch verminderte. Als die Flasche beinahe geleert war, konnte Lennart ein leises Knistern von Stanniolpapier aus dem Schlafzimmer hören. Er ließ sie machen. Er hatte genug anderes, an das er denken musste.

Mit einem zischenden Geräusch ließ das Kind die Flasche los und schlug die Augen auf. Irgendetwas krabbelte Lennarts Rückgrat hinauf und ließ ihn schaudern. Die Augen des Kindes waren strahlend blau und wirkten riesig in dem kleinen Gesicht. Für einen Augenblick weiteten sich die Pupillen, und Lennart bekam das Gefühl, in einen Abgrund zu starren. Dann zogen sie sich im Licht wieder zusammen, und die Augenlider fielen zu.

Lennart saß für lange Zeit mucksmäuschenstill da. Das Kind hatte ihn angeschaut. Es hatte ihn zu Gesicht bekommen.

4

Als Laila aus dem Schlafzimmer kam, hatte Lennart das Baby auf ein Frotteehandtuch auf den Küchentisch gelegt. Er drehte eine Windel in seinen Händen hin und her und versuchte herauszufinden, wie man sie befestigte, bis Laila sie ihm wegnahm, ihn zur Seite schob und sagte: »Ich mach das.«

Ihr Atem roch nach Kakao und Minze, aber Lennart sagte nichts. Er legte die Hände auf den Rücken, trat einen Schritt zurück und

beobachtete, was Laila mit den Laschen und Klebestreifen anstellte. Ihre linke Wange war rot angelaufen, und über das Rote hinweg liefen Streifen getrockneter, salziger Tränen.

Sie war ein steiler Zahn gewesen, eine fesche Braut und eine Anwärterin auf den schillernden Thron, auf dem Lill-Babs saß und jodelte. Ein Kritiker hatte sie im Scherz als »Little Lill-Babs« bezeichnet. Dann hatten Lennart und sie sich zusammengetan, und ihre Karriere nahm eine etwas andere Richtung. Mittlerweile wog sie siebenundneunzig Kilo und hatte Probleme mit den Beinen. Der steile Zahn lebte in ihrem Gesicht weiter, aber man musste schon ein Passepartout zu Hilfe nehmen, um ihn ausmachen zu können.

Laila befestigte die Windel und wickelte das Kind in die Decke mit den blauen Teddybären. Sie holte ein Frotteehandtuch und bereitete ihm ein Bett in dem großen Picknickkorb, legte das nach wie vor schlafende Kind vorsichtig hinein. Lennart stand mit hinter dem Rücken verschränkten Händen dabei und verfolgte das Ganze. Er war zufrieden. Das lief gut hier.

Laila hob den Korb hoch und ließ ihn vorsichtig wie eine Wiege hin und her pendeln. Zum ersten Mal, seit sie aus dem Schlafzimmer gekommen war, schaute sie Lennart an.

»Und jetzt?«

»Was meinst du?«

»Was sollen wir jetzt tun? Wo geben wir es ab?«

Lennart nahm Laila den Korb weg, ging ins Wohnzimmer und stellte ihn in den Sessel. Er beugte sich über das Kind und streichelte mit dem Zeigefinger über seine Wange. Hinter sich hörte er Lailas Stimme: »Das meinst du nicht ernst.«

»Warum nicht?«

»Das ist nicht erlaubt. So viel ist dir doch klar.«

Lennart drehte sich um und streckte den Arm aus. Laila wich ein kleines Stück zurück, doch Lennart drehte die Handfläche nach oben, um sie einzuladen, seine Hand zu ergreifen. Sie näherte sich zögerlich, als ob sie befürchtete, dass der ausgestreckte Arm sich jederzeit in eine Schlange verwandeln könnte. Schließlich legte sie ihre Hand in seine. Lennart führte sie in die Küche hinaus, wo er sie am Küchentisch platzierte, eine Tasse Kaffee einschenkte und vor ihr auf den Tisch stellte.

Laila verfolgte seine Bewegungen mit wachsamen Blicken, während Lennart eine Tasse für sich selbst einschenkte und sich ihr gegenüber an den Tisch setzte.

»Ich bin nicht böse«, sagte er. »Ganz im Gegenteil.«

Laila nickte und führte die Tasse zum Mund. Ihre Zähne waren verfärbt vom Schokoladensabber. Lennart machte sie nicht darauf aufmerksam. Ihre Wangen bebten auf eine unangenehme Art, als sie das warme Getränk hinunterschluckte. Auch darüber verlor Lennart kein Wort. Was er sagte, war: »Liebling.«

Lailas Augen wurden schmal.

»Ja?«

»Ich habe noch nicht alles erzählt. Von dem, was im Wald passiert ist. Als ich das Mädchen gefunden habe.«

Laila legte ihre Hände auf der Tischplatte übereinander.

»Dann erzähl es, *Liebling*.«

Lennart ignorierte den ironischen Unterton und fuhr fort: »Sie hat gesungen. Nachdem ich sie aus der Grube ausgebuddelt hatte, hat sie gesungen.«

»Sie hat doch noch keinen Ton von sich gegeben.«

»Hör mir zu. Ich erwarte nicht, dass du es verstehst, wo du doch ohnehin kein Gehör hast …«

Lennart hob die Hand, um dem Protest zuvorzukommen, von dem er wusste, dass er kommen würde. Denn wenn Laila noch auf irgendetwas stolz war, dann war es ihre Singstimme und ihre Fähigkeit, jeden Ton perfekt zu treffen. Aber darum ging es hier nicht.

»Du hast nicht so ein Gehör, wie ich es habe«, sagte Lennart. »Deine Stimme ist besser und du triffst die Töne genauer, blablabla … Bist du jetzt zufrieden? Aber darüber reden wir hier nicht. Wir reden über das Gehör.«

Laila hörte wieder zu. Trotz der Art und Weise, mit der er sein Lob serviert hatte, erfüllte es seinen Zweck. Ihre Fähigkeiten waren anerkannt worden und Lennart konnte fortfahren: »Du weißt, dass ich ein absolutes Gehör habe. Nachdem ich die Plastiktüte geöffnet und sie herausgeholt hatte … begann sie zu singen. Zuerst ein E. Dann ein C. Und schließlich ein A. Und ich meine damit kein Geschrei, das wie ein Ton klang, sondern … *Sinustöne*. Perfekte Sinustöne. Wenn du ein Messgerät an ihr A gehalten hättest, wären vierhundertvierzig Hertz angezeigt worden.«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine gar nichts. Es war einfach so. Sie sang eben. Und ich habe noch nie etwas Vergleichbares gehört. Kein Schwanken, kein Kratzen. Als würde ein … Engel singen. Ich habe es immer noch im Ohr.«

»Was willst du damit sagen, Lennart?«

»Dass ich sie nicht weggeben kann. Vollkommen unmöglich.«

5

Der Kaffee war ausgetrunken. Das Kind schlief. Laila stapfte mit einem Holzlöffel in der Hand durch die Küche und schwang ihn durch die Luft, als wollte sie neue Argumente damit einsammeln. Lennart saß mit aufgestütztem Kopf am Tisch und hörte nicht zu.

»Wir haben gar nicht die Möglichkeit, uns um ein Kind zu kümmern«, sagte Laila. »Wie soll das denn funktionieren bei dem Leben, das wir führen? *Ich* habe jedenfalls keine Lust, alles noch einmal von Anfang an durchzumachen mit den schlaflosen Nächten und dass man ständig an das Kind gefesselt ist. Gerade jetzt, wo wir endlich …«

Der Löffel hielt inne und machte eine zögerliche Seitwärtsbewegung. Laila wollte es nicht sagen, aber weil sie glaubte, dass dieses Argument Eindruck auf Lennart machen würde, sagte sie es trotzdem:

»… wo wir endlich Jerry aus dem Haus haben. Sollen wir das alles jetzt noch mal durchmachen? Und überhaupt, Lennart, entschuldige, dass ich das sagen muss, aber ich glaube nicht, dass wir die geringste Chance haben, dass jemand uns als Adoptiveltern akzeptieren würde. Zum einen sind wir zu alt …«

»Laila.«

»Und du kannst dich darauf verlassen, dass sie Akten über Jerry haben, sie werden uns fragen …«

Lennart schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, hart. Der Löffel hielt inne, und der Redeschwall kam zum Erliegen.

»Die Frage einer Adoption wird sich gar nicht erst stellen«, sagte Lennart. »Ich habe nicht vor, sie wegzugeben. Niemand darf erfahren, dass sie bei uns ist. Aus genau den Gründen, die du so überzeugend dargelegt hast.«

Laila ließ den Löffel fallen. Er sprang kurz in die Höhe und blieb dann stumm zwischen ihnen liegen. Laila schaute Lennart an, schaute den Löffel an. Als er keine Anstalten machte, ihn aufzuheben, ging sie ungelenk in die Hocke und nahm ihn in den Arm, als ob er das Kind wäre, über das sie gerade sprachen.

»Jetzt bist du verrückt geworden, Lennart«, flüsterte sie. »Jetzt bist du vollkommen verrückt geworden.«

Lennart zuckte mit den Schultern.

»Aber so wird es sein. Du musst dich eben damit abfinden.«

Lailas Mund öffnete sich und klappte wieder zu. Der Löffel wurde herumgewirbelt, als sollte er eine Schar unsichtbarer Dämonen vertreiben. Als Laila schließlich kurz davor war, einen der Sätze auszusprechen, die sich in ihrer Kehle stauten, klopfte es an der Tür.

Lennart sprang vom Tisch auf, schubste Laila zur Seite und eilte ins Wohnzimmer, wo er den Korb mit dem immer noch schlafenden Kind hochhob. Das Klopfen, das sie gehört hatten, war ein so alltägliches Ereignis, dass er es sofort wiedererkannt hatte. Jerry *war zufällig gerade in der Gegend*.

Mit dem Korb in der Hand trat er vor Laila und hielt einen gestreckten Zeigefinger vor ihre Nase: »Kein Wort, hörst du? Kein einziges Wort!«

Lailas aufgerissene Augen schielten leicht, während sie den Kopf schüttelte. Lennart raffte die Babysachen zusammen und warf sie in die Besenkammer, bevor er zur Kellertreppe eilte. Als er die Tür hinter sich zuzog, hörte er Lailas humpelnde Schritte im Flur. Er schlich die Treppe hinunter, wobei er den Korb am Schaukeln zu

hindern versuchte, damit das Baby nicht aufwachte. Er ging am Heizungsraum vorbei und öffnete die Tür zum Gästezimmer, Jerrys altem Kinderzimmer.

Ein Welle feuchter Kühle schlug ihm entgegen. Das Gästezimmer hatte noch keinen einzigen Gast gesehen, seit Jerry ausgezogen war, und der einzige Besuch, den das Zimmer bekam, war er selbst, wenn er zweimal im Jahr hinunterging, um zu lüften. Ein schwacher Geruch nach Schimmel hing in den Decken und Kissen.

Er stellte den Korb auf dem Bett ab und drehte den Heizkörper auf. Es plätscherte in den Rohren, als das warme Wasser einströmte. Er saß eine Minute dort, mit der Hand am Heizkörper, bis er fühlte, dass er warm wurde und er ihn nicht entlüften musste. Dann deckte er das Kind mit einer weiteren Decke zu.

Das kleine Gesicht war immer noch in einen – wie er hoffte – festen Schlaf versunken, und er verzichtete darauf, die Wange zu streicheln.

Schlaf, kleines Wunder, schlaf.

Er wagte nicht, Laila mit Jerry allein zu lassen, besaß nicht das geringste Vertrauen in ihre Fähigkeit, Jerry gegenüber dichtzuhalten, falls dieser mit einer unangenehmen Frage kam, und so schloss er mit angsterfüllter Brust die Tür zum Gästezimmer und hoffte, hoffte, dass das Kind nicht aufwachen und anfangen würde zu schreien oder … zu singen. Die Töne, die er gehört hatte, würden alles durchdringen.

Jerry saß am Küchentisch und schaufelte Butterbrote in sich hinein. Laila saß ihm direkt gegenüber und rang die Hände. Als Jerry Lennart erblickte, salutierte er und sagte: »Ahoj, Kapitän.«

Lennart ging zum Kühlschrank und schloss die Tür, die noch einen Spaltbreit offen stand. Ein ansehnlicher Teil des

Kühlschrankinhalts war auf dem Küchentisch aufgebaut worden, sodass Jerry eine akzeptable Auswahl hatte, während er seine Brote schmierte. Jerry biss von einem Sandwich mit Leberwurst, Käse und Gewürzgurke ab, nickte zu Laila hinüber und sagte: »Was zum Teufel ist denn mit Mama los? Die ist ja vollkommen neben der Kappe.«

Lennart ersparte sich eine Antwort. Jerry leckte sich den Gurkensaft von den Fingern, die dick und unbeweglich waren. Früher waren sie einmal schmal und geschmeidig gewesen und konnten wie Vogelschwingen über den Gitarrenhals fliegen.

Ohne Jerry anzuschauen sagte Lennart: »Wir sind ein bisschen beschäftigt.«

Jerry grinste und begann sich ein neues Brot zu schmieren. »Warum seid ihr denn auf einmal beschäftigt. Ihr seid doch sonst nie mit irgendetwas beschäftigt.«

Eine Tube mit Kaviarpaste lag vor Lennart auf dem Tisch. Jerry hatte sie in der Mitte zusammengedrückt, und Lennart begann den Kaviar demonstrativ an die Spitze der Tube zu drücken und das Tubenende aufzurollen. In seinen Schläfen begann sich ein leichter Kopfschmerz bemerkbar zu machen.

Jerry vertilgte sein Butterbrot mit vier Bissen, lehnte sich in seinem Stuhl zurück, verschränkte die Hände hinter dem Nacken und schaute sich in der Küche um.

»Aha, soso. Ihr seid also ein bisschen beschäftigt.«

Lennart zog seine Brieftasche heraus.

»Brauchst du Geld?«

Jerry verzog das Gesicht, als wäre das ein völlig neuer Gedanke für ihn, und schaute zu Laila hinüber. Er entdeckte etwas und legte den Kopf schief.

»Was ist denn mit deiner Wange passiert, Mama? Hat er dich geschlagen?«

Laila schüttelte den Kopf, wirkte dabei aber so wenig überzeugend, dass sie genauso gut Ja hätte sagen können. Jerry nickte und kratzte sich über die Bartstoppeln. Lennart hielt die geöffnete Brieftasche in der ausgestreckten Hand. Die Schweißelektroden an den beiden Seiten seines Kopfes kamen in Kontakt und schickten einen glühenden Draht aus Schmerz durch seinen Schädel.

Mit einem plötzlichen Ruck erhob sich Jerry aus seinem Stuhl in Richtung Lennart, der sich instinktiv zurückzog. Jerry vollendete die Bewegung in etwas ruhigerem Tempo, und bevor Lennart reagieren konnte, war die Brieftasche von seiner Hand in Jerrys gewandert.

Jerry summte vor sich hin, während er das Fach mit den Geldscheinen öffnete und mit den Überresten seiner kindlichen Fingerfertigkeit drei Hunderter zwischen Daumen und Zeigefinger klemmte, die Brieftasche zu Lennart zurückwarf und sagte: »Das kostet, weißt du.« Er ging zu Laila hinüber und strich ihr über das Haar. »Sie ist schließlich meine kleine Mama. Du kannst mit ihr nicht machen, was du willst.«

Seine Hand kam auf Lailas Schulter zur Ruhe. Als ob es sich um eine echte Zärtlichkeit gehandelt hätte, ergriff Laila seine Hand und drückte sie. Sie nahm, was sie kriegen konnte. Lennart schaute zu und ekelte sich. Wie war aus diesen beiden Monstern seine Familie geworden? Zwei selbstmitleidige Fettaugen, die an ihm festklebten und ihn mit nach unten zogen, wie hatte es dazu kommen können?

Jerry zog seine Hand zurück und machte einen Schritt auf Lennart zu, dessen Körper automatisch zurückzuckte. Selbst wenn der größere Teil von Jerrys gut hundert Kilo Körpermasse eher von

Dönertellern als von Muskelarbeit herrührte, war er dennoch bedeutend stärker als Lennart und imstande. *Imstande*.

»Jerry.«

Lailas Stimme hatte einen flehentlichen, kraftlosen Klang. Sie klang wie eine Mutter, die neben ihrem ungehörigen Sohn steht und sagt: »Aber mein Schatz, so etwas darfst du nicht mit den Fröschen machen«, ohne auch nur einen Finger zu rühren. Trotzdem hielt Jerry inne und sagte: »Ja, Mama?«

»Es ist nicht so, wie du glaubst.«

»Wie ist es dann?«

Jerry wandte sich Laila zu, und ihre Augen suchten Lennarts. Er schüttelte knapp und verärgert den Kopf, sodass Laila wie Buridans Esel zwischen zwei Heuhaufen stand. In ihrer Verwirrung griff sie nach ihrem Rettungsanker. Ihr Körper verlor jede Spannung, und sie starrte auf die Tischplatte, während sie murmelte: »Mir tut alles so weh.«

Obwohl es kaum Lailas Absicht gewesen sein dürfte, war das Ergebnis ganz in Lennarts Sinn. Jerry seufzte und schüttelte den Kopf. Er konnte das Gejammer seiner Mutter nicht mehr hören, die steifen Gliedmaßen und die Schmerzen im Nacken und die ganze Liste aus dem Medizinlexikon über die Nebenwirkungen von Medikamenten, die sie nicht einmal einnahm. Er trottete aus der Küche, und Lennarts Herz setzte einen Schlag aus, als Jerrys Hemd über den Giraffenkopf auf der Arbeitsplatte streifte, den er vergessen hatte zu verstecken.

Die Giraffe schaukelte hin und her, während Jerry in den Flur hinausging und sich seine Motorradstiefel anzog. Lennart trat ein paar Schritte vor, bis sein Körper den Blick auf die Giraffe verdeckte. Jerry schaute zu ihm auf und lächelte ironisch.

»Kommst du mir nach, um auf Wiedersehen zu sagen? Das gab's ja lang nicht mehr.«

»Tschüs, Jerry.«

»Ja, ja. Bis zum nächsten Mal.«

Jerry knallte die Tür hinter sich zu. Lennart wartete zehn Sekunden, dann eilte er zur Tür und schloss sie ab. Er hörte, wie Jerry das Motorrad anließ, und schließlich das sich entfernende Motorengeräusch. Er massierte sich die Schläfen, rieb sich die Augen und atmete tief durch. Dann ging er in die Küche zurück.

Laila saß noch da, wie er sie verlassen hatte – zusammengesunken am Küchentisch, wobei sie an ihrer Bluse herumzupfte wie ein kleines Mädchen. Ein einsamer Sonnenstrahl verirrte sich durch das Fenster und fiel auf ihr Haar, das für einen Augenblick golden schimmerte. Vollkommen unerwartet wurde Lennart von einer plötzlichen Zärtlichkeit übermannt. Er sah ihre Einsamkeit. Ihre gemeinsame Einsamkeit.

Leise ging er hinüber, setzte sich zu ihr und ergriff ihre Hand über den Tisch hinweg. Einige Sekunden verflossen. Im Haus war es still geworden, nachdem die Naturgewalt namens Jerry hindurchgefegt war.

Es hatte auch andere Zeiten gegeben. Ein anderes Leben. Lennart erlaubte es sich, für einen Moment in diesen Erinnerungen zu verweilen. Wie alles auch ganz anders hätte kommen können.

Laila richtete sich ein wenig auf.

»Woran denkst du?«

»Nichts. Nur dass wir … dass es vielleicht noch eine Chance gibt.«

»Worauf?«

»Ich weiß nicht. Auf … irgendetwas.«

Laila zog ihre Hand zurück und begann an einem der Knöpfe ihrer Bluse zu nesteln.

»Lennart. Ganz gleich, was du sagst, wir können dieses Kind nicht behalten. Ich werde beim Jugendamt anrufen, und dann werden wir sehen, was sie dazu sagen, was wir machen sollen.«

Lennart drehte den Kopf in seiner Hand, und ohne lauter zu werden, sagte er: »Laila. Wenn du das Telefon auch nur anrührst. Ich bringe dich um.«

Lailas Lippen zuckten.

»Das hast du schon gesagt.«

»Da habe ich es auch schon ernst gemeint. Und ich meine es immer noch ernst. Wenn du weitergemacht hättest mit dem … was du getan hast, ich hätte dasselbe gemacht, was ich auch tun werde, wenn du irgendwo anrufst oder mit jemandem sprichst. Ich werde in den Keller gehen und die Axt holen. Dann werde ich wieder nach oben kommen und sie dir in den Kopf hauen, bis du tot bist. Danach mag passieren, was will. Das ist mir gleichgültig.«

Die Worte flossen wie Perlen aus seinem Mund. Er war klar bei Verstand und vollkommen ruhig, und er meinte jedes Wort, das er sagte. Es war ein angenehmes Gefühl, und seine Kopfschmerzen verschwanden, als ob jemand auf einen Knopf gedrückt hätte. Er hatte den Handschuh geworfen. Alles, was gesagt werden musste, war gesagt, und es war dem nichts mehr hinzuzufügen.

Das Leben konnte von vorn beginnen. Vielleicht.

6

Lennart und Laila.

Es war nie so richtig in Gang gekommen.

Vielleicht erinnert sich jemand an »Sommerregen« von 1969. Das Lied schaffte es bis auf Platz 5 der schwedischen Hitparade und ist wohl immer noch auf manchen dieser CD-Sampler zu finden, die man in den Supermärkten hinterhergeworfen bekommt.

Seit sie 1965 ein Paar geworden waren und auch musikalisch begonnen hatten zusammenzuarbeiten, nannten sie sich einfach *Lennart&Laila*, bis sie 1972 ihren Namen änderten. Sie hatten noch ein paar weitere Songs, die ganz unten in die Hitparaden hineinschnuppern konnten – genug, um zahlreiche Auftritte zu bekommen, aber einen echten Durchbruch hatte es nie gegeben.

Dann suchten sie sich einen neuen Manager. Er war zwanzig Jahre jünger als sein Vorgänger, und als Allererstes riet er ihnen, den Namen zu ändern. Der alte klinge wie eine Provinzversion von *Ike and Tina Turner*, und diese Masche, einfach alle Namen aufzuzählen, habe schon mit *Dave Dee, Dozy, Beaky, Mick and Tich* ihr Ende gefunden. Nein, heutzutage seien kurze, knackige Sachen angesagt.

Von 1972 an firmierten Lennart und Laila also unter dem Namen *The Others*. Lennart mochte das Gefühl, von außen, von unten zu kommen, wie dieser Name es andeutete. Laila hasste den Namen und fand ihn albern, weil er vorgab, dass sie eine andere Musik spielten als die, die sie schon immer gespielt hatten. Sie blieben trotz allem eher die *Lindberg-Schwestern* als *The Who* und hatten nie vor, ihre akustischen Gitarren auf der Bühne zu zertrümmern.

Aber jetzt waren sie nun einmal *The Others*, was Lennart gut in den Kram passte, weil er einen Neustart wollte. Er hatte ein paar Songs geschrieben, die nicht in die alte Schublade passten, mit Harmonien, die irgendwo zwischen der schwedischen Hitparade und Top of the Pops angesiedelt waren. Das war etwas Neues, und was konnte diese neue Ausrichtung besser deutlich machen als ein neuer

Name? Er zog also *Lennart&Laila* aus wie einen aus der Mode gekommenen Popelinemantel und machte sich daran, ein Debutalbum zu komponieren.

Im Frühjahr 1973 war die Scheibe eingespielt und ging ins Presswerk. Als Lennart das erste Exemplar in die Hand bekam, war er so stolz wie nie zuvor. Es war die erste Platte, die er gemacht hatte, bei der er für jede Spur geradestehen konnte.

Als erste Single wurde »Sag mir« ausgekoppelt, ein subtiler Hybrid aus klassischer Tanzbandmusik mit Saxofon, drei Akkorden, beatelesken Moll-Partien und einer Bridge, die geradezu Volksliedcharakter hatte. Es war ein lupenreiner Hitparadenstürmer und gleichzeitig noch viel mehr. Es war einfach für jeden etwas dabei.

Anfang Mai wurde er zum ersten Mal im Radio gespielt, zusammen mit drei anderen Songs, die die Chance hatten, in der kommenden Woche in die schwedische Hitparade vorzustoßen. Es spielten *Thorleifs*, die *Streaplers*, die *Tropicos*. Und *The Others*. Lennart verdrückte eine Träne. Erst als er den Song im Radio hörte, wurde ihm richtig klar, wie gut er eigentlich war.

Ein paar Tage später hatten Laila und er einen Auftritt. Der Veranstalter hatte verlangt, dass sie ihren alten Namen benutzen sollten, weil er den Leuten ein Begriff war. Lennart hatte nichts dagegen einzuwenden, sondern betrachtete es als einen Abschied von vergangenen Zeiten. Ab Sonntag würden andere Töne geblasen.

Also ließen sie Jerry, der damals sieben Jahre alt war, bei Lailas Eltern und fuhren mit dem Tourbus runter nach Eskilstuna. Es war keine große Veranstaltung dort im Folkets Park, nur sie selbst, die *Tropicos* sowie ein paar lokale Kräfte namens *Bert-Görans*.

Sie waren bereits früher ein paar Mal zusammen mit den *Tropicos* aufgetreten und kannten sowohl Roland, den Sänger, als auch die anderen Bandmitglieder. Es gab jede Menge Schulterklopfen

und »Gut gemacht« für Lennart, weil alle die Hitparade gehört hatten. Lennart konnte sich überwinden, etwas Positives über den neuesten Song der *Tropicos*, »Ein Sommer ohne dich«, zu äußern, obwohl er genauso klang wie alle anderen. Sie schrieben ihre Lieder nicht einmal selbst.

Der Abend verlief ohne Pannen. *Lennart&Laila* durften sogar am Schluss spielen und die *Tropicos* damit sozusagen toppen, was sie mit Bravour erledigten. Laila sang besser als je zuvor, vielleicht weil sie wusste, dass es sich um eine Art Schwanengesang handelte. Diese Lieder würden sie nie wieder spielen, hatte Lennart erklärt, und als Laila am Ende ihres Auftritts die letzten Töne von »Sommerregen« anstimmte, bekam ein Teil des Publikums feuchte Augen, und der Applaus toste.

Lennart hatte überlegt, am Schluss noch darauf hinzuweisen, dass sie jetzt *The Others* hießen, und »vergesst nicht, am Sonntag die Hitparade zu hören«, aber angesichts des Beifalls, mit dem sie bedacht wurden, wäre ihm das ein bisschen armselig vorgekommen. Er ließ Laila ihren Schwanengesang in Ruhe genießen.

Danach tranken sie alle zusammen noch ein Bier. Lennart kam mit Göran ins Gespräch, dem Gitarristen von *Bert-Görans*, der ebenfalls größere musikalische Ambitionen hegte, als die Zwangsjacke der schwedischen Hitparade normalerweise zuließ. Er bewunderte Lennart dafür, wie geschickt er den hörerfreundlichen Tanzbandsound mit, wie er es ausdrückte, »eher kontinentalen Klängen« verflochten habe. Er war überzeugt davon, dass darin die Zukunft lag, und sie stießen darauf an.

Als Lennart eine Runde ausgeben wollte, vermisste er plötzlich seine Brieftasche. Er bat Göran zu warten und eilte in die Garderobe zurück, während er innerlich schnurrte wie eine Katze. Es war eben etwas anderes, von Leuten gelobt zu werden, die tatsächlich eine

Ahnung davon hatten, worum es ging. Dieser Göran hatte sich im Übrigen als fähiger Gitarrist herausgestellt, und es war wohl nicht ausgeschlossen, dass …

Lennart öffnete die Tür zur Garderobe, und seine Existenz wurde mit einem Schlag in eine andere Richtung geschleudert. Er schaute Laila direkt ins Gesicht, die vornübergebeugt und mit gespreizten Fingern auf einem Tisch lag. Hinter ihr stand Roland mit heruntergelassenen Hosen und wie im Krampf zur Decke gewandtem Gesicht.

Lennart hatte sie offensichtlich genau im kritischen Moment unterbrochen, denn als Laila ihn erblickte und reflexartig über den Tisch hechtete, als ob sie die Tür wieder zuschlagen wollte, glitt Roland mit einem Stöhnen aus ihr heraus. Er griff nach seinem Schwanz, konnte die Ejakulation aber nicht mehr aufhalten. Die Ladung flog in einem Bogen davon und landete auf einem Schminkspiegel. Lennart sah, wie die zähe Flüssigkeit zu einer Dose mit Bräunungscreme hinunterlief, die vermutlich Roland gehörte.

Er schaute Laila an. Ihre Finger mit den leuchtend roten Nägeln spreizten sich immer noch über die Tischplatte, und ein paar Strähnen ihres Haares klebten an ihren Wangen. Er schaute zu Roland und Roland sah … müde aus. Als ob er sich am liebsten hinlegen und schlafen würde. Er hielt nach wie vor seinen steifen Schwanz in der Hand. Er war größer als Lennart. Viel größer.

Als Lennart die Tür hinter sich zuknallte, hatte sich nur Rolands Schwanz auf seiner Netzhaut eingebrannt. Er verfolgte ihn durch den Korridor, hinaus auf den Parkplatz und bis ins Auto. Er schaltete die Scheibenwischer ein, als ob er sich von ihnen physische Unterstützung erhoffte, dieses Bild endlich wegzuwischen, aber der Schwanz bedrängte ihn, tat ihm Gewalt an. Er war so groß.

Er hatte niemals zuvor einen anderen erigierten Penis gesehen. Er hatte geglaubt, dass er ganz ordentlich ausgestattet war. Jetzt wusste er, dass es sich anders verhielt. Er versuchte sich vorzustellen, wie es sich anfühlen könnte, einen solchen … Pfahl in sich hineingepresst zu bekommen. Es war kaum nachvollziehbar, dass man es als schön empfinden könnte, aber Lailas Gesicht hatte in der einen Sekunde, die es benötigt hatte, um von Genuss auf Entsetzen umzuschalten, eine andere Sprache gesprochen. Er hatte diesen Ausdruck noch nie bei ihr gesehen. Er besaß nicht die Ausrüstung, um ihn bei ihr hervorzulocken.

Die Wischblätter quietschten über die trockene Windschutzscheibe, und Lennart schaltete sie ab. Der Schwanz war verschwunden, stattdessen sah er Lailas Gesicht. Es war so hübsch. So verdammt hübsch und begehrenswert. Und so hässlich in der verzerrten Ekstase. Lennart hatte das Gefühl, entzweigerissen zu werden. Er wollte den Motor anlassen und irgendwohin fahren, sich mit einer Flasche Whisky in einen Straßengraben legen und sterben. Stattdessen schlang er die Arme um den Bauch, schaukelte hin und her und heulte wie ein Welpe.

Nach zehn Minuten wurde die Beifahrertür geöffnet. Laila stieg ein. Sie hatte ihr Haar wieder in Ordnung gebracht. Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander. Lennart schaukelte weiter, hatte aber aufgehört zu heulen. Schließlich sagte Laila: »Kannst du mich nicht schlagen oder so etwas?«

Lennart schüttelte den Kopf, er seufzte. Laila legte die Hand auf sein Knie.

»Bitte, kannst du nicht einfach ein paar Mal zuhauen? Du darfst.«

Es war ein ganz gewöhnlicher Mittwochabend, und die Leute gingen aus dem Park nach Hause. Fröhliche Nachtschwärmer schlenderten über den Parkplatz. Jemand erkannte Laila im Auto

und winkte. Laila winkte zurück. Lennart starrte ihre Hand an, die auf seinem Knie lag, und fegte sie hinunter.

»Ist das auch früher schon passiert?«

»Was meinst du? Mit Roland?«

Irgendwo zwischen Lennarts Brust und seiner Kehle löste sich ein Stalaktit, fiel durch den leeren Raum in seinem Körper und zersplitterte in seinem Bauch. Es war ihr Tonfall.

»Mit anderen?«

Laila faltete die Hände über dem Schoß und betrachtete schweigend eine einsame Frau, die auf zu hohen Absätzen vorüberwackelte. Dann seufzte sie und sagte: »Willst du mich nicht einfach schlagen?«

Lennart ließ den Wagen an.

Die folgenden drei Tage waren kaum auszuhalten. Sie konnten nicht reden, also beschäftigten sie sich. Lennart suchte sich kleine Aufgaben im Garten, und Laila lief. Jerry lief zwischen ihnen herum und versuchte die Stimmung aufzuheitern, indem er Witze erzählte, die lediglich mit einem traurigen Lächeln quittiert wurden.

Laufen war Lailas Methode, sich in Form zu halten, sich schlank und geschmeidig zu halten, »für dich und für das Publikum«, wie sie einmal gesagt hatte. Am Tag nach dem Konzert stand Lennart draußen und ölte die Gartenmöbel, als Laila in ihrem blauen Anorak an ihm vorbeikam. Er setzte den Pinsel ab und schaute ihr nach. Der Anorak und die Hosen saßen unnötig eng an ihrem Körper, ihr langes Haar war in einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der über ihren Rücken wippte, wenn sie in flottem Tempo die Dorfstraße entlanglief.

Jetzt begriff er, worum es dabei eigentlich ging. Sie war auf dem Weg zu einem Stelldichein, wie es so schön hieß. Irgendwo stand ein

Mann in einem Busch und wartete auf sie. Gleich würde sie ihn dort treffen, und dann würden sie ficken wie die Kaninchen. Oder sie genoss es einfach, in ihren engen Klamotten herumzulaufen und die Blicke der Männer auf sich zu ziehen. Oder sie machte beides. Sie zog ihre Blicke auf sich und lief dann in ihre Häuser hinein und ließ sich am laufenden Band vögeln.

Das Öl spritzte in alle Richtungen, als Lennart den Pinsel über die Platte des Gartentischs peitschte. Vor und zurück, vor und zurück. Rein und raus, rein und raus. Die Bilder flimmerten und flackerten, klammerten sich um seine Lungen, bis er kaum noch atmen konnte. Er wurde langsam verrückt. Man sagt das manchmal einfach, aber er fühlte sich wirklich so. Sein Bewusstsein stand auf der Schwelle zu einem dunklen Raum. Darin gab es Vergessen und Stille und ganz hinten in der Ecke … eine kleine Spieluhr, die »Auld lang syne« spielte. Er würde im Dunkeln sitzen und an der Kurbel drehen, bis er für immer einschlief.

Aber er pinselte weiter den Tisch, und als er den Tisch gepinselt hatte, nahm er sich der Stühle an, und als er mit ihnen fertig war, kam Laila nach Hause, rot und verschwitzt nach all den großen Schwänzen, die sie geritten hatte. Als sie ihre Dehnübungen machte, ließ er seinen Blick über ihre Laufkleidung wandern und suchte nach feuchten oder angetrockneten Flecken. Er würde sie finden, wenn er sie sehen wollte, aber er wollte sie nicht sehen, sodass er stattdessen auf die halb vergammelte Eingangstreppe schaute und beschloss, eine neue zu bauen.

Dann kam der Sonntag. Die Hitparade.

Lennart erwachte mit Schmetterlingen im Bauch, was eine willkommene Abwechslung zu den Dämonen bot, die in den vergangenen Tagen an seinen Eingeweiden gezerrt hatten. Als er aus dem

Bett stieg, spürte er nichts als eine normale, unverfälschte Nervosität oder ehrliches Lampenfieber. Dies war der Tag, an dem *The Others* in die Öffentlichkeit treten würden. Dies war der Tag, an dem er und Laila eigentlich Hand in Hand nebeneinandersitzen sollten, um gespannt darauf zu warten, dass die Uhr elf schlug und die Schlagerparade begann.

Diese Möglichkeit gab es nun allerdings nicht mehr, sodass er stattdessen begann, die alte Eingangstreppe abzureißen. Er zog und zerrte mit dem Brecheisen daran herum, bis es fünf vor elf war und Laila mit dem batteriebetriebenen Radio nach draußen kam und sich direkt neben ihn an den Gartentisch setzte.

Abgesehen von der wortlosen Heimfahrt von Eskilstuna war dies das erste Mal, dass sie wieder so nahe beieinandersaßen. Jerry war auf der Geburtstagsfeier eines Freundes, sodass sie auf ihn als Störfaktor nicht hoffen konnten. Lennart arbeitete weiter, während Laila die Hände auf die Knie gelegt hatte und ihm zuschaute. Die wohlbekannte Erkennungsmelodie ertönte, und ein Tropfen Schweiß lief aus Lennarts Achselhöhle an seinem Brustkorb hinunter.

»Jetzt müssen wir die Daumen drücken«, sagt Laila.

»Mhm«, sagte Lennart und ging auf ein paar Nägel los, die so rostig waren, dass die Köpfe abrissen, als er sie mit dem Brecheisen herauszuziehen versuchte.

»Es ist ein wunderschönes Lied«, sagte Laila. »Vielleicht habe ich es dir noch nicht so ausdrücklich gesagt, aber es ist ein fantastisches Lied.«

»Aha«, sagte Lennart.

Er konnte es nicht verleugnen, Lailas Lob bedeutete ihm etwas. Er hatte keine Ahnung, wie es mit ihnen weitergehen sollte, aber im Moment saßen sie trotzdem hier und warteten auf ihren Song. Irgendeine Bedeutung musste das haben.

Zuerst kamen ein paar Neuvorstellungen, dann wurden die Charts gespielt. Platz zehn, neun, acht, sieben, sechs. *Lasse Berghagen*, die *Hootenanny Singers* und so weiter. Olle Kamellen. Lennart hatte sie alle schon tausendmal gehört. Dann kam es. Sein Herz begann wie wild zu hämmern, als er Kent Finell sagen hörte: »Und auf der Fünf der höchste Neueinsteiger der Woche …«

Lennart hielt die Luft an. Die Vögel in den Bäumen verstummten. Die Hummeln saßen still auf ihren Blütenkelchen und warteten.

»*Ein Sommer ohne dich* mit den *Tropicos*!«

Es ertönten die üblichen vier Takte, die wie jedes x-beliebige andere Lied klangen. Laila sagte: »Schade!«, aber Lennart hörte sie nicht. Er starrte auf ein morsches Brett und spürte, wie etwas in seinem Inneren eben diese Beschaffenheit annahm, wie es zusammenschrumpfte und starb. Irgendwo da draußen, ganz weit weg, sang jemand:

Was haben Wärme und Sonne für einen Sinn,
Wenn ich weiß, dass ich in diesem Sommer ohne dich bin.

Roland. Dort sang Roland. Die *Tropicos*. Fünfter Platz. Der höchste Neueinsteiger. Über Lennart kam eine Ruhe, die fast an körperliche Erstarrung grenzte. Er schielte zu Laila hinüber. Sie hielt ihre Augen geschlossen, während sie Rolands Stimme lauschte. Die Andeutung eines Lächelns huschte über ihre Lippen.

Sie hört seine Stimme und denkt an seinen Schwanz.

Laila schlug die Augen auf und blinzelte. Aber es war zu spät. Er hatte es gesehen. Plötzlich spürte er, wie sein Arm zuckte. Das Brecheisen beschrieb einen weiten Bogen und landete oberhalb von Lailas Knie. Sie keuchte und öffnete den Mund zu einem Schrei.

Es war von ganz allein passiert, er hatte keine Kontrolle mehr über die Bewegung, aber tausend Gründe, sich sein Verhalten zu verzeihen. Aber danach war es anders. Als Laila vor Schmerz und Erstaunen gellend aufschrie, stand Lennart auf und holte erneut mit dem Brecheisen aus. Dieses Mal war er sich dessen bewusst, was er tat. Dieses Mal zielte er.

Mit voller Kraft hämmerte er das flache Ende des Brecheisen noch einmal auf dasselbe Knie. Ein schmatzendes Knirschen ertönte, und als Lennart das Brecheisen sinken ließ, begann Blut an Lailas Schienbein hinunterzurinnen, während alle Farbe aus ihrem Gesicht wich. Sie versuchte vom Gartentisch aufzustehen, aber das Bein knickte unter ihr ein, und sie fiel vor seinen Füßen zu Boden, streckte die Hände aus, um sich vor ihm zu schützen, und flüsterte: »Bitte, bitte, nein, nein …«

Lennart betrachtete das blutende Knie. Jede Menge Blut hatte sich unter der Haut angestaut, aber nur ein schmales Rinnsal lief aus einer kleinen Stelle, an der die Haut aufgeplatzt war. Er ließ das Brecheisen eine halbe Umdrehung in seiner Hand kreisen und schlug noch einmal zu, mit dem spitzen Ende nach unten.

Jetzt war es, wie es sein sollte. Das Knie zerplatzte wie ein wassergefüllter Ballon, und die Kniescheibe flog zur Seite, um einer Kaskade von Blut zu weichen, die über Lennarts Beine, über den Gartentisch und über die demolierte Eingangstreppe spritzte.

Vielleicht war es Lailas Glück, dass sie in dieser Situation aufhörte zu schreien und das Bewusstsein verlor, sonst hätte Lennart womöglich mit dem anderen Knie weitergemacht. Er hatte nämlich den Sinn dessen erfasst, was er gerade tat. Jetzt war Schluss mit der Lauferei. Nichts mehr mit schlank »für dich und das Publikum« und all den Typen, die in den Büschen auf sie warteten.

Um ganz auf Nummer sicher zu gehen, hätte er das andere Knie auch noch zerschmettern müssen. Aber als Lennart auf die leblose Gestalt seiner Frau hinunterschaute, auf die Kniescheibe, die nur noch ein Brei aus Knorpeln, Knochensplittern und Blut war, kam er zu dem Schluss, dass es so auch reichen würde.

Damit sollte er recht behalten.

7

Der Keller hatte inzwischen eine angenehme Temperatur, doch die Luft war immer noch feucht, und das Fenster auf Bodenhöhe war beschlagen. Das Mädchen lag in seinem Korb und schaute mit großen Augen an die Decke. Lennart schlug die Decken zur Seite und nahm sie in den Arm. Sie gab keinen Laut von sich und reagierte nicht auf die veränderte Situation.

Lennart hielt ihr die Giraffe vor die Augen, bewegte sie vor und zurück. Sie folgte ihr eine Sekunde mit den Blicken und starrte dann wieder geradeaus. Blind war sie augenscheinlich nicht. Lennart schnippste laut mit den Fingern neben ihrem Ohr, worauf sie leicht die Stirn runzelte. Taub war sie auch nicht. Aber sie war so eigenartig … verschlossen.

Was mochte sie erlebt haben?

Er ahnte, dass das Mädchen etwas älter war, als er zunächst gedacht hatte, vielleicht zwei Monate. In zwei Monaten kann man genug erleben, um sich instinktiv eine Überlebensstrategie zu erarbeiten. Vielleicht hatte die Strategie des Mädchens darin bestanden, dass sie sich unauffällig verhielt. Kein Laut, keine Bewegung, keine Ansprüche.

Die Strategie hatte offensichtlich nicht funktioniert. Sie war im Wald ausgesetzt worden und hätte immer noch dort gelegen, wenn Lennart nicht zufällig vorbeigekommen wäre. Er hielt sie behutsam in den Armen, schaute in ihre grundlosen Augen und sprach zu ihr.

»Kleine, jetzt bist du in Sicherheit. Du musst keine Angst haben. Ich werde mich um dich kümmern, Kleine. Als ich dich singen hörte, da dachte ich, dass … dass es eine Chance gibt. Auch für mich.

Ich habe schlimme Dinge getan, verstehst du, Kleine. Dinge, die ich bereue und die ich gerne ungeschehen machen würde. Trotzdem tue ich sie immer wieder. Aus Gewohnheit. Es ist einfach so gekommen.

Kannst du mir nicht etwas vorsingen. Kleine? Kannst du es nicht noch einmal tun?«

Lennart räusperte sich und sang ein A. Der Ton prallte vom kahlen Putz der Kellerwände ab und er konnte selbst hören, dass er nicht absolut rein war, aber genau wie die Finger nicht in der Lage sind, mit einem Stift ein Bild genau so aufs Papier zu bringen, wie man es sich vorgestellt hat, wenn man nicht gerade zeichnerisch sehr begabt ist, so konnte auch seine Stimme nicht den perfekten Ton erzeugen, den er im Kopf hatte. Aber er war nahe daran.

Der Mund des Mädchen öffnete sich, und Lennart hielt den Ton, brachte seinen Mund auf eine Linie mit ihrem und sandte seinen mangelhaften Ton in sie hinein, während er ihr in die Augen schaute. Sie begann in seinen Armen zu zittern. Nein, nicht zu zittern. Zu vibrieren. Irgendetwas passierte mit der Akustik, und sein Ton klang plötzlich anders. Seine Atemluft ging zu Ende, und erst als sein eigener Ton dünner wurde und verschwand, begriff er, was geschehen war. Das Mädchen hatte mit einem A eine Oktave tiefer geantwortet. Für ein kleines Kind war es eigentlich unmöglich, einen solchen Ton zustande zu bringen, und so klang er ein wenig

unheimlich. Das Mädchen benutzte seinen Körper als Resonanzkasten, und wie eine schnurrende Katze brachte es einen reinen Ton in einem eigentlich unzugänglichen Register hervor.

Als Lennart verstummte, verstummte auch das Mädchen, und sein Körper hörte auf zu vibrieren. Er drückte sie an sich und küsste ihre Wange, während ihm die Tränen in die Augen stiegen. Er flüsterte in ihr Ohr: »Ich hatte schon geglaubt, dass ich mir alles nur eingebildet hätte, Kleine. Jetzt weiß ich, dass es tatsächlich so war. Bist du hungrig?«

Er hielt sie vor sich in die Luft. Nichts in ihrem Gesicht verlieh irgendeinem Wunsch oder Bedürfnis Ausdruck. Er drückte vorsichtig ihren Brustkorb zusammen. Es war unbegreiflich, wie sie einen so tiefen Ton zustande gebracht hatte. Am ehesten war es noch wie bei einer schnurrenden Katze, die ihren Körper als Resonanzkasten verwendet. Aber Katzen schnurren nicht in Sinustönen.

Du bist ein Geschenk. Du bist mir geschenkt worden.

Lennart kontrollierte die Windel, und nachdem er sie hingelegt und wieder zugedeckt hatte, ging er in den Aufbewahrungskeller, um Jerrys Gitterbett herauszusuchen.

8

Während der ersten Tage, nachdem Lennart den Säugling mit nach Hause gebracht hatte, hatte Laila ständig damit gerechnet, dass es an der Tür klopfen, dass das Telefon klingeln und uniformierte Männer ins Haus eindringen würden, um Fragen zu stellen, bevor sie sie in eine Zelle bringen würden, vielleicht sogar in eine Gummizelle.

Nach einer Woche begann die Spannung langsam nachzulassen. Wenn das Telefon einmal läutete, was es nicht häufig tat, hob sie den Hörer immer noch vorsichtig ab, als hätte sie Angst vor dem, was sich am anderen Ende der Leitung befinden könnte. Und allmählich wurde ihr klar, dass niemand kommen würde, um das Kind zu holen.

Lennart verbrachte viel Zeit im Keller, und obwohl Laila es als angenehm empfand, dass er weniger Energie dafür übrig hatte, sich über alles Mögliche aufzuregen, knabberte es doch an ihr. Sie war sich der Gegenwart des Kindes jederzeit bewusst und fragte sich, was Lennart dort unten eigentlich trieb. Denn er war nie besonders kinderlieb gewesen.

Trotz der Schmerzen im Knie, das mittlerweile eher aus Metall als aus organischem Gewebe bestand, ging sie hin und wieder die Kellertreppe hinunter, um zu kontrollieren, wie es um das Kind stand. Lennart empfing sie höflich, aber seine Körpersprache machte unmissverständlich klar, dass sie nur störte.

Sie durfte nicht sprechen. Wenn sie sich im Zimmer auf einen Stuhl gesetzt hatte, hielt Lennart den Zeigefinger vor die Lippen und ermahnte sie zum Schweigen, sobald sie etwas sagen wollte. Als Erklärung führte Lennart an, dass dieses Kind nicht »kaputtgeredet« werden solle, wie es schon einmal geschehen sei.

Manchmal, wenn sie die Tür zum Keller öffnete, hörte sie die Töne. Die Tonleitern. Jedes Mal hielt sie schweigend inne. Lennarts Tenor vermischte sich mit einer helleren Stimme, klar wie Wasser und mit einem Klang wie Glas, der Stimme des Kindes. Sie hatte so etwas noch nie erlebt und noch nie von etwas Ähnlichem gehört.

Und trotzdem. Trotzdem.

Sie war doch ein Kind. Und ein Kind sollte nicht in einem Keller liegen und als einzige Anregung Tonleiterübungen zu hören bekommen.

Lennart bekam immer noch etliche Aufträge als Komponist, und manchmal musste er im Studio anwesend sein, wenn die Stücke eingespielt wurden. Zehn Tage nachdem sie das Kind unter ihre Fittiche genommen hatten, gab es einen solchen Termin.

Normalerweise waren solche Fahrten nach Stockholm eine willkommene Abwechslung für Lennart, zumal er dort für eine Weile wieder in die Welt hineinschnuppern durfte, für die er eigentlich bestimmt war. Dieses Mal fuhr er allerdings nur widerwillig.

»Fahr nur«, sagte Laila. »Ich kümmere mich um das Mädchen.«

»Das bezweifle ich nicht. Die Frage ist nur, *wie* du dich um sie kümmerst.«

Lennart marschierte durch die Küche und trug die Lederjacke über dem Arm, die für derartige Ausflüge vorgesehen war und wahrscheinlich eine Art von Rüstung darstellte. Oder er wollte souverän wirken, und die Jacke unterstützte ihn dabei.

»Was willst du damit sagen, Lennart?«

»Du wirst reden. Reden und reden. Ich kenne dich.«

»Ich werde nicht reden.«

»Was wirst du denn dann tun?«

Laila nahm Lennart die Jacke ab und hielt sie hoch, damit er sie anziehen konnte. »Ich werde ihr Milch geben und ihre Windeln wechseln und dafür sorgen, dass es ihr gut geht.«

Nachdem Lennart aufgebrochen war, ging Laila eine Runde durchs Haus und kramte ein bisschen herum, weil sie sichergehen wollte, dass er nicht wieder zurückkam, weil er irgendetwas

vergessen hatte. Als zwanzig Minuten vergangen waren, öffnete sie die Kellertür und ging hinunter.

Das Mädchen lag in Jerrys Gitterbett und betrachtete ein Mobile aus farbenfrohen Plastiktierchen. Laila fand, dass sie nicht gesund aussah. Sie war zu blass und zu mager. Zu leblos. Keine roten Wangen, keine suchenden, forschenden Bewegungen der Hände.

»Arme Kleine«, sagte Laila. »Du hast nicht viel Freude, was?«

Sie nahm das Mädchen auf den Arm und humpelte zum Aufbewahrungskeller. Auf dem untersten Regalbrett fand sie die Kiste mit den Wintersachen. Sie zog Jerrys ersten Overall heraus und spürte einen Klumpen im Hals, als sie ihn dem Mädchen anzog. Eine Mütze mit Ohrenklappen krönte das Werk.

»So, meine arme Kleine. Jetzt bist du hübsch.«

Sie schniefte, während sie zur Kellertür ging und aufschloss. Das kleine Paket in ihren Armen weckte Erinnerungen. Lennart konnte sagen, was er wollte, aber sie hatte Jerry geliebt. Sie hatte es geliebt, jemanden zu haben, um den sie sich kümmern konnte, der ihren Schutz brauchte und nicht allein zurechtkam. Das war vielleicht nicht das beste oder vernünftigste Motiv, aber sie hatte ihr Bestes gegeben.

Sie öffnete die Tür und stand am Fuß der Betontreppe, atmete die kühle Herbstluft ein. Das Gesicht des Mädchens zog sich zusammen, und sie öffnete den Mund, als wollte sie von der neuen Luft kosten. Sie schien etwas tiefer zu atmen. Laila schlich ein paar Stufen hinauf und spähte über die Rasenfläche.

Laila, reiß dich zusammen. Du bist verrückt.

Ihr Grundstück lag geschützt, und falls doch jemand das Kind sah oder einen Schrei hörte, was würde das schon für eine Rolle spielen? Das Kind war schließlich nicht entführt worden und wurde auch nicht gesucht. Sie hatte die Zeitungen durchgesehen und nichts über

ein verschwundenes Baby gefunden. Wenn Laila Cederström mit einem Baby im Arm über ihr Grundstück ging, würden die Leute nicht direkt zum Telefonhörer greifen, sondern zunächst versuchen, sich eine vernünftige Erklärung dafür zusammenzureimen. Wie man es eben so macht.

Laila stieg vorsichtig die Stufen hinauf und ging zur Fliederlaube in der hintersten Ecke des Grundstücks; dort setzte sie sich mit dem Kind auf dem Schoß auf die Bank. Der Herbst war feucht und mild gewesen, und die Blätter der Fliederbüsche hatten noch nicht begonnen, sich zusammenzurollen, geschweige denn herunterzufallen. Sie saßen geschützt in einer grünen Dreiviertelkugel, und Laila konnte aufatmen.

Anschließend machte sie einen kleinen Spaziergang mit dem Mädchen durch die abgeschirmteren Teile des Gartens, zeigte ihr das Kräuterbeet, die Stachelbeersträucher und die Apfelbäume, an denen die reifen, gelben Astrakan hingen und darauf warteten, gepflückt zu werden. Die Blicke des Mädchens wurden immer lebendiger, je länger sie unterwegs waren, und ihre Wangen begannen ein gesundes Rosa anzunehmen.

Als es zu nieseln begann, kehrten sie ins Haus zurück. Laila rührte eine Milch an und setzte sich mit dem Kind auf dem Schoß aufs Sofa. Das Kind saugte die Milch innerhalb weniger Minuten in sich hinein und schlief in Lailas Armen ein.

Laila ging noch eine Weile mit ihr im Haus herum, genoss es einfach nur, den kleinen, warmen Körper auf den Armen zu tragen. Das Telefon klingelte. Instinktiv drückte sie das Mädchen fester an sich. Sie schaute das Telefon an. Es schaute nicht zurück. Es konnte sie nicht sehen. Sie löste ihren Griff, und das Telefon klingelte erneut.

Aufgeschreckt durch das Geräusch, eilte sie zur Kellertür und zum Zimmer des Mädchens hinunter, während das Telefon in der Küche

weiterläutete. Erst nachdem sie das Mädchen ins Bettchen gelegt hatte und die Giraffe neben sie, verstummte das Telefon. Laila blieb eine Weile neben dem Mädchen sitzen und betrachtete sie durch das Bettgitter. Nicht einmal im Schlaf verlor sie ihren konzentrierten oder wachsamen Gesichtsausdruck. Laila wünschte sich, dass sie ihn zum Verschwinden bringen könnte.

Schlaf gut, kleiner Stern.

Das Telefon begann erneut zu läuten, und es klingelte sieben Mal, bevor Laila die Küche erreichte und antworten konnte. Es war Lennart, und er klang gar nicht glücklich.

»Wo zum Teufel bist du gewesen?«

»Im Keller.«

»Da kannst du das Telefon doch wohl hören.«

»Ich habe sie gerade gefüttert.«

Lennart schwieg. Anscheinend war es die richtige Antwort gewesen. Seine Stimme klang milder, als er fragte: »Und, hat sie gut gegessen?«

»Doch, doch. Eine ganze Flasche.«

»Und ist sie dann eingeschlafen?«

»Ja, direkt danach.«

Laila setzte sich auf einen Stuhl und schloss die Augen. *Dies ist ein ganz normales Gespräch. Ein Mann und eine Frau unterhalten sich über ein Kind. So etwas passiert ständig.* Ihr Körper fühlte sich sonderbar leicht an, als ob sie bei dem kleinen Spaziergang über das Grundstück zwanzig Kilo verloren hätte.

»Es läuft also alles gut?«, fragte Lennart.

»Ja, alles läuft gut.«

Laila konnte hören, wie bei Lennart eine Tür geöffnet wurde. Der Klang seiner Stimme änderte sich, als er sagte: »Okay, dann weiß

ich Bescheid. Ich werde ein paar Stunden länger hierbleiben müssen. Es hat Schwierigkeiten gegeben.«

»Kein Problem«, sagte Laila. Ein Lächeln spielte auf ihren Lippen. »Überhaupt kein Problem.«

9

Lennart hatte in diesem Herbst viel zu tun. Mindestens einmal in der Woche musste er nach Stockholm hineinfahren, und zu Hause verbrachte er viel Zeit an seinem Keyboard. Lizzie Kanger, eine Sängerin, die nach der Vorauswahl zum Eurovision Song Contest etwas bekannter geworden war, sollte nach ihrem total gefloppten Debutalbum eine neue CD veröffentlichen. Die Plattenfirma hatte Lennart engagiert, damit er die bereits geschriebenen Songs »aufhübschte«.

Lennart schrieb komplett neue Stücke bis auf ein paar harmonische Phrasen von dem alten Murks, gerade genug, damit der ursprüngliche Komponist den Abriss seiner Bauruinen akzeptieren konnte.

Er hatte gewusst, worauf er sich einließ. Schon beim ersten Treffen mit der Plattenfirma hatten sie ihm ein Lied vorgespielt, das während des Sommers im Radio rauf- und runtergespielt worden war.

> Sommer in der Stadt, neunzehnhundertneunzig, denkst du noch an mich?

Irgendein kleiner Manager hatte das Tonbandgerät ausgeschaltet und gesagt: »Wir hatten uns etwas in diesem Stil vorgestellt.«

Lennart lächelte und nickte, während er vor seinem inneren Augen eine Wüste voller Skelette sah, die ihm ihre Arme entgegenstreckten und um Hilfe schrien.

Es wäre ein schrecklicher Herbst geworden, wenn er nicht die Stunden mit dem Mädchen gehabt hätte, auf die er sich freuen konnte. Wenn er mit ihr auf dem Schoß im Keller saß und sie seine Tonleitern mit ihrer kristallklaren Stimme beantwortete, hatte er das Gefühl, Teil von etwas Größerem zu sein, das nicht nur größer war als seine erbärmlichen Keyboardläufe, sondern auch größer als das Leben selbst.

Musik. Sie war *Musik*. Die wahre Musik.

Lennart war schon immer der Meinung gewesen, dass alle Menschen von Geburt an musikalisch begabt waren. So war es einfach. Aber dann wurden sie mit musikalischem Dreck zwangsernährt. Sie wurden konditioniert. Am Ende glaubten sie, dass es nichts anderes geben könnte als diesen Dreck, dass Musik so klingen musste. Wenn sie etwas hörten, das kein Dreck war, fanden sie es seltsam und wechselten den Sender.

Das Mädchen war der lebende Beweis dafür, dass er recht hatte. Normalerweise konnten Säuglinge dieser unzerstörten Musik, die in ihnen war, natürlich keinen Ausdruck verleihen, aber sie konnte es. Er wollte nicht glauben, dass es nur ein Zufall war, dass gerade er sie gefunden hatte. Es steckte ein tieferer Sinn dahinter.

Eine weitere Erleichterung bestand darin, dass Laila glücklicher zu sein schien, als sie es lange Zeit gewesen war. Manchmal konnte er

sogar hören, wie sie durchs Haus ging und vor sich hin summte. Meistens natürlich nur alte Schlager, aber ihm gefiel es, ihre Stimme zu hören, während er vor dem Keyboard saß und sich im Schweiße seines Angesichts abmühte, ein weiteres Drei-Akkorde-Stück mit einem überraschenden Moll-Akkord aufzupeppen, obwohl er dabei das Gefühl hatte, Perlen vor die Säue zu werfen.

Alles Gute hatte auch seine Schattenseiten.

Eines Abends, als Lennart im Heizungsraum gewesen war, die letzten Holzscheite des Tages eingeworfen hatte und auf dem Weg zum Kinderzimmer war, um das Mädchen für die Nacht fertig zu machen, hörte er ein Geräusch. Er blieb vor der angelehnten Tür stehen und horchte. Leise, leise hörte er die Stimme des Mädchens, das in seinem Bett lag und … summte. Nachdem Lennart eine Weile zugehört hatte, begann er eine Melodie auszumachen, die er zwar irgendwoher kannte, aber nicht einordnen konnte. Einige Worte flogen vorbei, die zu der Melodie passten.

eyes … exciting … lonely …

Lennart weigerte sich zu glauben, was er gerade hörte. Aber er wusste, dass er sich nicht irrte. Das Mädchen lag da und summte »Strangers in the night«. Lennart öffnete die Tür und ging hinein. Das Summen verstummte unmittelbar.

Er nahm das Mädchen auf seinen Arm und schaute in ihre unergründlichen Augen, die niemals seinen Blick erwiderten, sondern sich auf einen Punkt weit hinter ihm zu fokussieren schienen. Dann verstand er plötzlich. In Wirklichkeit hatte er nicht »Strangers in the night« gehört, sondern »Tausend und eine Nacht«, Lasse Lönndahls schmalztriefende schwedische Version desselben Liedes. Einer von Lailas Favoriten.

So geht es also zu.

Dass es vollkommen unwahrscheinlich war, dass ein Säugling sich eine Melodie merken und wiedergeben konnte, war ein Gedanke, der Lennart gar nicht erst kam. Das Mädchen hatte bereits so viele musikalische Grenzen überwunden, dass es bereits ganz normal für ihn war, aber …

So geht es also zu.

Dreck besitzt die erstaunliche Eigenschaft, sich überallhin zu verbreiten. Es spielt keine Rolle, wie sorgfältig man alles schützt und verpackt. Der Dreck sickert durch alle Spalten, durch die Risse, die man vergessen hat abzudichten. Und dann übernimmt er das Kommando.

Lennart legte das Mädchen auf den Webteppich, wo sie ungeschickt nach den farbigen Bauklötzen schlug, die Laila dort ausgebreitet hatte. Lennart räusperte sich und stimmte leise an: »Ach, du schönes Värmeland …« Das Mädchen nahm keine Notiz von ihm und fuhr fort, die Klötze umherzuschubsen, bis alle außerhalb ihrer Reichweite waren.

10

Es war ein milder Winter, und Laila konnte bis weit in den Dezember hinein mit dem Mädchen an die frische Luft gehen. Anfang Januar kam eine Kältewelle mit Schneefall, und es war eher der Schnee als die Kälte, die Laila an ihren Spaziergängen hinderte, wenn Lennart nicht da war. Sie wollte keine Spuren hinterlassen.

Lennart hatte ihr streng verboten, über das Allernotwendigste hinaus Kontakt mit dem Kind zu suchen. Sie durfte nicht reden, nicht singen und keinen Lärm machen. Das Kind sollte in

vollkommener Stille aufwachsen, abgesehen von den Gesangsübungen, die Lennart mit ihm durchführte. Laila hatte begriffen, worauf sein Projekt hinauslaufen sollte, und hielt es für vollkommen verrückt, aber solange sie selbst dem Kind kleine Oasen der Normalität anbieten konnte, ließ sie ihn machen.

Eines Nachmittags saß sie neben dem Kind und sah ihm beim Spielen zu oder wie man das nennen sollte, was es tat. Das Mädchen hatte das Greifen gelernt und konnte sich lange mit ein und demselben Bauklotz beschäftigen, ihn hochheben und wieder fallen lassen, hochheben und fallen lassen.

Laila versuchte ihr ein paar Stofftiere zu geben, die sie im Keller herausgekramt hatte. Sie schlich sich mit einem kleinen Fuchs heran und sagte: »Hier kommt der Michel und schnuppert … aber … was ist das denn für ein Geruch, den er da schnuppert?«

Das Mädchen war vollkommen desinteressiert, schenkte Michel nicht einmal Beachtung, als er mit der Schnauze gegen ihren Schenkel stupste. Stattdessen griff sie erneut nach dem Klotz, hob ihn bis auf Augenhöhe, betrachtete ihn, ließ ihn los und studierte, wie er sich beim Fallen bewegte und davonrollte. Wenn er außerhalb ihrer Reichweite landete, blieb sie sitzen, bis Laila ihr den Klotz wieder reichte. Dann hob sie ihn wieder hoch und ließ ihn fallen.

Am nächsten Tag, als Lennart sich in seinem Studio eingeschlossen hatte, rief Laila in der Kinderklinik in Norrtälje an.

»Ja, ich habe eine Frage wegen meinem … Kind. Sie ist fast ein halbes Jahr alt und ich mache mir ein bisschen Sorgen wegen ihres Verhaltens.«

»Wie alt ist sie genau?«

Laila räusperte sich und sagte: »Fünf Monate. Und drei Wochen. Und ich frage mich … Sie reagiert irgendwie nicht auf … also wenn

man versucht, mit ihr zu spielen oder so. Sie möchte nicht gucken … Sie hat nur diesen … diesen Klotz, den sie hochhebt und wieder fallenlässt. Und sie macht fast nichts anderes. Ist das normal?«

»Sie sagen, dass sie nicht reagiert? Wenn Sie sie berühren und versuchen, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, wie reagiert sie darauf?«

»Gar nicht. Sie ist nur … wie soll ich sagen … an toten Dingen interessiert. Gegenständen. Das ist das Einzige, womit sie sich beschäftigen möchte.«

»Ja, das ist jetzt schwer zu sagen, aber ich würde Ihnen empfehlen, dass Sie mit ihr zu uns kommen, sodass wir sie uns genauer anschauen können. Waren Sie schon einmal hier?«

»Nein.«

»Nein. Wo sind Sie denn vorher mit ihr gewesen?«

In Lailas Kopf war alles wie weggewischt, und sie sagte das Erste, was ihr einfiel.

»Skövde.«

»Mhm. Könnte ich bitte ihre Versicherungsnummer haben, dann sehen wir mal, ob wir …«

Laila knallte den Hörer auf die Gabel, als hätte sie sich die Hand daran verbrannt, und starrte ihn noch eine halbe Minute an, bevor sie ihn wieder aufnahm. Freizeichen. Keine Stimme verfolgte sie, und sie ging das Gespräch im Kopf noch einmal durch. Der kritische Punkt war das »aber«.

Das ist jetzt schwer zu sagen, aber *ich würde Ihnen empfehlen …*

Ihre Befürchtungen waren nicht unbegründet gewesen. Dieses »aber« deutete darauf hin, das irgendetwas nicht so war, wie es sein sollte. Außerdem waren sie in der Kinderklinik bestimmt sehr vorsichtig mit ihren Aussagen, um verunsicherte Eltern nicht zu erschrecken.

Als Lennart aus seinem Studio kam, versuchte Laila das Problem zur Sprache zu bringen. Sie wagte natürlich nicht zu sagen, dass sie in der Kinderklinik angerufen hatte, sodass sie nur ihre eigenen vagen Beobachtungen vorbringen konnte. Sie erreichte nichts damit. Lennart stimmte durchaus mit ihr darin überein, dass das Mädchen ungewöhnlich passiv war, aber sollte man sich wirklich darüber beklagen?

»Willst du lieber, dass es so ist wie bei Jerry? Fünf oder sechs Mal pro Nacht aufstehen und zu ihm laufen, weil er wachliegt und schreit?«

Lennart war nicht derjenige gewesen, der aufgestanden und hinübergelaufen war, aber den Hinweis ersparte sich Laila. Stattdessen sagte sie: »Ich würde mir nur wünschen, dass wir sie irgendwie einmal untersuchen lassen könnten.«

Sie sah, wie sich Lennarts Kaumuskeln anspannten. Er kam an seine Grenzen. Lennart schlang seine Hände fest ineinander, als wollte er sich selbst daran hindern, etwas mit ihnen zu tun, und sagte:

»Laila. Zum letzten Mal. Wenn nur ein einziger Mensch erfährt, dass wir sie haben, dann werden sie kommen und sie uns wegnehmen. Hör auf, daran zu denken, es gibt keine Möglichkeit. Und außerdem … wenn es wirklich so ist, wie du glaubst, also dass irgendetwas mit ihr nicht stimmt. Was, glaubst du, werden sie dann tun? Ihr Pillen geben? Sie in ein Pflegeheim stecken? Was willst du eigentlich?«

Die letzte Frage war rhetorisch und eigentlich eine Feststellung: *Wie kann man nur so verdammt bescheuert sein*. Lennarts Hände öffneten und schlossen sich und Laila sagte nichts mehr.

Außerdem hatte Lennart tatsächlich einen wunden Punkt getroffen. Was wollte sie eigentlich? Wollte sie, dass das Mädchen in

Behandlung kam? Dass sie Medizin bekam? Nein. Wenn sie darüber nachdachte, wollte sie eigentlich nur, dass jemand, der Ahnung davon hatte, sich das Mädchen anschaute und sagte, dass alles okay sei. Oder dass es nicht okay sei, sondern dieses bestimmte Problem gebe, an dem man nichts ändern könne. Einfach nur, damit sie es wusste.

Zwei Wochen später fuhr Lennart in die Stadt, um bei der letzten Abmischung des Albums dabei zu sein. Der Schnee war geschmolzen, aber die Temperatur war wieder unter null gesunken, sodass der Garten teilweise von Eis bedeckt war und Laila dort keine Spuren hinterlassen würde.

Und das Mädchen musste endlich wieder an die frische Luft.

Es waren festliche Momente, wenn Laila das Mädchen für einen Ausflug anzog. Während sie mit Pullover, Hose, Overall und Mütze hantierte, spürte sie eine Nähe zu dem Kind, die sie sonst nicht empfand. Wenn sie die winzigen Strümpfe zwischen ihren Fingern aufrollte und über die ebenso winzigen Füße des Kindes streifte, konnte sie sich sogar bei dem Gedanken ertappen: *Ich liebe dich, Kleine*.

Das Mädchen war ihr auch früher nicht egal gewesen, aber sie hatte Lailas Gefühle einfach nie erwidert. Bestenfalls untersuchte das Kind Lailas Gesicht mit den Fingern, was sie in der Art tat, wie sie alles andere auch tat: methodisch und beinahe wissenschaftlich. Als ob sie zu begreifen versuchte, wie dieses Ding funktionierte.

Vielleicht lag es auch daran, dass das Ankleiden ein Gefühl der Gegenseitigkeit erzeugte. Wenn Laila die schmalen Arme und Beine des Kindes in den Overall bugsierte und ihr die Handschuhe überstreifte, behandelte sie das Mädchen wie einen Gegenstand. Der sorgsame Umgang mit etwas, das geschützt werden musste.

Sie trug das Mädchen zur Tür und stellte es auf den Treppenabsatz. Das Eis knirschte unter ihren Füßen, als Laila das Mädchen an den Händen festhielt und es die Treppenstufen halb hinaufgehen, halb hinaufschweben ließ.

Der Garten war von Eis und gefrorenen Schneeklumpen bedeckt. Laila steuerte das Mädchen zur kahlen Fliederlaube hinüber.

»Hast du gesehen, Kleine? Das ist Eis.«

Sie waren nicht dazu gekommen, dem Mädchen einen Namen zu geben. Sie hatten darüber diskutiert, aber da sie ja nicht getauft werden sollte und niemand ihnen einen Namen abverlangte, waren sie zu keinem Entschluss gelangt. Laila hatte gehört, dass auch Lennart das Wort »Kleine« verwendete, wenn er mit dem Mädchen sprach, und dabei war es geblieben.

Sie saßen eine Weile auf der Bank unter der Laube. Laila gab dem Mädchen Zweige und trockenes Laub, damit es sie untersuchen konnte. Dann gingen sie eine Runde. Die wackeligen Beine des Mädchens taten sich schwer mit dem Untergrund, und die Kälte ließ Lailas Knie steif werden, sodass sie zentimeterweise voranwackelten.

Sie waren vielleicht noch zwanzig Meter vom Haus entfernt, als Laila das Motorengeräusch hörte. Sie hatte es oft genug gehört, um es sofort wiederzuerkennen. Jerrys Motorrad.

Laila hievte das Mädchen auf ihre Arme und wackelte auf die Kellertreppe zu. Nach zehn Metern fuhr der Schmerz ihr ins Knie. Sie rutschte auf einem Eisfleck aus und fiel mit dem Kopf voran nach vorn. Während des Falls gelang es ihr, sich zu drehen, sodass sie auf der Schulter landete und nicht auf dem Kind. Ihr Kopf knickte zur Seite, prallte auf das Eis, und ihr wurde schwarz vor Augen, während das Kind ihr aus den Armen glitt.

Wie hinter einem roten Schleier hörte sie das Motorrad näher kommen, bis der Motor schließlich abgeschaltet wurde. Der Ständer wurde heruntergeklappt, und Schritte näherten sich. Ein heller Fleck wuchs in der Mitte des roten Schleiers, bis sie den Schnee und das Eis und die blaue Mütze des Kindes wieder erkennen konnte. Jerrys Motorradstiefel traten in ihr Gesichtsfeld und blieben stehen.

»Was zum Teufel treibst du denn da, Mama? Was ist das für ein Kind?«

11

Lennart saß im Auto und war auf dem Weg nach Hause. Ausnahmsweise war er nicht unzufrieden. Normalerweise war er eigentlich immer wütend, wenn er von einer Studiosession oder einem Meeting in Stockholm kam. Aber dieses Mal war alles nach seinen Vorstellungen gelaufen.

Ein neuer Produzent war während der Endphase der Produktion dazugekommen. Als Lennart den jungen Mann erblickt hatte, der mit einer gelben Sonnenbrille auf der Nase durch das Studio schlurfte, war alle Hoffnung von ihm gewichen. Aber man höre und staune, der neue Mann hatte Lennarts Sachen gemocht, hatte sie als »modernisierten Motown-Sound« bezeichnet und ihnen einen »geilen Vintage-Faktor« zugeschrieben. Er hatte zwei eingespielte Tracks, die bereits aussortiert waren, wieder zurückgeholt, und Lennart wurde als Komponist von drei Stücken des Albums aufgeführt. Einer von Lennarts Songs war als erste Single-Auskopplung vorgesehen.

Lennart zog also keine missmutige Grimasse, ließ kein genervtes Seufzen hören, als er Jerrys Motorrad auf ihrem Hof sah. Er war vorübergehend in einen Mantel der Unverwundbarkeit gehüllt. Er war *Komponist* und schwebte über den Misslichkeiten des Alltags.

Laila und er waren seit über fünfundzwanzig Jahren verheiratet und wohnten fast ebenso lange in diesem Haus. Schon als Lennart die Tür hinter sich zuzog und sich die Schuhe aufzuschnüren begann, überkam ihn das Gefühl, dass heute etwas anders war. Die Atmosphäre im Haus war nicht mehr dieselbe, aber er wusste nicht, was dahintersteckte.

Als er die Küche betrat, bekam er die Antwort. Dort saßen Laila und Jerry. Auf Jerrys Schoß saß das Mädchen. Lennart blieb im Türrahmen stehen, und der Mantel fiel von seinen Schultern. Laila warf ihm einen flehenden Blick zu, während Jerry tat, als hätte er seine Anwesenheit gar nicht bemerkt, das Mädchen unter die Arme fasste, in die Luft hob und »tuttuttut« sagte.

»Sei vorsichtig«, sagte Lennart. »Sie ist kein Spielzeug.«

Wie viel hatte Laila ihm erzählt? Lennart zwinkerte ihr zu und sagte: »Laila, kommst du?«, machte auf dem Absatz kehrt und ging ins Studio, wo sie sich ungestört unterhalten konnten. Aber Laila kam nicht.

Als er in die Küche zurückkam, sagte Jerry: »Mach keinen Zirkus, Papa. Setz dich.«

Lennart ging zu Jerry und streckte die Hände nach dem Kind aus. Jerry gab es nicht her. »Setz dich, habe ich gesagt.«

»Gib sie mir.«

»Nein. Setz dich hin.«

Lennart konnte nicht glauben, was sich hier abspielte. »Ist das hier so eine Art … Geiselnahme, oder was?«

Jerry drückte seine Wange an die des Mädchens. »Sie ist doch meine kleine Schwester, beinahe jedenfalls. Dann darf ich sie auch mal auf dem Schoß haben, oder?«

Lennart setzte sich auf die Stuhlkante, damit er sofort aufspringen konnte, falls Jerry irgendetwas anstellte. Schon vor Jahren hatte Lennart aufgegeben, sich vorzustellen, was im Kopf seines Sohnes vorgehen mochte, und er fürchtete sich vor ihm, wie man sich vor allem fürchtet, was unbekannt und damit unberechenbar ist.

In Jerrys kräftigen Armen sah das Mädchen klein und verletzlich aus. Jerry brauchte nur einmal zuzudrücken, und sie würde wie ein Ei zerbrechen. Die Situation war schwer zu ertragen, und Lennart bediente sich der einzigen Sprache, von der er sicher war, dass Jerry sie verstand.

»Jerry«, sagte er. »Du bekommst fünfhundert Kronen, wenn du sie mir gibst.«

Jerry schaute zu Boden und schien das Angebot zu überdenken. Dann sagte er: »Wieso, glaubst du, ich würde ihr wehtun oder so etwas? Wofür hältst du mich eigentlich?«

Ihm Geld anzubieten, war ein Fehler gewesen. Wenn Jerry eine Vorstellung davon bekam, wie viel ihm das Mädchen bedeutete, würde sich die Situation weiter verschlimmern. Also nahm er sich die Zeitung vom Tisch und tat so, als würde er sich für die letzten Bombenabwürfe der USA im Irak interessieren, während er das Mädchen keines Blickes würdigte.

Nach einer Weile sagte Jerry: »Sie ist so verdammt still. Sie gibt ja keinen einzigen Ton von sich.«

Lennart faltete umständlich die Zeitung zusammen und legte seine Hände darauf. »Jerry. Was willst du?«

Jerry stand mit dem Mädchen in den Armen auf. »Nichts Besonderes. Wie lange wollt ihr denn noch so weitermachen?« Er hielt

Lennart das Mädchen hin, aber als dieser die Hände nach ihr ausstreckte, zog er sie weg und gab sie stattdessen Laila.

Es juckte in Lennarts Fingern, aber er riss sich zusammen. »Wie meinst du das?«

»Sie so versteckt zu halten. Irgendwer wird es herausfinden. Irgendjemand wird irgendetwas sagen.«

Lennart gelang es, seine Stimme gleichgültig klingen zu lassen, als er fragte: »Ich möchte nur eines wissen. Wie hast du herausgefunden, dass wir sie haben?« Er schielte zu Laila hinüber, die ihre Lippen zusammenpresste.

Jerry zuckte mit den Schultern. »Ich kam zufällig am Kellerfenster vorbei und habe hineingeschaut. Und da lag sie. Übrigens – mir ist da was eingefallen.«

Lennart hörte nicht weiter zu. Irgendetwas stimmte hier nicht. Warum sollte Jerry »zufällig am Kellerfenster vorbeikommen« und hineingucken? Und konnte man das Bett durch das Fenster überhaupt richtig sehen?

Jerrys Hand wedelte vor seinen Augen herum. »Hörst du mir überhaupt zu?«

»Nein.«

»Ein Computer. Ich möchte einen Computer.«

»Warum?«

»Du beschwerst dich doch dauernd darüber, dass ich mich für nichts interessiere«, sagte Jerry. »Jetzt interessiere ich mich für etwas. Computer. Ich möchte einen Computer. Einen Macintosh.«

Es war und blieb eine Geiselnahme, obwohl Jerry das Kind mittlerweile wieder hergegeben hatte.

»Wie viel«, fragte Lennart. »Wie viel kostet so ein Ding?«

»Es handelt sich um einen Classic«, sagte Jerry. »Ein Macintosh Classic. Zehn Riesen ungefähr.«

»Und was bekomme ich dafür?«

Jerry prustete und klopfte Lennart auf die Schulter. »Weißt du, was ich manchmal ganz schön an dir finde, Papa? Du kommst direkt zur Sache. Kein großes Palaver.« Jerry massierte sich den Nacken und dachte nach. Schließlich sagte er: »Ein Jahr. Oder ein halbes Jahr. Ungefähr. Irgendwo dazwischen.«

»Und dann?«

»Dann werden wir sehen.«

Lennart verbarg sein Gesicht in den Händen und stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte. Zu der Zeit, als Jerry am schlimmsten war, hatte er sich manchmal gewünscht, dass sein Sohn tot wäre. Jetzt wünschte er es sich wieder. Aber was halfen seine Wünsche? Neben sich hörte er Lailas Stimme.

»Es ist doch gut, wenn Jerry ein Hobby hat. Trotz allem.«

Lennart presste die Fingernägel in seine Kopfhaut und sagte: »Sag nichts. Sag nichts.« Dann hob er den Kopf und wandte sich Jerry zu. »Möchtest du ihn auch gleich nach Hause geliefert bekommen?«

»Ja, das wäre nett. Super. Danke.«

Lennarts Kehle war vor Wut so zusammengeschnürt, dass er nur noch flüstern konnte: »Keine Ursache.«

Als Jerry Anstalten machte zu gehen, stand Laila auf und reichte Lennart das Kind, ohne ihn dabei anzusehen. Sie ging zu Jerry, senkte den Kopf und sagte leise: »Jerry, kann ich nicht mit dir kommen?«

Jerry zog die Augenbrauen zusammen und schaute von Laila zu Lennart hinüber. Dann begann er die Lage einzuschätzen und sagte: »Es ist mir scheißegal, was ihr hier eigentlich treibt. Aber wir sagen mal so«, er wandte sich an Lennart, »wenn du Mama auch nur anfasst … dann kannst du die Kleine hier vergessen. Verstanden?«

Lennarts Hals schnürte sich zusammen, aber auch alle Muskeln waren gespannt wie Drahtseile und vibrierten. Jerry machte einen Schritt auf ihn zu. »Ich habe gefragt, ob du das verstanden hast. Du lässt Mama in Ruhe. Nur ein blauer Fleck, und das Kind ist weg. Okay?«

Lennart gelang es, seinen Kopf zu einem steifen Nicken zu bewegen. Das Kind bewegte sich unruhig in seinen Armen. Jerry streichelte die Wange des Mädchens und sagte: »Tuttuttut.«

Dann ging er. Laila blieb da.

12

Jerry war nach Jerry Lee Lewis getauft worden.

Ein paar Jahre lang sah es tatsächlich so aus, als würde auch er Musik machen wollen, ohne die tragischen Konsequenzen wie bei Jerry Lee Lewis, wie alle hofften. Als er fünf war, begann er unter Lennarts Aufsicht auf einer kleinen Gitarre zu üben. Als er sieben war, konnte er schon flüssig zwischen den Grundakkorden wechseln und einfachere Rhythmen spielen.

Lennart hielt sich nicht für einen Leopold, dem ein Wolfgang anvertraut worden war, aber mit ausreichendem Training konnte aus Jerry durchaus ein fähiger Musiker werden, und das war gut genug.

Dann kam der Zwischenfall mit der Hitparade und »Sag mir«.

Laila hatte nie zugegeben, dass Lennart für ihr demoliertes Knie verantwortlich war, sondern behauptet, dass sie auf einen spitzen Stein gestürzt sei. Selbst nachdem sie unter Druck gesetzt worden war, hatte sie an dieser Version festgehalten. Sie hatte zehn Tage im

Krankenhaus verbringen und eine Reihe von Operationen über sich ergehen lassen müssen.

Als sie wiederkam, hatte sich die Atmosphäre im Haus für immer verändert. Statt sich angesichts seiner Tat reuevoll zu zeigen, begann Lennart Laila als eine Art Untermenschen zu betrachten und dementsprechend zu behandeln. Er schlug sie. Nicht viel und nicht oft, aber jedes Mal, wenn er der Meinung war, dass sie ihre Rolle als Untermensch zu verlassen versuchte. Laila blieben zwei Möglichkeiten: Sie konnte fliehen oder sich beugen.

Die Jahre vergingen, und weil Laila sich nicht entscheiden konnte, wurde die Entscheidung für sie gefällt. Tag für Tag wurde sie weiter in ihre neue Haut gezwängt, bis sie der Mensch geworden war, den Lennart in ihr sah. Gebeugt. Am Boden.

Jerry übte weiter auf seiner Gitarre, ohne größere Fortschritte zu machen, aber er biss sich durch. In seinem gefühlskalten Zuhause wurde er zu einem ständig unterkühlten Kind, mager und in sich gekehrt. In der siebten Klasse begann das Mobbing. Nicht oft, aber oft genug, um seine Grenzen deutlich zu erfahren und in Zukunft gehörigen Abstand zu den anderen zu halten.

Er war gerade zwölf geworden, als er David Bowie entdeckte oder besser, als er *The rise and fall of Ziggy Stardust and the spiders from Mars* entdeckte. Wenn man sagen konnte, dass er die ganze Platte so oft spielte, bis die Rillen ausgeleiert waren, dann spielte er »Stardust«, bis sich die Nadel durch das Vinyl gefressen hatte.

Er verstand nicht den ganzen Text, aber er verstand das Gefühl und die Stimmung und empfing sie wie einen Trost. Er wollte auch glauben, dass es dort draußen jemanden gab, der darauf wartete, alles wieder in Ordnung zu bringen. Kein Gott, sondern ein supermächtiges Weltraumwesen.

Je mehr Hormone durch die Körper seiner Klassenkameraden schwappten, desto heftiger wurde das Mobbing. Die anderen Jungen machten sich einen Sport daraus, immer neue Methoden zu finden, wie sie Jerry vor den Augen der Mädchen demütigen konnten. Er zog sich weiter in sich selbst zurück und behielt sein einziges Geheimnis für sich: dass er Gitarre spielen konnte.

»Space Oddity« löste »Starman« als Lieblingslied ab. Hier verstand er außerdem jedes Wort des Textes und konnte sich zu hundert Prozent mit Major Tom identifizieren, der sich dazu entschlossen hatte, alles zu kappen, was ihn an seine irdische Existenz band, und in den unendlichen Raum hinauszuschweben.

Alles hätte anders kommen können. Es ist eine erschreckende Erkenntnis, wie sehr anscheinend unbedeutende Zufälle unserem Leben eine völlig neue Richtung geben können. Wenn Lennart seine Brieftasche nicht vergessen hätte, wenn die Tropicos nicht in derselben Woche bei der Hitparade angetreten wären und so weiter. Etwas Ähnliches passierte auch mit Jerry.

Seine Lehrerin hatte herausbekommen, dass er Gitarre spielte. Sie konnte ihn überreden, am Freitag während einer Verfügungsstunde vor der Klasse aufzutreten. Jerry konnte »Space Oddity« bereits wie im Schlaf spielen, aber von diesem Montag an übte er, bis die Finger wehtaten.

Am Donnerstagabend spielte und sang er Laila und Lennart vor. Obwohl sie David Bowie nicht mochten, lauschten sie ihm sprachlos. Das hatten sie nicht von ihm erwartet. Beide hatten Tränen in den Augen, als er den letzten Akkord schlug. Das war seit vielen Jahren der schönste Augenblick gewesen, den sie gemeinsam erlebt hatten.

Am Abend konnte Jerry nur schlecht einschlafen. Die Fantasien, die von ihm Besitz ergriffen, waren allzu schön. Seine Wiederauferstehung. Wie im Kino. Er besaß die Fähigkeit, sich selbst von außen zu hören und zu sehen, wenn er spielte, und er wusste, dass er diesen Song fantastisch gut vorführen konnte. Vielleicht sogar besser als Bowie. Seine Klassenkameraden würden es sich eingestehen müssen.

Als die Stunde beginnen sollte, holte Jerry ganz ruhig seine Gitarre aus dem Kasten. Ganz gleich, was seine Klassenkameraden von dem Stück hielten, er würde es ihnen zeigen. Dass er etwas konnte und dass er es gut konnte. Vielleicht würden sie ihn auch in Zukunft schlecht behandeln, aber er würde zumindest wissen, dass sie es wussten.

Er setzte sich mit der Gitarre auf einen Stuhl neben dem Lehrerpult und schaute in die Klasse. Skeptische Mienen, höhnisches Lächeln. Er schlug den ersten Akkord an und traf den perfekten Ton, als er den Song anstimmte:

»Ground Control to Major Tom …«

Ein Knistern drang aus dem internen Lautsprechersystem der Schule. Jerry hörte auf zu spielen, als die Stimme erklang: »Ja, hallo. Hier spricht der Direktor. Ich wollte nur sagen, dass die Schüler, die Lust dazu haben, gerne in die Aula gehen und sich die Fernsehübertragung von Ingemar Stenmarks zweitem Lauf ansehen können, der in fünf Minuten beginnt. Danach machen wir für heute Schluss.«

Unisono scharrten und polterten zweiundzwanzig Stühle über den Boden, als die Klasse wie ein Mann aufstand und zur Aula eilte, um Zeuge zu werden, wie dieser schwedische Held einen weiteren Triumph feierte. Es dauerte nicht länger als eine halbe Minute, bis sich außer Jerry und der Lehrerin niemand mehr im Klassenraum

befand. Sie seufzte und sagte: »Tja, das war ja schade, Jerry. Aber es wird noch andere Gelegenheiten geben. Wir können es ja am nächsten Freitag wieder versuchen, oder?«

Jerry nickte und blieb sitzen, während die Lehrerin davoneilte, um sich der Fangemeinde in der Aula anzuschließen. Er schrie nicht, er weinte nicht, er zündete die Schule nicht an. Er stand langsam auf, packte die Gitarre ein und gab auf.

Wenn der Skiweltcup an einem anderen Tag stattgefunden hätte, wenn Stenmark fünf Minuten später gestartet wäre, wenn der Direktor schlechtere Laune gehabt hätte …

Alles hätte anders kommen können.

Jerry spielte weder am folgenden Freitag noch an irgendeinem anderen Freitag. Er konnte denselben Enthusiasmus nicht noch einmal aufbringen. Er wusste, dass ihm eine Chance aus den Händen geglitten war. Stenmark hatte im Übrigen gewonnen. Wie gewohnt.

Die anschließenden Schuljahre verbrachte er in jenem Vorraum zur Hölle, der den nachrangigen Mobbingopfern vorbehalten war. Er war nicht Opfer genug, um sich weigern zu können, zur Schule zu gehen, er war aber auch nicht ausreichend geschützt, um sich ruhig zu fühlen, wenn er erst einmal dort war.

Er hörte auf, Gitarre zu spielen, und verbrachte seine Zeit stattdessen mit Superheldencomics, Glamrock und dem Bau von Flugzeugmodellen. Lennart versuchte ihn zur Musik zurückzuzwingen, aber Jerry besaß zumindest in negativer Hinsicht eine große Willenskraft. Er weigerte sich. Die Gitarre hatte er unter sein Bett geschoben, und dort blieb sie liegen.

Die Zeichen waren bereits im zweiten Halbjahr der neunten Klasse nicht mehr zu übersehen. Jerrys Körper veränderte sich. In nur

wenigen Monaten wuchs er um fünf Zentimeter, und alles an ihm begann dicker zu werden. Als die Schule vorbei war, schien ein großer Druck von ihm genommen zu sein, und sein Körper dehnte sich in alle Richtungen aus.

Er musste mehr essen, um mit seiner treibhausartigen Entwicklung Schritt halten zu können, und wurde zu einem häufigen Gast der Pizzeria am Stora Torget in Norrtälje. Dort lernte er Roy und Elvis kennen. Sie waren zwei Jahre älter als Jerry und waren unglaublicherweise ebenfalls nach Musiklegenden benannt worden. Vielleicht trug dies dazu bei, dass sie Jerry als Mitglied ihrer Gang akzeptierten. Elvis, Roy und Jerry. Das hatte einen großen Klang.

Im Herbst begann Jerry auf dem technischen Gymnasium. Aus seiner alten Klasse war niemand dort gelandet, und er konnte von vorn anfangen. Er war ein ziemlich großer Kerl mit einem hinterhältigen Blick, mit dem man sich besser nicht anlegte.

Im Oktober wurde er von Roy und Elvis in deren spezielle Kunst eingeführt: Wochenendhauseinbrüche. Auf ihren Mofas fuhren sie zu abgelegenen Hütten mit schwachen Schlössern hinaus und räumten alles aus, was einen Wert besaß. Häufig waren es Gartenmaschinen und Haushaltsgeräte, die Roy für lächerliche Summen an einen Typen in Stockholm verkaufte.

Manchmal fanden sie Alkohol, und Jerry hatte nichts dagegen, wenn sie nach einem gelungenen Coup noch ein bisschen feierten. Roy besaß selbst ein Wochenendhaus mit Fernseher und Stereoanlage, wo sie ungestört ihre Beute trinken und Filme wie *The Driller Killer*, *Maniac* und *I spit on your grave* sehen konnten. Am Anfang wurde Jerry immer ein bisschen schlecht von den aufdringlichen

Gewaltdarstellungen in diesen Filmen, aber das legte sich mit der Zeit.

Er war nicht verrückt. Er hatte nicht die geringste Lust, selbst solche Sachen zu tun, und die ganze Diskussion darüber kam ihm lächerlich vor. Aber die Filme fingen irgendwie ein, wie es sich anfühlte. Nachdem er sich erst einmal daran gewöhnt hatte, wurde er von einer großen Ruhe ergriffen, wenn er zuschaute, wie Leatherface das Mädchen an den Fleischerhaken hängte. Es passte, irgendwie. So war es. Das Leben und alles andere.

Sein Abschlusszeugnis nach der neunten Klasse war alles andere als beeindruckend gewesen, und er hatte es nur mit Hängen und Würgen auf das technische Gymnasium geschafft. Mittlerweile lief es besser. Nicht trotz, sondern wegen seiner Freizeitaktivitäten fühlte er sich wohl in seiner Haut. Möglicherweise konnte er weniger für die Schule lernen, aber dafür konnte er sich im Unterricht besser konzentrieren, da er nicht ständig auf der Hut sein musste.

Nach dem ersten Jahr auf dem Gymnasium waren seine Noten wesentlich besser, als man erwarten konnte. Lennart und Laila belohnten ihn mit einem Computer, einem ZX81, der seine Aufmerksamkeit für die nächsten Wochen fast vollständig in Anspruch nahm. Kurz gesagt, eine richtige Erfolgsgeschichte.

Alles hätte anders kommen können.

Anfang Juli traf er sich wie gewohnt mit Roy und Elvis in der Pizzeria. Elvis war ein bisschen aufgeregt. Der Freund eines Freundes war in Amsterdam gewesen und hatte eine ordentliche Portion Haschisch mitgebracht, von der Elvis ein bisschen mitnehmen durfte.

Man musste es schließlich mal ausprobieren. Gegen Abend setzten sie sich im Societetspark unter einen Baum und rollten sich mit

einiger Mühe einen Joint, den sie anschließend herumgehen ließen, und danach noch einen.

Jerry war begeistert. Er hatte gehört, dass man schlapp und abgestumpft von Haschisch würde, aber er fühlte sich hellwach. Vielleicht war es schwieriger als sonst, den Körper zu bewegen, aber die Gedanken! Er sah alles so deutlich, wusste genau, wie alles zusammenhing.

Arm in Arm zogen sie weiter zum Kärleksudden, wo man sich am Abend traf. Sie waren unüberwindbar, sie waren die drei Musketiere, sie waren die ganze verdammte versammelte Geschichte der Rockmusik.

Es gab eine Art Fest. Ein Lagerfeuer brannte, und ein paar Leute in ihrem Alter hatten sich darum versammelt. Jemand zupfte an einer Gitarre. Auftritt Los Rockers mit Blitz und Donner! Keine Fisimatenten, Platz da, Leute! Roy schnappte sich eine Pulle Wein und teilte sie mit seinen Compadres.

Jerry konnte seinen Blick nicht von der Gitarre losreißen. Es kribbelte in seinem Körper. Seine Finger begannen durch die Luft zu tanzen und erinnerten sich an das Holz, die Saiten, den Gurt. Er konnte es immer noch. Die Gitarre sehnte sich nach seinen Fingern, damit sie die Musik herauslassen konnte, die in ihr verborgen war …

Jemand sagte etwas. Eine Stimme verlangte nach seiner Aufmerksamkeit, sagte seinen Namen. Unter Schwierigkeiten befreite er sich aus dem hypnotischen Feld der Gitarre, drehte den Kopf Richtung Stimme und sagte: »Was?«

Zwei Meter weiter saß Mats, genannt Rockermatze, da er schon in der siebten Klasse begonnen hatte, auf einem frisierten Mofa mit Leopardenfellsattel herumzudüsen. Einmal hatte er Jerry in der Dusche angepisst. Unter anderem.

Mats beugte sich vor und sagte: »Ich habe gefragt, ob du gerne spielen möchtest, Schisserjerry?«

Es ging rasend schnell. Während ein paar Augenblicke zuvor alles noch in Zeitlupe gelaufen war, drückte jetzt plötzlich jemand auf die Vorspultaste. Bevor Jerry überhaupt darüber nachdenken konnte, hatte er ein Stück Holz aus dem Feuer gezogen, war aufgestanden und zu Mats gegangen und hatte ihm das brennende Ende ins Gesicht gerammt.

Mats kippte mit einem Schrei nach hintenüber, und Jerry betrachtete das erlöschende, spitze Stück Holz in seiner Hand. Er betrachtete Mats, der sich mit den Händen im Gesicht auf dem Boden wand. Seine Gedanken kamen wieder in Bewegung, kristallklar. Er sah, wie alles zusammenhing. Mats war in Wirklichkeit ein Vampir. So einfach war das.

Da gab es nur eines. Er umfasste den glühenden Balken mit beiden Händen und stieß ihn Mats in die Brust. Funken flogen, es zischte, und als Elvis und Roy Jerry packten, hustete Mats bereits Blut. Er war eben ein Vampir. Oder war einer gewesen.

Ein Geschehen, das vielleicht fünfzehn Sekunden gedauert hatte, sollte Jerrys Dasein für eine lange Zeit bestimmen. Es kamen Polizisten und Rechtsanwälte, das Sozialamt und die Jugendpsychiatrie. Mats überlebte mit ein paar gebrochenen Rippen und einem leichteren Lungenschaden, hatte aber ein Auge verloren.

Irgendeine Sicherung war in Jerrys zugedröhntem Kopf durchgebrannt und ließ sich nicht mehr reparieren. In jenem Moment der Klarheit, als er die Welt von einem widerwärtigen Blutsauger hatte befreien wollen, hatte sich eine Einsicht in ihm festgesetzt, die auch dann nicht mehr wich, als der Rausch längst abgeklungen war.

Er hatte einen Teil der Wahrheit gesehen.

Während einer Sitzung mit dem Familientherapeuten in der Jugendpsychiatrie erzählte Laila, was wirklich mit ihrem Knie geschehen war. Der Therapeut betrachtete dies als einen möglichen Durchbruch und eine Chance, um in der Behandlung weiterzukommen, aber für Jerry war es nur eine Bestätigung für das, was er längst wusste: Die Welt war böse, die Menschen waren böse, und es hatte keinen Sinn, etwas dagegen tun zu wollen.

Als alle Untersuchungen und Ermittlungen abgeschlossen waren, hatte Jerry in der Schule so viel verpasst, dass er nicht mehr zurückkommen konnte. Und auch nicht wollte. Während seiner Abwesenheit hatte Elvis den Führerschein gemacht, und das eröffnete ganz neue Möglichkeiten.

Befreit von der Bürde der Normalität, ließ Jerry alle Ambitionen fahren. Die drei nahmen sich größere Häuser vor und raubten ein paar Tankstellen aus, bevor sie erwischt wurden und Jerry für ein paar Jahre in die Jugendstrafanstalt wanderte, was seine Weltsicht nur bestärkte.

Als sie wieder draußen waren, machten sie munter weiter. In einem Haus stießen sie auf einen Typen, den sie niederschlugen. Und als er sie beschimpfte, traten sie ein paar Mal zu, bis er die Klappe hielt. Für eine Weile plagten Jerry Gewissensbisse, aber das ging vorbei. Er härtete ab.

Eines Tages, als er sich rasierte, entdeckte er sich im Spiegel und betrachtete sich genau. Er ging in sich und erkannte, dass er eine wichtige Grenze überschritten hatte. Er könnte jetzt jemanden töten, ohne dass es ihn aus der Bahn werfen würde. Wenn es nötig wäre. Das war definitiv ein Fortschritt.

Mama und Papa machten ihren alten Kram weiter, das kümmerte ihn einen Dreck. Sie wollten ihn nicht länger zu Hause haben, aber er fand es gut, sein Zimmer zu behalten, in das er sich hin und wieder zurückziehen konnte. Er hörte sowieso nicht, was sie sagten.

Als Jerry zwanzig war, verlor Elvis auf der abschüssigen Straße zum Hafenkai die Kontrolle über seinen Chevy, während er völlig zugedröhnt durch Norrtälje cruiste. Er rollte ins Wasser und ertrank. Danach war nichts mehr so, wie es gewesen war.

Die Luft war raus. Roy und Jerry brachen pflichtschuldig noch in ein paar Häuser ein, schwadronierten von einem Überfall auf ein Postamt, aus dem nie etwas wurde. Es machte keinen Spaß mehr. Sie verloren sich aus den Augen, und weil Jerry wieder mehr Zeit zu Hause verbrachte, konnte er Lennarts und Lailas Stimmen hören. Als sie ihm mithilfe des Sozialamts eine Wohnung besorgten, zog er aus.

Er hatte ein paar Sachen zur Seite geschafft, die er verkaufte, um sich ein Motorrad leisten zu können. Er fand einige sinnlose Aushilfsjobs, die er nie länger als ein paar Wochen machte. Er legte eine beachtliche Sammlung von Splatterfilmen auf VHS an.

So war es, und vielleicht hätte es gar nicht anders kommen können.

13

Im Frühling, nachdem Lennart das Mädchen gefunden hatte, geschah etwas sehr Ungewöhnliches. Laila bekam ein Angebot. Eine Gruppe namens DDT wollte Laila als Gastsängerin für eine Dance-Nummer haben. Laila glaubte zuerst, dass es ein Scherz sein sollte,

was es in gewisser Weise auch war. Die Idee war, eine schwedische Version von KLFs Monsterhit »Justified and ancient« zu produzieren. Laila sollte das schwedische Gegenstück zu Tammy Winette darstellen und wie sie ein paar Zeilen zu den schweren Tanzrhythmen singen.

Später erfuhr sie, dass sowohl Lill-Babs als auch Siw Malmkvist gefragt worden waren, aber abgelehnt hatten. Möglicherweise hatten auch andere legendäre Schlagersängerinnen auf der Liste gestanden, bevor sie bei der nicht ganz so legendären Laila gelandet waren.

Sie hatte keinen Ruf zu verlieren oder ein Image zu bewahren, also nahm sie an. Hauptsache, sie kam irgendwie aus dem Haus.

Nach dem Zwischenfall mit Jerry hatte sich die Stimmung um ein paar weitere Grad abgekühlt. Lennart redete kaum noch mit ihr, aber er schlug sie auch nicht. Was genau Jerry damit meinte, dass Lennart »die Kleine vergessen« könne, wenn er nicht gehorche, war unklar geblieben, aber die Drohung hatte gewirkt. Jerry bekam seinen Rechner, und Laila wurde in Frieden gelassen.

Aber alles war seitdem wie von einer feuchten, schimmeligen Decke eingehüllt. Die Luft im Haus roch modrig und muffig. Laila glaubte, dass jeder, der über die Schwelle ihres Hauses trat, sofort riechen würde, dass hier etwas nicht stimmte: *Etwas ist schlecht hier. Es ist krank.*

Aber es kam niemand außer Jerry, der hin und wieder vorbeischaute, um die »Lage zu checken«. Manchmal verlangte er nach dem Kind, nahm es in die Arme, ließ es auf seinen Knien hüpfen und sagte »tuttut«. Bei diesen Gelegenheiten stand Lennart mit geballten Fäusten da und litt, wartete darauf, dass Jerry endlich fertig war, damit er das Kind wieder in den Keller bringen konnte.

Vielleicht erinnerte Laila das eingesperrte Kind an ihre eigene Situation, sodass sie manchmal einfach in den Garten gehen und durchatmen musste. Also umarmte sie die Gelegenheit, nach Stockholm zu fahren und wieder Sängerin spielen zu dürfen, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick.

Der Song hieß »Tragkraft: 0« und man erklärte Laila, dass der Text, den sie singen sollte, als Parodie auf KLFs Nonsens gemeint war. Sie hatte keine Ahnung, wovon er handelte. »Wir gehen auf dem Wasser unter der Erde, wir zünden die vier Worte an. Blei. Schnall. Tragkraft null«, und so weiter.

Ihre Stimme trug, der Produzent war zufrieden, und Laila nahm den Bus zurück nach Norrtälje, ohne dass ihr richtig klar war, was sie eigentlich getan hatte. Aber es war lustig gewesen. Eine neue Umgebung, in der alle nett zu ihr waren. Allein das.

Im April bekam das Mädchen ihren ersten Zahn. Ansonsten schien sie in ihrer Entwicklung stillzustehen. Sie versuchte nicht zu krabbeln oder zu robben. Sie interessierte sich nicht für Versteckspielchen oder Kuckuckmachen. Sie ahmte keine Handlungen oder Bewegungen nach. Das Einzige, was sie wiedergab, waren Geräusche und Töne, Melodien.

Lennart nahm sie nachts gelegentlich mit nach draußen in den Garten. Hin und wieder durfte auch Laila mit ihr gehen. Bei diesen Gelegenheiten sprach oder flüsterte sie so viel wie möglich mit dem Mädchen. Sie bekam keinen einzigen Laut als Antwort.

Ende Mai kam »Tragkraft: 0« von DDT featuring Laila in den Handel, und es geschah nichts. Fürs Erste. Dann geschah doch etwas und danach noch mehr. Im Juli kam es in die Charts und kletterte bis auf Platz sieben. Leute riefen an und wollten Interviews mit

Laila führen. Sie bekam genaue Anweisungen von der Plattenfirma, was sie über den Text sagen sollte. Sie sagte es.

Die steigende Aufmerksamkeit machte Lennart nervös, aber er hätte sich keine Sorgen machen müssen. Nach ein paar Wochen war es vorbei. Ein Nebeneffekt war allerdings, dass ein Veranstalter anrief und Lennart und Laila für ein paar Auftritte buchen wollte. Lennart entschied, dass sie probehalber ein Konzert geben sollten, im August auf einer Oldtimer-Messe in Norrtälje.

»Und was sollen wir so lange mit dem Mädchen machen?«, fragte Laila.

»Es ist doch in Norrtälje. Sie muss eben ein paar Stunden allein bleiben. Das ist kein Problem.«

Es war ein warmer Nachmittag im Juli. Sie saßen am Gartentisch und tranken Kaffee. Vielleicht lag es am unerwarteten Erfolg oder an der Tatsache, dass Laila ein bisschen andere Luft geschnuppert hatte. Sie wurde mutig. Eine ganz einfache Frage hatte seit Monaten schon in ihrem Kopf herumgespukt. Jetzt stellte sie sie.

»Lennart. Wie hast du dir das mit dem Mädchen eigentlich vorgestellt?«

»Wie meinst du das?«

»Du musst dir doch etwas überlegt haben. Wie es werden soll. Sie wird größer. Sie wird laufen lernen. Was sollen wir mit ihr machen?«

Es war, als ob ein Schleier vor seine Augen fiel. Plötzlich schien er ganz weit weg zu sein, obwohl er immer noch am Tisch saß und an seiner Kaffeetasse herumnestelte.

»Sie soll nicht dazugehören«, sagte er. »Sie darf nicht zerstört werden.«

»Nein. Aber so … ganz praktisch? Wie soll das funktionieren?«

Lennart verschränkte die Arme vor der Brust und schaute Laila wie über einen langen Abgrund hinweg an.

»Ich werde es nicht noch einmal sagen. Also hör zu. Wir werden sie hierbehalten. Wir werden sie nicht hinauslassen. Wir werden sie an dieses Leben gewöhnen. Sie wird nicht unglücklich sein, weil sie nichts anderes kennen wird.«

»Aber warum, Lennart? Warum?«

Mit übertriebener Sorgfalt hob Lennart die Tasse an die Lippen, trank einen Schluck des lauwarmen Kaffees und stellte sie zurück auf die Untertasse, lautlos.

»Ich will diese Fragen nie wieder hören. Ich werde jetzt antworten. Und dann nie wieder. Ist das klar?«

Laila nickte. Sogar Lennarts Stimme hatte sich verändert, als ob eine andere Version von ihm aus seinem Mund sprach. Eine Person, die aus schwererem Material hergestellt worden war, sein harter Kern. Diese Stimme hatte etwas Bezwingendes und Laila starrte regungslos auf Lennarts Lippen, während er sprach:

»Weil sie kein gewöhnliches Kind ist. Sie wird nie ein gewöhnliches Kind sein. Oder ein gewöhnlicher Mensch. Sie ist weiß. Vollkommen weiß. Die Welt kann sie nur zerstören. Ich bin mir sicher. Ich habe in sie hineingeschaut. Es sieht vielleicht schlimm aus, wenn man ein Kind einsperrt. Aber für sie ist es besser. Da bin ich sicher. Sie ist die reine Musik. Die Welt ist ein Missklang. Sie würde untergehen. Sofort.«

»Du tust es also für sie? Willst du das damit sagen?«

Lennart kehrte an den Kaffeetisch zurück. Als ob alle Ebenen durchgespielt werden sollten, war sein Blick plötzlich unsicher und zerbrechlich. Ein einsames Kind im Wald. Laila konnte sich nicht

erinnern, wann sie diesen Blick das letzte Mal gesehen hatte, und es stach ihr ins Herz.

Lennart sagte: »Und für mich. Falls sie verschwinden sollte … würde ich mir das Leben nehmen. Sie ist die letzte Chance. Mehr wird es nicht geben.«

Sie schwiegen. Die Nadel wühlte in Lailas Herz. Ein Spatz landete auf dem Tisch und pickte ein paar Kuchenkrümel auf. Im Nachhinein würde Laila begreifen, dass sie an einer Weggabelung gestanden hatten, dass eine Entscheidung gefällt worden war. Schweigend, wie alle wichtigen Entscheidungen.

14

Mama und Papa hatten den Auftritt mit keinem Wort erwähnt, aber Jerry hatte die Plakate gesehen. Er hatte eigentlich vorgehabt, auf die Oldtimer-Messe zu gehen und ein paar alte Bekannte zu treffen, aber als er sah, dass Lennart und Laila auftreten würden, überlegte er es sich anders. Da gab es eine andere Sache, die er lieber machen würde.

Der Auftritt war für vierzehn Uhr angesetzt. Um halb zwei schwang sich Jerry auf sein Motorrad und fuhr zum Haus hinaus. Er kalkulierte, dass seine Eltern mindestens eine halbe Stunde für den Soundcheck benötigten und mindestens genauso lange, um ihre Sachen wieder einzusammeln und nach Hause zu fahren, sodass er ein paar Stunden allein im Haus verbringen könnte. Kühl berechnete er, dass sie das Kind nicht mitgenommen hatten.

Die Haustür war kein Problem, er hätte sie im Schlaf mit einer Kreditkarte öffnen können, aber sicherheitshalber hatte er auch

einen Schraubenzieher mitgenommen. Er brauchte zehn Sekunden, um den altmodischen Riegel zurückzuzwingen und in den Flur zu gelangen. Ohne sich die Stiefel auszuziehen, ging er die Kellertreppe hinunter und rief: »Tuttut!«

Er zuckte zusammen, als er sein altes Zimmer betrat. Das Kind stand aufrecht mit den Händen auf der Querstange in seinem Gitterbettchen und schaute ihn direkt an. Der Blick dieses Kindes hatte etwas Abstoßendes an sich, als ob es einfach durch alles hindurchschauen würde. Und trotzdem war es nur ein Kind in einem roten Strampelanzug mit ausgebeulter Windel. Kaum ein Anlass zu Wahnvorstellungen.

Jerry hatte zu hundert Prozent durchschaut, was dieses Mädchen für seinen Vater bedeutete. Vierzig Mal so viel, wie er selbst ihm jemals bedeutet hatte. Das war ziemlich irritierend. Er konnte es nicht begreifen. Was war das Besondere an diesem kleinen Satansbraten, der einfach nur dastand und ihn anglotzte?

Als Jerry das Kind unter den Armen packte und aus dem Bett hob, hing es nur schlapp in seinen Händen, zappelte nicht einmal mit den Beinen. Jerry piekste ihm vorsichtig in den Bauch und sagte: »Tuttut.« Kein Lächeln, keine Falte zwischen den Augenbrauen. Jerry piekste kräftiger, drückte richtig zu. Nichts. Als ob es ihn gar nicht gab, als ob nichts, was er sagte oder tat, irgendeinen Eindruck hinterlassen könnte.

Eisprinzessin, was? Du kleiner Satansbraten!

Er legte die Kleine auf das Gästebett und kniff sie in den Arm, drückte ordentlich zu. Er klemmte den weichen Babyspeck so fest zusammen, dass er durch den Stoff und die Haut hindurch fühlte, wie seine Fingerspitzen aneinanderstießen. Als nichts passierte, machte er mit den Oberschenkeln weiter, beiden Oberschenkeln. Harte Kniffe, die jeden Siebenjährigen zum Brüllen gebracht hätten.

Die Kleine schaute einfach nur weiter durch ihn hindurch, ohne auch nur einen Pieps von sich zu geben. Jerry fühlte sich provoziert. Irgendeine verdammte Reaktion würde er schon noch bekommen.

Er verpasste der Kleinen eine schallende Ohrfeige. *Smack*. Der kleine Kopf flog zur Seite, und die Wange lief rot an. Aber nach wie vor kein Laut. Schweiß trat unter Jerrys Haaransatz aus, und in seiner Brust begann eine schwarze Lampe zu glühen.

Okay, das verdammte Gör war vielleicht taub und stumm und weiß der Teufel was noch, aber es musste doch auf irgendeine Weise *Schmerz* empfinden können? Tränen müssten fließen, es müsste das Gesicht verziehen, was auch immer. Jerrys Unfähigkeit, bei der Kleinen irgendeinen Eindruck zu hinterlassen, machte ihn verrückt. Er musste eine *Antwort* bekommen.

Er hob die Kleine mit ausgestreckten Armen hoch und trat einen Schritt vom Bett zurück. »Wenn ich dich jetzt einfach runterfallen lasse, dann wirst du es doch wohl merken, oder?« Er zog das Kind näher an sich heran und sagte es noch einmal, damit es endlich begriff. »Hast du das gehört? Ich lasse dich jetzt fallen.«

Er sollte nie herausfinden, ob er es wirklich getan hätte. Nachdem er das letzte Wort gesprochen hatte, schnellte ein Arm der Kleinen mit reptilienhafter Geschwindigkeit vor und packte ihn an der Unterlippe, und sie grub die Finger so tief hinein, dass die kleinen Nägel am Zahnfleisch kratzten. Und sie zog.

Es tat dermaßen weh, dass Jerry Tränen in die Augen stiegen. Ganz gleich, was seine Absicht gewesen war, jetzt jedenfalls sorgte der Schmerz dafür, dass er das Kind losließ. Es krallte sich noch einen Augenblick an seiner Unterlippe fest, lange genug, dass die Lippe ein Stück weit vom Zahnfleisch losriss und Blut in seinen Mund floss.

Das Kind fiel mit der Windel zuerst auf den Betonboden, wo es liegen blieb und Jerry beobachtete, der seine Hände auf den Mund presste und jammerte. Auf dem Nachttisch stand eine Nuckelflasche in der Form eines Elefanten, die Ohren formten die Griffe. Jerry nahm den Deckel ab und spuckte hinein. Speichel und Blut vermischten sich mit der Milch. Er spuckte noch ein paar Mal, bis das Schlimmste vorbei war. Dann riss er ein Stück Küchenpapier von der Rolle, knüllte es zusammen und steckte es unter die Lippe.

Das Mädchen lag immer noch auf dem Rücken und schaute ihn an. Jerry hockte sich neben sie. »Okay«, sagte er. »Vollkommen okay. Das wäre dann geklärt.«

Er hob das Mädchen auf, wobei er aufpasste, dass sein Gesicht außerhalb ihrer Reichweite blieb, und legte sie vorsichtig in ihr Gitterbettchen zurück. Sie war die Ruhe selbst. Das Einzige, was sich an ihr verändert hatte, waren die kleinen Blutreste an den Fingerspitzen ihrer linken Hand.

Jerry setzte sich auf das Fußende des Gästebetts und ließ die Ellenbogen auf den Knien ruhen. Betrachtete sie gründlich. Obwohl die Lippe schmerzte, konnte er ein breites Lächeln nicht unterdrücken. Er strahlte. Plötzlich griff er nach den Gitterstäben und rüttelte an dem Bett, sodass das Mädchen hin und her geworfen wurde.

»Verdammt, Schwesterherz!«, sagte er. »Schwester! Mann!«

Die Kleine gab keinen Pieps von sich, aber die Lage war folgendermaßen: Er hatte so eine Art Schwester. Er mochte die Kröte. Sie war total krank im Kopf. Sie würde sich nie etwas gefallen lassen. Sie war unantastbar, seine Schwester.

Jerry wollte ein bisschen feiern, also ging er nach oben ins Haus und holte eine Flasche Whisky und ein Glas, ging in den Keller

zurück und setzte sich wieder auf die Bettkante, füllte das Glas und stieß damit gegen die Stäbe.

»Prost!«

Er trank einen großen Schluck und verzog das Gesicht, als der Alkohol durch das Küchenpapier drang und die Wunde benetzte. Er spuckte den Bausch auf den Boden und spülte mit noch mehr Whisky nach. Dann legte er das Kinn in die Hand und betrachtete das Mädchen nachdenklich.

»Weißt du, wie du heißt?«, sagte er. »Du heißt Theres. Wie bei Baader-Meinhof. Theres.« Es klang glockenrein, er hörte es, als er es sagte. »Theres. So soll es sein.«

Er füllte sein Glas nach. Das Kind zog sich erst zum Sitzen hoch und dann in den Stand. So wie es dagestanden hatte, als er ins Zimmer gekommen war.

»Was ist?«, fragte Jerry. »Willst du mal probieren?«

Er nahm sich einen Frotteewaschlappen und tunkte ihn ins Glas, streckte Theres die feuchte Ecke entgegen, die den Mund aber nicht öffnete. Jerry stupste sie mit dem Lappen. »So hat man das früher gemacht, weißt du? Mund auf.«

Theres sperrte den Mund auf, und Jerry schob den Frotteezipfel hinein. Das Mädchen saugte sich daran fest und legte sich wieder ins Bett, während ihre Augen Jerry weiter unverwandt betrachteten.

»Na dann, prost«, sagte Jerry und leerte sein Glas.

Zehn Minuten und ein weiteres Glas später begann es unter Jerrys Fingern zu jucken. Er schaute sich unternehmungslustig im Zimmer um. Er kam auf die Idee, unter dem Bett nachzuschauen, und siehe da!

Er kniete sich hin und zog den Gitarrenkoffer heraus. Dicker Staub lag über dem Verschluss, und das Schloss hatte nach ein paar

feuchten Wintern Rost angesetzt, aber hier war sie. Er öffnete den Koffer und hob die Gitarre heraus, wog sie in den Händen.

Sie ist so verdammt klein.

In seiner Erinnerung war die Gitarre ein fettes Teil auf seinem Schoß gewesen, und er hatte bei manchen Griffen Schwierigkeiten gehabt, die Saiten mit den Fingern zu erreichen. Jetzt war das Instrument ein Spielzeug in seinen Händen, und er konnte alle Saiten ohne Probleme greifen.

Er schlug einen e-Moll-Akkord an, es klang zum Weglaufen.Er zupfte die E-Saite an und begann an den Wirbeln zu drehen, um sie zu stimmen. Irgendetwas war seltsam an der Akustik in diesem Raum. Sobald er eine Saite zupfte, bekam er eine Art Doppelton. Er ließ den Ton ausklingen und lauschte am Resonanzkörper. Der Nachhall war ein reinerer Ton. Er zupfte die Saite erneut und beugte sich mit dem Kopf zur Gitarre hinunter. Er hatte kein so gutes Gehör wie Lennart, konnte die Töne nur in der Relation zueinander erkennen, aber dieser Nachhall klang offensichtlich reiner als der Anschlag?

So eine Art Wasserschaden.

Er streckte sich, um an die Wirbel zu kommen, und sah, dass Theres sich im Bett aufgestellt hatte. Er schlug erneut die E-Saite an. Dieses Mal hörte er, woher der reinere Ton stammte.

Nee, nee, nee.

Aus Spaß stimmte er die E-Saite nach dem Ton, den Theres von sich gab, und ging zur B-Saite über. Nachdem er auch sie nach ihrer Vorgabe gestimmt hatte, konnte er hören, dass der Intervall zwischen beiden Tönen genau richtig war. Er machte dasselbe mit der G-Saite und so weiter. So schnell hatte er seine Gitarre noch nie gestimmt. Mit einem Stimmgerät wäre es nicht besser gewesen.

Er nahm einen Schluck direkt aus der Whiskyflasche, ließ anschließend die Arme auf der Gitarre ruhen und betrachtete Theres, die nach wie vor mit roter Wange und ausdrucksloser Miene in ihrem Bett stand.

»Mann, du bist some piece of work. Was sagst du denn dazu?«

Er spielte ein C. Nicht den Ton, sondern den Akkord. C, E und G. Theres' helle Stimme antwortete so, dass es schwer herauszuhören war, welcher Ton von der Gitarre kam und welcher von ihr. Jerry ließ den Akkord ausklingen. Theres' Stimme hing noch ein paar Sekunden in der Luft, bis auch sie verstummte. Jerry trank noch einen Schluck aus der Flasche und nickte nachdenklich.

»Okay«, sagte er. »Let's rock.«

Er stampfte den Takt, schlug noch einmal ein C an und begann zu singen.

Ground Control to Major Tom
Ground Control to Major Tom
Take your protein pills and put your helmet on
Ground Control to Major Tom

Neben ihm stimmte das Mädchen mit reinen, wortlosen Tönen ein. Als er den Akkord wechselte, brauchte sie eine Sekunde, bis sie den neuen Ton anschlug. Ein Glück. Es wäre ihm doch ziemlich ungeheuer gewesen, wenn sie den Song zu allem Überfluss auch noch gekannt hätte. Aber sie kannte ihn nicht. Also spielte er ihn für sie, mit ihr. Dann ging er über zu »Ashes to ashes«, damit sie die ganze Story mitbekam.

»… you'd better not mess with Major Tom.«

Als Jerry die letzten Zeilen ein paar Mal gemeinsam mit Theres gesungen hatte, erwachte er wie aus einer Verzauberung. Er schaute sich im Zimmer um und begriff, dass es einen Riesenärger geben würde, sobald Mama und Papa nach Hause kamen.

Er stellte die Whiskyflasche zurück und ließ den alkoholgetränkten Waschlappen verschwinden, er sammelte die blutigen Papierknäuel ein und schüttete den Inhalt der Nuckelflasche in den Spülstein in der Waschküche. Zuletzt legte er die Gitarre zurück in ihren Koffer. Das Zimmer sah aus, als wäre er nie da gewesen.

Theres stand in ihrem Bett und schaute ihn an. Er beugte sich zu ihr hinunter und schnüffelte an ihrem Mund, roch nichts. Beinahe schade. Hätte ihnen was zu denken gegeben, Lennart und Laila, wenn sie nach Hause kamen und die Kleine nach Famous Grouse roch.

»Okay, Schwesterherz. Bis zum nächsten Mal.«

Er ging. Zehn Sekunden später kam er wieder und nahm die Gitarre mit.

15

Der Auftritt war nicht der Erfolg, mit dem die Veranstalter gerechnet hatten, aber er war auch kein Fiasko. Der größte Teil des Publikums bestand aus mehr oder weniger übergewichtigen Männern in Jeansjacken und stark geschminkten Frauen, allesamt in Lennarts und Lailas Alter. Nur eine kleine Gruppe von Jugendlichen hatte sich eingefunden, um die Sängerin von »Tragkraft: 0« zu bestaunen, was wohl nicht das Schlechteste war, da sie ohnehin keine Erlaubnis hatten, die Samples aus diesem Stück einzusetzen.

Lennart hatte den Synthesizer so gut programmiert, wie er konnte, aber es waren ziemlich fade Versionen ihrer früheren Hits oder ihrer Beinahe-Hits, die das Publikum zu hören bekam. Das positivste Feedback erhielten sie wie erwartet auf »Sommerregen«. Vier betrunkene Männer in Lederwesten standen ganz vorn Arm in Arm und sangen den Refrain mit. Der anschließende Beifall hätte fast für eine Zugabe gereicht. Aber auch nur fast.

Ein paar Leute kamen nach vorn, um sich mit ihnen zu unterhalten, und ein Mann, dessen Bauch sich wie eine Waffe unter dem T-Shirt ausbeulte, bat Laila um ein Autogramm. Wohin? Auf den Bauch natürlich. Das führte zu einigem Tohuwabohu und fünf weitere Männer ließen sich inspirieren, ebenfalls um ein Autogramm auf den Bauch zu bitten. Laila schwang den Filzstift immer ausladender, während Lennart daneben stand und sich zu einem Lächeln zwang.

Anschließend kam ein etwas zurückhaltender, magerer Mann auf sie zu und verlieh seiner Bewunderung für die erste und einzige Platte der *Others* Ausdruck, woraus sich selbst für Lennart eine angenehme Begegnung entwickelte.

Nein, es war kein Erfolg, aber Lennart und Laila waren trotzdem ganz zufrieden, als sie ihre Kabel und Mikrofone einsammelten und den Synthesizer einpackten. Da draußen gab es Leute, die sich an sie erinnerten. Nicht genug, um ein Comeback darauf aufzubauen, aber es war zumindest ein kleines Trostpflaster.

Sie waren mindestens eine halbe Stunde länger von zu Hause weg gewesen, als sie sich ausgerechnet hatten, und Lennart fuhr so schnell, dass er seinen Führerschein bei einer Geschwindigkeitskontrolle losgeworden wäre. Ohne sich ums Auspacken zu kümmern, stürmte er ins Haus und hinunter in den Keller, um zu kontrollieren, ob alles in Ordnung war.

Das Kind lag regungslos auf dem Rücken im Bett und schaute zur Decke. Lennart blieb stehen und betrachtete es ein paar Sekunden, wartete darauf, dass es blinzelte. Als es das nicht tat, eilte er hinüber und griff durch die Gitterstäbe nach seiner Hand. Das Kind rümpfte die Nase. Lennart atmete durch und drückte seine Lippen auf die kleine Hand. Da sah er, dass es Blut an den Fingern hatte.

Er holte das Mädchen aus dem Bett und wechselte ihr die Windel, während er ihren Körper nach irgendwelchen Schrammen absuchte. Er fand nichts, außer ein paar blauen Flecken an den Oberschenkeln, und dachte, dass sie sich wahrscheinlich auf die Zunge gebissen oder einen neuen Zahn bekommen hatte.

Als er wieder nach oben kam, klingelte das Telefon. Er war vor Laila am Apparat, die aus dem Wohnzimmer angehumpelt kam, und nahm den Hörer ab.

»Ja, hier Lennart.«

»Hallo, Jerry hier.«

»Aha.«

Lennart spielte in Gedanken schnell durch, was Jerry möglicherweise jetzt haben wollte, und bereitete sich auf das Schlimmste vor. Nachdem für ein paar Sekunden niemand etwas gesagt hatte, fragte er: »Wolltest du etwas Bestimmtes?«

»Nee. Wollte nur hören, ob ihr zu Hause seid. Tschüs.«

Das Gespräch wurde unterbrochen, und Lennart stand mit dem Hörer in der Hand und hochgezogenen Augenbrauen da. Laila betrachtete ihn besorgt.

»Was wollte er?«

Lennart legte den Hörer wieder auf und schüttelte den Kopf. »Er wollte wissen, ob wir zu Hause sind. Das war ja mal was Neues.«

16

Zwei über und über mit Lehm beschmierte Indianer schnitten den Bauch eines Mannes auf und zogen seine Gedärme heraus, um sich daran gütlich zu tun, während Jerry auf dem Sofa hing und eine Zigarette rauchte. Er drückte die Stopptaste auf der Fernbedienung, hatte nicht einmal mehr Lust, vorzuspulen und sich anzuschauen, wie sie das Mädchen mit den Brüsten an Haken aufhängten. Er schleppte sich zum Videorekorder, zog *Cannibal Ferox* heraus und stellte ihn zurück ins Bücherregal, wo er die italienischen Kannibalenfilme stehen hatte.

Er zog *Eaten alive* heraus und stellte ihn wieder zurück, betrachtete die Einbände von *Cannibal Holocaust* und *The man from deep river*, hatte aber nicht die geringste Lust dazu. Er hatte jeden der Filme mindestens zehn Mal gesehen, manche sogar über zwanzig Mal. Er schielte zu der Perle in seiner Sammlung hinüber, das unvollendete *Ilsa the Nazi goddess*, die ihm zumindest bei den ersten Malen ein Kribbeln im Bauch verursacht hatte, aber nein.

Ein Loch war in ihm geöffnet worden. Er holte ein russisches Leichtbier aus dem Kühlschrank, schlug den Kronkorken an der Küchenplatte ab und trank die halbe Flasche in einem Zug, um zu sehen, ob es half. Keine Spur.

Er ging auf den Balkon hinaus und zündete sich noch eine Zigarette an, beobachtete ein paar Kinder, die sich ihre Handtücher über die Schultern gehängt hatten, auf dem Heimweg vom Vigelsjöbad. Braun gebrannt, fröhlich, schlank, sorglos. Jerry ließ sich auf den

Hocker sinken und seufzte, zog tief an der Zigarette und ging in sich.

Ein Loch? War es wirklich ein Loch?

Nee, er kannte das Gefühl. Ein Hohlraum, der entstand und in den man Sachen hineinwerfen musste. Essen, Alkohol, Filme oder Spannung, bis es aufhörte zu hallen. Dieses Mal war es anders. Als wäre irgendetwas dazugekommen. Eine Befürchtung. Sie war weiß und war kugelförmig in der Größe eines Handballs. Sie wanderte im Körper umher und beunruhigte ihn.

Er ging eine Runde durch die Wohnung und hielt vor dem Gitarrenkoffer inne, der an die Wand gelehnt im Flur stand. Warum zum Teufel hatte er die Gitarre mitgenommen? Das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte, waren Erinnerungen an seine verdammte Kindheit. Er blieb vor der Gitarre stehen und legte den Kopf schief. Ganz entfernt, wie ein Flüstern durch ein Wasserrohr, hörte er die Stimme des Mädchens. Theres' Stimme. Glasklar, perfekt.

Er schauderte und nahm den Koffer mit ins Wohnzimmer, holte die Gitarre heraus. Die Fahrt auf dem Motorrad hatte das Instrument wieder verstimmt, und ohne die Töne von Theres im Hintergrund brauchte er vier Mal so lange, um es neu zu stimmen. Als es okay klang, spielte er C7, nur um zu sehen, ob sich seine Finger noch erinnerten. Sie taten es.

Er klampfte eine Weile vor sich hin, wobei sich der Zeigefinger zunächst nicht zu einem Barré-Akkord beugen lassen wollte, aber mit der Zeit klappte auch das. Mit wiegendem Oberkörper bewältigte Jerry Eric Claptons Riff aus »I shot the sheriff« und spielte weiter, während er den Text vor sich hin summte.

Die Zeit flog dahin, und ohne zu merken, wie es dazu kam, spielte er plötzlich eine Folge von Akkorden, die er nicht wiedererkannte.

Er schaute auf seine Finger, die sich wie von selbst über den Gitarrenhals bewegten, und wiederholte die Sequenz. Es klang gut.

Aber was zum Teufel ist das für ein Song?

Noch einmal, langsam. Er hörte ein Echo von Bowie und auch von The Doors, ahnte eine Melodie hinter den Akkorden, konnte den Song aber nicht einordnen. The Who? Nein. Nachdem er dasselbe noch ein paar Mal durchgespielt hatte, musste er die Tatsache akzeptieren: Diesen Song gab es nicht. Er hatte ihn sich gerade ausgedacht.

Auf der Rückseite eines Briefumschlags schrieb er sich die Akkordfolge auf. Strophe, Refrain. Es fehlte noch die Bridge. Jerry summte die Melodie der Strophen und probierte die verschiedensten Sachen aus, bis er einen voll funktionsfähigen Übergang hatte, den er vor dem letzten Refrain noch variierte. Nicht perfekt, aber für den Anfang reichte es. Damit konnte er weiterarbeiten.

Jerry lehnte sich auf dem Sofa zurück und atmete aus. Draußen vor dem Fenster hatte es zu dämmern begonnen. Er betrachtete die Gitarre, den Umschlag voller hingekritzelter und durchgestrichener Akkorde. Er kratzte sich im Nacken.

Was war denn das jetzt gewesen?

Mindestens drei Stunden waren vergangen, seit er die Gitarre aus dem Koffer geholt hatte. Nein, nicht vergangen. Vorübergeflogen. Sein Haaransatz war klebrig von Schweiß, und in den roten und geschwollenen Fingerspitzen der linken Hand hatte er fast kein Gefühl mehr. Er wusste, das würde vorübergehen. Ein paar Tage üben, dann kam die Hornhaut.

17

Lennart lehnte die wenigen Auftritte ab, die sie während des Herbstes angeboten bekamen, und Laila war nicht traurig darüber. Sie hatte sich plump und tollpatschig gefühlt, als sie bei der Oldtimer-Messe auf der Bühne stand, und obwohl sie die Aufmerksamkeit genossen hatte, war es nicht gerade ihr Traum, landauf und landab zu fahren und Autogramme auf die Bäuche betrunkener Männer zu schreiben. Aber was war dann ihr Traum? Hatte sie überhaupt irgendeinen Traum?

Das Album von Lizzie Kanger, zu dem Lennart beigetragen hatte, verkaufte sich ordentlich, und sie konnten von den Tantiemen leben, die sie mit diesem und vielen anderen Projekten einnahmen, an denen Lennart im Laufe der Jahre mitgearbeitet hatte. Rein theoretisch konnten sie die Hände in den Schoß legen, während ausreichend Geld hereinregnete, um sie ein Stück über dem Existenzminimum zu halten. Das Haus war abbezahlt, und sie hatten keine größeren Ausgaben. Alles war bereitet für ein gemütliches und schmerzfreies Flanieren auf dem Weg, den wir alle gehen müssen, bis das Licht gelöscht wird.

Laila hatte sich schon darauf eingestellt, und Lennart schien sich widerwillig damit abgefunden zu haben. Bis er das Kind gefunden hatte. Laila konnte sich die fiebrige Energie nicht erklären, die Lennart im Verhältnis zu dem Kind entwickelt hatte, aber wie in den meisten anderen Dingen ließ sie ihn auch hier schalten und walten, wie er wollte, weil es so am einfachsten war.

Im Herbst und im Winter bekam Lennart mehr Kompositionsaufträge als sonst. Lizzie Kangers kleiner Höhenflug hatte Eindruck hinterlassen, und es mangelte nicht an hoffnungsfrohen Sängern und Sängerinnen, die sich einen ähnlichen Anschub für ihre dümpelnden Karrieren vorstellen konnten. »Ein Lied oder einfach nur ein eingängiger Refrain, hast du was auf Lager, Lennart?«

Lennart sperrte sich in seinem Studio ein und klimperte Phrasen zusammen, unterfütterte sie mit bombastischen Synthi-Streichern, damit nicht einmal einem musikalischen Analphabeten das Hit-Potenzial seiner Demos entging, und dann verschickte er sie an alle möglichen Plattenfirmen.

Das Mädchen aß mittlerweile feste Nahrung, und meistens war es Laila, die ihr mit dem Löffel die Babygläschen verabreichte, die sie mit erstaunlichem Appetit verschlang. So viel sie auch aß, sie blieb ungewöhnlich dünn und schmächtig für ein Baby, was umso schwerer zu verstehen war, als sie sich kaum bewegte. Laila wünschte, dass sie einen vergleichbaren Stoffwechsel hätte.

Zum Herbst hatte das Mädchen tatsächlich begonnen zu laufen, aber sie sprach immer noch kein Wort. Das Einzige, was sie von sich gab, wenn sie in ihrem Zimmer umherlief, war ein leises und einschläferndes Summen von Melodien, die Laila noch nie gehört hatte. Es kam vor, dass Laila einschlief, während sie auf dem Gästebett saß und die Kleine beobachtete.

Einmal hatte das Mädchen ein zwanzig Zentimeter langes Seilende mit vier Knoten gefunden, das sie nie wieder hergab. Sie kaute daran herum, sie schmuste damit, massierte sich damit die Wange und hielt es in der Hand, während sie schlief.

Nach ein paar Wochen begann das Mädchen ihre neu gewonnene Fähigkeit zu laufen auf eine Weise zu nutzen, die Laila auf den

Magen schlug, ohne dass sie einen Grund dafür nennen konnte. Das Mädchen *suchte*. Anders konnte man es nicht beschreiben.

Mit dem Seilende in der Hand lief sie im Zimmer herum und schaute hinter den Schrank, unter das Bett. Sie hob die Schmusetiere, um die sie sich sonst nicht im Geringsten kümmerte, aus ihrem Korb und schaute in den Korb hinein. Dann kehrte sie zu den Schreibtischschubladen zurück und zog sie heraus, schaute unter das Bett und so weiter und so weiter, und ständig summte sie dabei.

Im Großen und Ganzen war dies alles, was sie tat. Manchmal setzte sie sich auf den Fußboden und streichelte die Knoten in ihrem Seil, aber nach einer Weile stand sie wieder auf und schaute hinter den Schrank. Wenn Laila sie fütterte, schaute ihr das Mädchen nie in die Augen. Sie ließ ihren Blick durch das Zimmer schweifen, als würde sie immer noch suchen.

Laila konnte auf dem Bett sitzen und die Wege des Mädchens durch das Zimmer verfolgen, während ein leiser Schrecken in ihr zu flüstern begann. Je länger sie dasaß und dem Mädchen zuschaute, wie es zielbewusst den Raum durchsuchte, desto stärker wuchs ihre Überzeugung, dass es hier wirklich etwas gab, nach dem man suchen konnte, und dass das Mädchen es jeden Augenblick finden würde. Sie hatte keine Vorstellung, was das sein konnte, und sie fragte sich, ob das Mädchen es wusste.

Der Winter schleppte sich weiter mit dunklen Nachmittagen und Regenspritzern am Kellerfenster. Als allmählich der Frühling kam, hatte Laila schon seit vielen Wochen aufgegeben, mit dem Mädchen zu sprechen. Was Lennart entschieden hatte, war ganz natürlich zum Gesetz geworden. Das Mädchen sprach nicht, sie summte, und sie hörte nicht einmal für den Bruchteil einer Sekunde auf zu

summen, wenn man sie ansprach. Am Ende schien jeder Versuch sinnlos. Und sie summte ja auch so schön.

Laila ließ die Tür zum Zimmer des Mädchens mittlerweile immer offen stehen, wenn sie unten bei ihr saß. Es änderte nichts. Wenn das Mädchen zur Tür kam, blieb sie wie vor einer unsichtbaren Schranke stehen, die sie daran hinderte, weiter in den Keller hinauszugehen.

Damit sie etwas zu tun hatte, hatte Laila wieder angefangen zu stricken. Nachdem sie eine gute Stunde auf dem Bett gesessen und an einer neuen Mütze für das Mädchen gearbeitet hatte, schien sich plötzlich etwas an der Energie des Raumes zu verändern.

Laila ließ ihre Stricknadeln sinken. Das Mädchen stand auf den Zehenspitzen direkt an der Schwelle und schaute in den Keller hinaus. Dann streckte sie einen Arm über die Schwelle hinweg, als wollte sie kontrollieren, ob es dort draußen wirklich einen Luftraum gab. Dann machte sie einen Schritt. Laila hielt den Atem an, während das Mädchen den anderen Fuß hinterherzog und schließlich auf den Fersen direkt auf der anderen Seite der Schwelle stehen blieb. Der Kopf des Mädchens drehte sich von links nach rechts.

Das Summen wurde für einen Augenblick unterbrochen, als wären ihr Zweifel gekommen. Dann änderte es seinen Charakter. Eine neue Melodie, eine neue Tonart. Lailas Gesichtsfeld verschwamm und sie bemerkte, dass sie weinte. Durch die Tränen hindurch sah sie das Mädchen einen unendlich langsamen Schritt rückwärts gehen, sah, wie der andere Fuß hinterherkam, bis sie wieder diesseits der Schwelle stand. Dort blieb sie ein paar Sekunden stehen, während sich die Melodie veränderte. Dann drehte sie sich um und kehrte in ihr Zimmer zurück, suchte weiter, als ob nichts passiert wäre.

Wovon träumst du, Laila? Hast du einen Traum?

Etwas war passiert. Irgendetwas hatte sich in Lailas Innerem entfaltet und kratzte an ihrer Lethargie. Sie tastete in den Spalten und versuchte zu sehen, was sich dahinter befand. Sie sah nichts.

Laila sammelte ihre Stricksachen ein und floh aus dem Zimmer.

Sie hatte gedacht, dass sie nur eine Runde drehen würde, einfach so. Mittlerweile saß nur noch Lennart am Steuer, wegen ihres kaputten Knies. Aber heute, um zwölf Uhr mitten am Tag, fuhr sie mit hundertzehn Stundenkilometern über die kurvenreiche Landstraße nach Rimbo.

Erst als sie in den Waldweg einbog, wurde ihr klar, dass dies schon die ganze Zeit über ihr Ziel gewesen war. Sie hielt an der Ausweichstelle, wo der Pfad in den Wald begann, und stellte den Motor ab.

Hier hatte Lennart vor anderthalb Jahren das Mädchen gefunden. Laila stieg aus dem Auto und wickelte sich fester in den Mantel, um sich vor dem nasskalten Nieselregen zu schützen. Der Himmel hatte sich zugezogen, und obwohl es mitten am Tag war, herrschte zwischen den Bäumen Dämmerung. Laila machte ein paar zögerliche Schritte in den Wald hinein und widerstand dem Impuls zu rufen. Wonach hätte sie auch rufen sollen? Was suchte sie eigentlich? Sie suchte den Ort. Dann würde sie es wissen.

Lennarts Beschreibung war nicht genau gewesen, aber soweit Laila es verstanden hatte, war es nahe an der Straße gewesen. Sie ging vorsichtig über die nassen Grasbüschel und das verrottete Laub, hielt Ausschau nach Abweichungen vom Normalen. Ein kühler, regennasser Wind zog zwischen den Stämmen hindurch und ließ sie erschaudern. Etwas Weißes flatterte in ihrem Augenwinkel.

Ein abgebrochener Zweig ragte aus einem Fichtenstamm heraus, und an seinem Ende hing ein Stück von einer Plastiktüte. Laila ließ ihren Blick über den Boden wandern. Ein paar Meter von der Fichte entfernt sah sie eine Vertiefung im Boden, in die ein paar Zweige und Blätter hineingeweht worden waren. Laila zog das Stück Plastik vom Ast und hockte sich vorsichtig neben die Kuhle, bis sie sich gefahrlos in eine sitzende Haltung fallen lassen konnte. Sie fegte die Zweige und Blätter fort.

Um die Vertiefung herum waren immer noch die Spuren von aufgeworfener Erde zu sehen. Laila umklammerte das Stück Plastik in ihrer Hand, ließ es los, drückte wieder fester zu. Sie untersuchte es und fand daran nichts anderes als weißes Plastik. Sie tastete mit der Hand in der Grube herum. Nichts.

Von hier war das Mädchen gekommen. Hier hatte sie gelegen. In dieser Tüte. In dieser Grube. Keine anderen Spuren führten hierher, keine führte von hier weg. Hier hatte es begonnen.

Wovon träumst du, Laila?

Lange saß sie einfach nur mit der Hand in der Grube da, bewegte sie hin und her, als würde sie nach einem Rest von Wärme suchen. Dann sackte sie zusammen und senkte den Kopf. Kalte Regentropfen fielen ihr in den Nackenausschnitt, als sie die nasse Erde liebkoste und flüsterte:

»Hilf mir, Kleine. Hilf mir.«

18

Auch Jerry bemerkte die Veränderungen in Theres' Verhalten, wenn er alle paar Wochen einmal zu Besuch kam, aber er störte sich nicht

daran. Die Art, wie seine Schwester suchte, hinterließ bei ihm den Eindruck, dass sie nach einem Weg nach draußen suchte, einem Weg, der nicht durch die Tür führte, durch die sie mittlerweile regelmäßig ging, um den Rest des Kellers zu erkunden. Einen Geheimgang sozusagen. So etwas existierte nicht, das wusste er besser als alle anderen. Aber er ließ sie machen. Sie hatten anderes in der Mache.

Einen guten Monat nach ihrer Bowie-Session hatte er ihr eines seiner eigenen Lieder vorgespielt, hatte die Akkordfolgen durchgespielt, die er auf das Stück Papier gekritzelt hatte. Er hatte sich vorgestellt, dass aus diesem Song eine Art schwedischer Britpop werden sollte, aber als Theres eine Melodieschleife dazu sang, wurde eher ein Hybrid aus schwedischer Folkmusik und allertraurigstem Country daraus. Kein Geld, keine Liebe und kein Zuhause.

Im Laufe des Winters nahm er die Drohung zurück, ihre Existenz zu verraten, und verlangte dafür, dass er hin und wieder ungestört ein paar Stunden mit ihr verbringen durfte.

Sobald er ein paar neue Lieder hatte, kam er vorbei, sperrte sich zusammen mit Theres in ihrem Zimmer ein und hängte eine Decke vor das Fenster, damit Lennart ihnen nicht nachspionieren konnte. Dann machten sie Musik.

Die Songs klangen ausnahmslos düsterer, nachdem sie durch Theres' Stimme gefiltert wurden. Vielleicht war »düsterer« auch das falsche Wort. Ernsthafter. Dessen ungeachtet war Jerry immer wieder erstaunt, was für gute Songs er schreiben konnte, wenn er hörte, wie Theres sie sang. Wenn er sie allein vor sich hinsummte, klangen sie wie jedes andere x-beliebige Lied.

Seine Komponiererei verfolgte keinen bestimmten Zweck, außer dass er sich damit besser fühlte. Sobald er sich zu Theres gesetzt

und einen E7-Akkord angeschlagen hatte – das war ihr kleines Ritual – und Theres mit ihrer klaren Stimme darauf antwortete, schien etwas von ihm abzufallen, aus ihm hinauszurinnen.

Wenn sie anschließend miteinander jamten und Theres seine einfachen Ideen zu wirklicher Musik erhob, befand er sich für ein paar Minuten ganz woanders, an einem besseren Ort. Vielleicht gab es doch einen Geheimgang, eine Möglichkeit, hier herauszukommen. Wenn auch nur für eine Weile.

19

Laila wusste, dass es aufhören musste.

Es hatte an dem Tag angefangen, als sie von dem Ort zurückkehrte, wo Lennart das Mädchen gefunden hatte. Sie hatte angefangen zu suchen. Zuerst hatte sie die Garderobe geöffnet und die alten Schallplatten durchgeblättert, die sie dort aufbewahrten. Anschließend war sie die Kleiderkammer durchgegangen. Im Laufe weniger Tage öffnete sie jeden Karton und jede Schublade, in der sie alte Sachen aufbewahrten. Danach stöberte sie in allen Ecken das Hauses.

Als sie auch damit fertig war, begann sie an Orten zu suchen, an denen sie bereits gesucht hatte. Vielleicht war sie beim ersten Mal ja unaufmerksam gewesen und hatte etwas übersehen.

Bei ihrer Suche kam es vor, dass sie ein längst vergessenes Spielzeug oder ein Souvenir von irgendeiner Urlaubsreise fand. Lange hatte sie ein Holzmännchen aus Mallorca betrachtet, das aus seinem Mund Zigaretten spendete, wenn man auf seinen Hut

drückte. Sie hatte das Männchen vollkommen vergessen und versuchte sich einzureden, dass sie am Ziel ihrer Suche war.

Gleichzeitig wusste sie, dass es eine Lüge war und dass sie das, wonach sie suchte, niemals finden konnte. Trotzdem machte sie weiter. Zwischendurch saß sie unten bei dem Mädchen und schaute zu, wie sie dasselbe machte. Laila spürte, dass sie dabei war, eine Grenze zu überschreiten. Jederzeit konnte sich ein leises Klicken in ihrem Kopf bemerkbar machen und dann wäre sie endgültig verrückt geworden.

Es kam so weit, dass sie sich nach diesem Tag zu sehnen begann. Dann würde sie keine Verantwortung mehr für ihre Handlungen übernehmen müssen. Dann würde sie, genau wie das Mädchen, ein Bett bekommen, ein Zimmer und Essen zu geregelten Zeiten. Mehr nicht.

Aber vorher kam die Erschöpfung. Sie begann ihre Tage damit zu verbringen, im Wohnzimmer im Sessel zu sitzen und absolut nichts zu tun. Sie hatte keine Kraft mehr zu suchen, keine Kraft mehr, Kreuzworträtsel zu lösen, nicht einmal mehr zu denken. Manchmal kam Lennart und sagte demütigende Sachen zu ihr, aber sie hörte es kaum. Sie fühlte nichts außer einer vagen Empfindung von Scham über das, was aus ihr geworden war.

Eines Tages, nachdem Lennart nach Stockholm gefahren war und sie zwei Stunden lang im Sessel verbracht hatte, kam doch noch so etwas wie ein *klick*. Eine Membran zerbarst, alles wurde klar, und sie fasste einen Entschluss. Sie richtete sich mit weit geöffneten Augen in ihrem Sessel auf.

Sie hatte noch nicht in der Garage gesucht. Nein. Deshalb würde sie jetzt in die Garage gehen und einen Schrank öffnen oder eine Schublade herausziehen, und das Erste, was sie sehen würde, war

es. Ganz egal, was es sein würde, es sollte das sein, wonach sie gesucht hatte. So hatte sie entschieden.

Eifrig und aufgeräumt, wie sie seit Jahren nicht mehr gewesen war, eilte sie über den Hof. Das Garagentor stand entgegenkommenderweise einen Spaltbreit offen, nachdem Lennart das Auto herausgefahren hatte. Die Sonne strahlte von einem blassblauen Julihimmel. Laila zog das Tor weiter auf und verschwand in der Dunkelheit.

Auf der Werkbank lagen ein paar Autoteile und Werkzeuge, darunter stand ein Rollschrank mit drei Schubladen. Laila stellte sich vor den Schrank und ließ ihre Hand sanft über die drei Schubladen gleiten, als wäre sie in einer Quizshow, und nur eine der Schubladen würde den geheimen Hauptgewinn enthalten. Was konnte es sein? Eine Urlaubsreise auf die Malediven oder hundert Kilo Kaffee?

Laila zählte ene, mene, minke, pinke, und der Zeigefinger blieb vor der mittleren Schublade stehen. Sie zog sie heraus.

Deutlicher hätte es nicht sein können. In der Schublade lag nur ein einziger Gegenstand. Ein nagelneues, zehn Meter langes Nylonseil. Laila nahm es heraus und wog es in den Händen.

Aha. Jetzt wusste sie, was sie zu tun hatte. Es fühlte sich richtig an. Wie eine große Erleichterung.

Die folgenden Tage durchlebte sie wie in einem Rausch. Die alltäglichen Routinen erschienen ihr plötzlich kurzweilig oder zumindest wertvoll, weil sie wusste, dass sie sie das letzte Mal ausführte. Wenn sie unten bei dem Mädchen saß, verspürte sie Mitleid mit ihm wegen ihres vergeblichen Suchens. Lailas eigene Suche war vorbei.

Keine Schmerzen mehr im Bein, keine Scham über den schwerfälligen Körper, nie wieder diese ununterbrochen nagende Erfahrung, nicht gut genug zu sein. Schluss damit. Bald.

Lennart bemerkte, wie sie sich verändert hatte, und wurde milder gestimmt, fast freundlich. Er tolerierte sie in einem ungewohnten Ausmaß. Aber es blieb, was es war: Er tolerierte sie. Sie sah jetzt alles klarer. Für Lennart würde es eine Befreiung sein, wenn er sie nicht länger mitschleppen müsste. Niemand würde ihr eine Träne nachweinen. Blieb die Frage, ob sie es schaffen würde.

Das war ein Problem. Sie hatte keine Angst davor, tot zu sein, aber wie lächerlich es auch klingen mochte, sie hatte Angst davor, sich aufzuhängen. Weil es wehtat und weil es irgendwie hässlich war.

Aber sie musste ja nicht unbedingt dieses Seil benutzen. Das Seil war nur ein Wegweiser, wichtig war das Ergebnis. Nachdem sie eine Weile darüber nachgedacht hatte, hatte sie sich entschieden, wie sie es machen wollte, und das Einzige, was jetzt noch blieb, war das Warten auf die passende Gelegenheit.

Es dauerte fast einen Monat, bis sie kam. Anfang August hatte es eine Woche lang kräftig geregnet, bevor ein paar Tage mit warmem und schönem Wetter folgten. Ideale Bedingungen für Steinpilze. Lennart begab sich hinaus auf die Suche durch die Wälder, und ausnahmsweise nahm er das Fahrrad dafür.

Laila machte eine scherzhafte Bemerkung darüber, mit welchem interessanten Fund er wohl dieses Mal nach Hause kommen würde. Lennart wirkte verwirrt, als sie sich vorbeugte, ihn auf die Wange küsste und Tschüs sagte, nachdem er sich auf das Fahrrad geschwungen hatte. Bevor er hinter der Biegung verschwand, schaute er noch einmal über die Schulter zurück. Sie winkte. Dann ging sie hinein und holte den Staubsauger.

Sie fühlte sich vollkommen ruhig, während sie den Schlauch von dem Staubsauger abkoppelte und eine Rolle Paketband holte. Eine erwartungsvolles Kribbeln in der Brust, mehr war da nicht.

Sie machte sich nicht die Mühe, sich von dem Mädchen zu verabschieden. Wenn es jemanden gab, der sich nicht im Geringsten darum kümmerte, ob sie lebte oder starb, dann war es dieses Mädchen. Sie hatten viel Zeit miteinander verbracht, aber ein wirklicher Kontakt war nie zustande gekommen. Das Mädchen lebte in seiner eigenen Welt, in der es keinen Platz für andere Menschen gab.

Und Jerry? Ja, Jerry würde bestimmt traurig sein, und sie konnte sich nicht vorstellen, wie sich das Verhältnis zwischen ihm und Lennart danach entwickeln würde. Sie kümmerte sich auch nicht darum. Es hatte seine Zeit gebraucht, aber es war ihr gelungen, die Rücksichtslosigkeit zu entwickeln, die man brauchte, um sich das Leben zu nehmen.

Sie schloss die Türen zur Garage, verriegelte sie von innen und schaltete die Leuchtstoffröhre an der Decke an. Sie hätte sich ein freundlicheres Licht gewünscht, aber daran war nun mal nichts zu ändern.

Der Staubsaugerschlauch passte so gut auf das Auspuffrohr, dass sie gar kein Klebeband benötigte. Sie zog den Schlauch um das Auto herum und klemmte das Ende in das Fenster der Hintertür. Dann stieg sie ein, setzte sich auf den Fahrersitz und zog die Tür hinter sich zu.

So. Das war das.

Der Autoschlüssel hing an einem Bund mit einem Snoopy-Anhänger. Mangels Alternativen küsste sie den kleinen Hund auf die Schnauze, sagte Lebewohl, steckte den Schlüssel ins Zündschloss und drehte ihn herum. Der Motor sprang an.

Und das Autoradio. Sie hatte vergessen, dass irgendeine Fehlschaltung es unmöglich machte, das Radio auszuschalten, solange die Zündung an war. Während die Abgase durch das Fenster hineindrangen und die Luft im Auto diesig wurde, musste sie irgendeinem angesagten Komiker zuhören, der von einem brüllend komischen Zwischenfall in einer Kneipe in Västerås erzählte. Laila schloss die Augen und versuchte, das Gleiche mit ihren Ohren zu tun.

Es dauerte nur eine Minute, bis eine gewisse Schläfrigkeit und leichte Übelkeit Besitz von ihr ergriffen hatten. Die Augenlider wogen hundertmal so viel wie sonst und befanden sich an einem Ort weit außerhalb ihres Körpers, wo sie sie nicht mehr öffnen konnte. Alles verlief so, wie sie es sich erhofft hatte, und die Bewusstlosigkeit kam immer näher herangekrochen. Aus weiter Entfernung hörte sie, wie der Komiker seine Geschichte auf eine Weise abrundete, die signalisierte, dass an dieser Stelle gelacht werden durfte, und anschließend eine Platte auflegte. Laila würde zu den Klängen eines zeitgenössischen Pop-Hits sterben, aber es war ihr egal. Eine taktfeste Trompete erklang, ein unaufhaltsam marschierender Trommelklang und dann eine Stimme, die Laila wiedererkannte.

> Hallo, Stockholmboys, hier seht ihr eure alte Annie, ein Ekerö-Girl, und ich bin noch ganz okay!

Julia Cæsar. Mit herausfordernder Stimme sang sie ihr Couplet »Annie aus Amörika«. Mit zweiundachtzig Jahren hatte sie noch einen Hit gelandet.

Ich floh von Bräutigam und Mama und nichts wie rauf aufs Schiff
und übern Teich zum Lande Ju-Ess-Ejj!

Laila wusste, was als Nächstes kam, und ihr Körper spannte sich, die Augenlider flatterten, und sie biss die Zähne zusammen, als Julia Cæsar von den Zehenspitzen Anlauf nahm und schrie, dass es auf der Tonaufnahme schepperte: »JUUNAAJJTITT STEJTS OFF AMÖRRIKAA!«

Laila zwang die Augen auf. Das Auto war voller giftiger Dämpfe, und ihre Muskeln waren aus Blei. Im Radio sang Julia Cæsar mit ihrer unglaublich kräftigen Greisenstimme weiter.

... wie ich Tränen aus den Augen wischte, weil ich dachte,
dass ja irgendetwas an dem alten Sweden
doch ganz very vell olrajt war!

Laila hustete. Es gelang ihr, die Arme zu bewegen und sich die Augen zu reiben. Ein Klumpen im Magen drängte in den Hals hinauf.

Oh verdammt. VERDAMMT.

Julia Cæsar. Zweiundachtzig Jahre alt. Stand vor dem Mikrofon und sang diesen kompletten Nonsens mit einer Lust und einem Selbstbewusstsein. Sie hatte sie im Fernsehen gesehen. Das graue, gewellte Haar, der alte, schwere Körper und die weit ausholenden Arme, das schelmische Glitzern in ihren Augen, während sie diese Bagatelle herausschmetterte.

Es ging nicht mehr. Laila bekam ihren eingeschlafenen linken Arm los und ließ ihn auf den Türhebel fallen. Sie zog, und die Tür öffnete sich. Laila wälzte sich zur Seite und krabbelte auf den Garagenboden hinaus. Während sie auf das Tor zukroch, schwankte der Boden von links nach rechts, und sie wäre vielleicht

zusammengebrochen, wenn der gleichmäßige Takt der Musik sie nicht vorwärts getrieben hätte.

JUUNAAJJTITT STEJTS OFF AMÖRRIKAA!

Sie hatte vergessen, wie viele Strophen das Lied hatte. Sie musste es bis nach draußen schaffen, bevor es vorbei war. Vielleicht war es schon die letzte Strophe. Aber während ihre verkrampften Finger sich mit dem Schlüssel abmühten, erbarmte sich Julia Cæsar und hob von Neuem an.

Plenty Sachen hier in Sweden, aus der guten alten Zeit,
sind tudej aus den Ju-Ess-Ejj …

Laila bekam den Schlüssel gedreht, drückte die Klinke hinunter und fiel in den Sommer hinaus. Sie lag mit dem Rücken auf dem Beton der Garagenauffahrt und starrte in den Himmel. Während Anfälle von Übelkeit durch ihren Körper wogten, sah sie grüne Lindenblätter vor einem klarblauen Himmel wippen, auf dem Schäfchenwolken vorüberzogen.

Geschäftiges Scharren und Kratzen, und schon kam ein Eichhörnchen den Stamm heruntergelaufen, hielt inne und lauschte der Musik aus der Garage, bevor es auf der anderen Seite verschwand und das Lied ausklang.

Ja, dass irgendetwas an dem alten Sweden doch ganz very vell olrajt ist!

Nachdem Laila ein bisschen Kraft gesammelt hatte, stieß sie mit dem Fuß gegen das Garagentor, sodass es sich vor weiteren

Anekdoten des Komikers verschloss. Dann lag sie nur noch da und atmete, atmete.

Nach zehn Minuten konnte sie sich aufsetzen. Nach weiteren zehn Minuten ging sie in die Garage, stellte den Motor ab, öffnete alle Türen und zog den Staubsaugerschlauch heraus. Während sie auf dem Weg zum Haus den Schlauch wie eine gezähmte Schlange hinter sich herzog, überfiel sie ein Gedanke.

Dass sie die Zeichen falsch gedeutet hatte. Nicht das letzte Zeichen war entscheidend, sondern das erste.

Der erste Ort, an dem sie gesucht hatte, war die Garderobe mit der Schallplattensammlung gewesen. Irgendetwas hatte ihr gesagt, dass sie dort zuerst suchen sollte. Sie erinnerte sich gut daran, dass sie zwischen all den Singles und 78rpm-Scheiben tatsächlich auch »Annie aus Amörika« gesehen hatte.

Sie hatte sich damals nichts dabei gedacht. Jetzt tat sie es.

Es gab trotzdem einen Trost und etwas, das sie nie im Stich ließ. Etwas, das ihr so nah war, dass sie es nicht mehr gesehen hatte. Die Musik. Die Lieder. Die Schallplatten. Julia Cæsars Lied hatte keine Botschaft, aber ihr Auftritt, und diese Botschaft war ganz einfach: *Gib nicht auf*.

Laila warf den Staubsaugerschlauch in den Putzschrank und ging zur Garderobe hinüber, wo sie Jagd auf »Du bist ein Frühlingshauch im März« von Svante Thuresson machte. Das würde sie sich anhören. Und danach ein anderes Stück.

20

Als es auf den Oktober zuging, hielt Lennart es allmählich kaum noch aus. Er hatte nichts gegen Schlager oder Hitparadenklassiker, aber du lieber Gott, es musste doch eine Grenze geben! Von morgens bis abends nur Siw Malmkvist, Lasse Lönndahl und Mona Wessman.

Wenn Laila wenigstens Geschmack bewiesen und sich beispielsweise durch Peter Himmelstrands zahlreiche anspruchsvollere Kompositionen hindurchgearbeitet hätte, aber nein. Sie spielte, was ihr gerade in den Sinn kam und was sie zufällig in ihrer riesigen Plattensammlung fand. Das konnte ein Stündchen Trost mit Thorstein Bergman bedeuten, und direkt danach heulte dann zum Beispiel Towa Carson los mit der unbeholfenen Übersetzung eines deutschen Gebrauchsschlagers. Lennart konnte in der Küche sitzen und von »Heute träumte ich in der Nacht« eingelullt werden, um kurze Zeit später vor »Glaubt es, wenn ihr wollt« die Flucht zu ergreifen.

Es gab nur einen Grund, warum er nicht den Tonarm abbrach und den ganzen verdammten Plattenspieler aus dem Fenster warf: Laila war glücklich. Es war lange her, dass Lennart etwas dagegen hatte, wenn Laila glücklich war, aber es war auch lange her, dass er Kraft und Liebe genug hatte, um sie glücklich zu machen. Und so sorgte sie eben selbst dafür.

Sie war nicht die sprudelnde Freude, eher eine konstant lächelnde Seele, was beispielsweise auch beinhaltete, dass sie – wenn die Musik Pause machte – ein ordentliches Mittagessen kochte oder

sauber machte. Also hieß es Zähne zusammenbeißen, wenn Anita Lindblom zum dritten Mal an diesem Tag die Stimme erhob und »soo-o ist das Leben« heulte. Das war es wert.

Darüber hinaus hatte Lennart begonnen, mehr Zeit im Keller zu verbringen, wo das Hitparadengewummer nur wie eine weit entfernte Wachparade klang. Die musikalische Bildung des Mädchens musste ausgebaut werden, und nachdem er einen tragbaren CD-Spieler angeschafft hatte, begann Lennart ihr klassische Musik vorzuspielen.

Als Erstes spielte er einen seiner eigenen Favoriten: Beethovens *Frühlingssonate* in F-Dur für Violine und Klavier. Er hatte beschlossen, ganz einfach mit Klavier und Violinsonaten zu beginnen, um dann zu Streichquartetten und schließlich ganzen Sinfonien überzugehen, sozusagen ein Instrument nach dem anderen vorzustellen.

Er sollte sich noch lange daran erinnern, wie das Mädchen auf diese Einführung in die Musik aus höheren Sphären reagiert hatte. Sie hatte in ihrem Gitterbettchen gestanden und wie üblich an diesem Tampen mit vier Knoten gesaugt, als Lennart auf die Play-Taste gedrückt hatte.

Während der einleitenden Violinsequenz mit ihrer schönen Melodie und der vorsichtigen Unterstützung durch das Klavier erstarrte das Mädchen. Als die Rollen getauscht wurden und das Klavier sanft wie ein Frühlingsbach die Melodie aufnahm, begann das Mädchen zu schaukeln, während sie mit einem Ausdruck zwischen Entzücken und Entsetzen ins Nichts starrte.

Nach den ersten vierzig Sekunden zog sie die Augenbrauen zusammen, als ahnte sie, dass gleich etwas passieren würde. Als die Violine sich an die hämmernden Töne des Pianos heranarbeitete und diese schließlich mit einem kräftigeren Strich untermalte,

schnitt sie eine Grimasse und schüttelte den Kopf, während sie sich an die Gitterstangen klammerte.

Doch auch als das Stück wieder in ruhigeres Fahrwasser kam und die Violine mild und gefügig wurde, lauschte das Mädchen weiter mit misstrauischer Miene, als ahnte sie, dass die härtere Strichart die ganze Zeit über auf der Lauer lag. Dort, wo das Spiel der Violine dann tatsächlich wieder ungestümer wurde und das Klavier sie aus dem Hintergrund heraus vor sich hertrieb, begann sie zu zittern und im Bett hin und her zu schwanken, während sich ihr Gesicht wie unter Schmerzen verzerrte.

Lennart sprang auf und schaltete den CD-Spieler ab.

»Was ist los, Kleine?«

Das Mädchen schaute ihn nicht an, das tat sie niemals. Stattdessen fixierte sie den CD-Spieler mit ihren Blicken, während sie an dem Gitter ihres Bettchens rüttelte. Lennart hatte noch nie erlebt, dass jemand so auf Musik reagierte. Die Saiten, über die der Bogen strich oder auf die ein Hammer schlug, schienen ihre eigenen Nerven zu sein. Die Musik drang direkt in sie ein.

Lennart wechselte zu einer Cellosonate, und der weichere Klang des Instruments regte das Mädchen weniger auf, auch wenn das Tempo schneller wurde. Als sie das kurze Adagio in der A-Dur-Sonate erreichten, stimmte sie zum ersten Mal in die Melodie ein.

Nachdem er ein paar Tage herumexperimentiert hatte, war klar, dass dem Mädchen ausnahmslos die Adagio-Partien am besten gefielen. Allegro-Sätze machten sie unruhig und ein Scherzo konnte sie in die Verzweiflung treiben. Lennart programmierte den CD-Spieler so, dass er nur die Adagio-Sätze spielte. Dann setzte er sich aufs Bett und betrachtete sie, hörte ihr zu, wenn sich ihre Stimme als drittes Instrument in die Sonate legte.

Zuerst war er glücklich. Er hatte das Gefühl, im Herzen und im Ursprung der Musik zu ruhen. Auch wenn er dann die Treppe hinaufging und sich auf einen Schlag wieder in der Sozialbausiedlung der Musik befand. Das war okay. Er befand sich im Gleichgewicht.

Aber nichts währt ewig.

Tage wurden zu Wochen und Beethoven wurde von Schubert und Mozart abgelöst, und Lennart saß in seinem musikalischen Herzensraum und starrte auf seine Finger. Irgendetwas stimmte nicht mit ihnen. Er hob das Mädchen hoch, um ihr Gewicht und ihre Wärme zu spüren, aber es änderte nichts. Er stellte sie zurück in ihr Gitterbett.

Er wusste inzwischen, dass er sie nicht auf dem Fußboden lassen konnte, während die Musik spielte. Das Mädchen ging dann sofort zum CD-Spieler und begann ihn sehr handgreiflich zu untersuchen. Sie schlug mit ihren Fäusten gegen die Lautsprecher oder versuchte den ganzen Apparat hochzuheben, als wollte sie etwas aus ihm herausschütteln.

Zunächst hatte Lennart es so gedeutet, dass sie die Musik doch nicht mochte, aber als er sie ausnahmsweise einmal gewähren ließ, erkannte er, worauf sie aus war. Sie suchte nach der Musik, nach ihrem Ursprung. Sie wollte in die Maschine hinein und das finden, was die Musik machte. Weil er es ihr nicht erklären konnte, kaufte Lennart einen neuen CD-Spieler und achtete darauf, dass sie nicht mehr an ihn herankam.

Nachdem er das Mädchen also in sein Bett gesetzt hatte, ging Lennart eine Runde durch das Zimmer und betrachtete seine Finger. Sie erschienen ihm glänzend und weiß wie Klaviertasten. Er legte sie auf eine unsichtbare Klaviatur und spielte die Mozartsonate mit, die aus dem CD-Spieler erklang. Nein. Das Spielen vermisste er nicht. Er hatte genug gespielt. Er öffnete und schloss die Hände. Es

fühlte sich merkwürdig leer an. Irgendetwas fehlte, irgendetwas musste getan werden.

Lennart ging in den Keller und schaltete die Leuchtstoffröhre über der Werkbank an. Diverse Werkzeuge waren fein säuberlich an ihren Halterungen aufgehängt. Schrauben, Nägel und Beschläge lagen sorgfältig in kleine Kisten sortiert in einem Wandregal. Er war nie ein handwerklich begabter Mensch gewesen, aber er mochte die Werkzeuge. Sie waren so definitiv. Jedes Werkzeug war für eine bestimmte Aufgabe gedacht und gemacht, als Verlängerung des menschlichen Arms. Lennart hob die Bohrmaschine hoch und wog sie in der Hand. Es fühlte sich gut an, sie zu halten. Als er den Knopf hineindrückte, passierte nichts. Leer. Er holte das Ladegerät heraus und steckte den Akku hinein. Er spielte ein wenig mit den Meißeln, fühlte am Hammer.

Vielleicht könnte man etwas bauen?

Laila hatte Kohlrouladen gekocht, und im Haus herrschte eine gesegnete Stille. Als sie aufgegessen hatten und Lennart das Geschirr in die Spülmaschine räumte, sagte er ganz nebenbei: »Du, brauchen wir etwas? Was man bauen kann?«

»Nein. Was sollte das sein?«

»Ich weiß nicht. Deshalb frage ich ja.«

»Was meinst du mit bauen?«

»Bauen, du weißt schon. Bauen. Holzstücke so zusammensetzen, dass etwas Neues daraus entsteht. Bauen.«

»Warum solltest du das tun?«

Lennart seufzte und spülte die Soßenreste von seinem Teller, bevor er ihn in die Maschine stellte. Warum hatte er überhaupt gefragt? Er schüttete Pulver ins Spülmittelfach und schlug die Spülmaschine unnötig hart zu.

Laila hatte den Kopf in die Hand gestützt und ihn dabei beobachtet. Als er den Wischlappen holte und den Tisch trocken zu wischen begann, sagte sie: »Ein Schuhregal.«

Lennart stellte seine kreisförmigen Bewegungen über das Wachstuch ein und rief sich ihren Eingangsflur ins Gedächtnis. Dort standen vier Paar Schuhe auf dem Boden. Zwei Paar Straßenschuhe und zwei Paar Holzschuhe. Die Gummistiefel standen im Keller.

»Ja«, sagte er. »Das könnte man wohl machen.«

»Dann können wir auch die Gummistiefel dorthin stellen«, sagte Laila.

»Ja.«

Er schaute Laila an. Sie hatte in den letzten Monaten ein paar Kilo abgenommen. Vermutlich war das auch der Grund dafür, dass er kein Zellophanpapier mehr überall im Haus verteilt fand. Sie hatte aufgehört, aus Frust zu essen.

Es lag wohl am Licht. Wie es vom Wachstuch reflektiert wurde und ihr Gesicht schräg von der Seite beleuchtete. Während eines kurzen Augenblicks dachte Lennart, dass Laila schön war. Der Abstand zwischen seiner Hand und ihrem Gesicht betrug nur einen halben Meter, und jetzt sah er, wie seine Hand sich langsam von der Tischplatte hob und ihre Wange streichelte.

Danach griff er nach dem Wischlappen und rubbelte dermaßen frenetisch an einem fest getrockneten Preißelbeerflecken herum, dass das Wachstuch zur Seite rutschte. Er spülte den Wischlappen aus, hängte ihn über den Hahn und sagte: »Also dann, ein Schuhregal.«

Während der folgenden Wochen baute Lennart ein Schuhregal, zwei Handtuchhalter und einen Schlüsselschrank. Nachdem ihm keine

Dinge mehr einfielen, die sie gebrauchen konnten, ging er dazu über, Nistkästen zu bauen.

Manchmal, wenn er vom Duft des frisch gesägten Holzes umgeben war und die Töne eines Schubert-Quartetts aus dem Zimmer des Mädchens drangen, fühlte er sich rundum zufrieden. In kleinen Schritten hatte sich alles in die richtige Richtung bewegt. Die harten, scharfen Kanten des Daseins waren erst mit grobem und dann mit feinem Sandpapier geglättet worden, sodass er sanft durch das Leben gleiten konnte, ohne sich einen Splitter zuzuziehen.

Lennart setzte sich den Gehörschutz auf und startete die Stichsäge, um die Fenster und Türen aus der zukünftigen Fassade einer Nistkastenversion ihres eigenen Hauses zu schneiden. Es war eine frickelige Arbeit, die volle Konzentration erforderte, und als er fünf Minuten später die Säge ausstellte und den Gehörschutz absetzte, rann ihm der Schweiß die Stirn hinab.

Die Stille nach dem schrillen Brummen der Stichsäge wirkte angenehm, aber war es nicht ein bisschen zu still? Aus dem Zimmer des Mädchens war keine Musik, kein Summen zu hören. Er legte die Werkzeuge zur Seite und ging nachschauen.

Das Mädchen war aus seinem Bett geklettert. Während er gesägt und nichts gehört hatte, musste sie sich hinter seinem Rücken einen Hammer geholt haben und danach in ihr Zimmer zurückgegangen sein, um auf den CD-Spieler loszugehen. Mit Hämmern und Hebeln war es ihr gelungen, die Abdeckungen von den beiden Lautsprechern zu entfernen, und sie hatte die Membranen herausgerissen. Jetzt saß sie da und kratzte mit den Fingern auf ihnen herum und zog an den Kabeln, während sie den Kopf schüttelte.

Er ging hinüber und versuchte ihr die kaputten Teile wegzunehmen, aber sie wollte sie nicht loslassen. Sie schüttelte sie und biss in sie hinein.

»Gib sie mir«, sagte er. »Du kannst dich daran schneiden.«

Das Mädchen starrte ihn aus schmalen Augen an. Dann sagte sie, klar und deutlich: »Musik.«

Lennart war so baff, dass er das Tauziehen aufgab und sie einfach nur anstarrte. Das war das erste Wort, das er von ihr gehört hatte. Er senkte seinen Kopf zu dem Mädchen hinunter und fragte: »Was hast du gesagt?«

»Musik«, wiederholte das Mädchen und stieß einen Laut aus, der irgendwo zwischen Knurren und Winseln lag, während sie die Membran auf den Boden hämmerte.

Lennart ging neben ihr auf die Knie und sagte: »Die Musik ist nicht dort drin.«

Das Mädchen hörte auf zu hämmern und schaute ihn an. *Schaute* ihn an. Sah ihm für ein paar Sekunden in die Augen. Lennart ließ sich davon motivieren, es ihr genauer zu erklären.

»Die Musik ist überall«, sagte er. »In dir. In mir. Wenn wir singen, wenn wir spielen.« Er zeigte auf den demolierten CD-Spieler. »Das hier ist nur eine Maschine.«

Er hatte seinen Vorsatz vergessen, nicht mit dem Mädchen zu sprechen. Es spielte keine Rolle mehr. Sowohl Laila als auch Jerry hatten schon mit ihr gesprochen, die Sache war ohnehin gelaufen. Er deutete erneut auf den CD-Spieler: »Verstehst du? Eine Maschine. Die Musik wird in Wirklichkeit von Menschen gemacht.«

Lennart nahm die CD heraus, eine billige Ausgabe von Schuberts zweitem Streichquartett. Er zwängte den Zeigefinger in das Loch und hielt die Scheibe vor ihr hoch: »Die Musik ist hier hineingepresst worden.«

Das Mädchen reagierte nicht auf seine Aussage, starrte die Scheibe aber trotzdem mit großen Augen an. Sie legte den Kopf schief, rümpfte die Nase. Lennart drehte die Scheibe zu sich herum, um zu schauen, was sie dort sah. Und erblickte sich selbst.

Natürlich.

Soweit er wusste, hatte das Mädchen noch nie zuvor einen Spiegel gesehen. Er drehte ihr die blanke Oberfläche wieder entgegen und sagte: »Das bist du, Kleine. Das bist du.«

Das Mädchen starrte wie verhext in die Scheibe auf seinem Zeigefinger und flüsterte: »Kleine …«, wobei ein Speichelfaden aus ihrem Mundwinkel lief. Sie kroch näher heran, ohne den Augenkontakt mit ihrem Spiegelbild zu verlieren. Sie streckte die Hände nach der Scheibe aus, und Lennart überließ sie ihr. Erst jetzt bemerkte er, dass sie das Seil mit den Knoten fallen gelassen hatte. Es lag zerkaut und zerschmust hinter ihr auf dem Fußboden. Sie hatte nur noch Augen für die CD.

Als Lennart sie zurück ins Bett beförderte, hielt sie die Scheibe mit beiden Händen fest umklammert, während sie in den silbrigen Brunnen aus Licht schaute, ganz unnahbar. Trotzdem legte Lennart das Kinn auf die Bettkante und sagte: »Aber die Musik ist nicht dort, Kleine. Sie ist hier.« Er legte den Zeigefinger auf ihr Herz. »Und hier.« An ihre Stirn.

21

Es wurde Frühling, bevor Jerry das nächste Mal Gelegenheit hatte, zu einem Besuch hinauszukommen, denn er hatte mittlerweile ein kleines Geschäft am Laufen.

Seit ein paar Jahren arbeitete Jerry schwarz in der Billardhalle in Norrtälje, sprang ein, wenn es nötig war. Eines Abends stand er im Café und spülte Tassen, als ein Bekannter ins Lokal kam. Ingemar. Sie unterhielten sich eine Weile, und als Jerry ihm ein illegal importiertes russisches Bier aus den geheimen Vorräten anbot, zog Ingemar eine Augenbraue hoch. »Hast du auch Fluppen?«

Jerry antwortete, dass er keine habe und dass das Russenbier eigentlich auch nur für die Stammgäste gedacht sei, aber Ingemar sei ja wohl niemand, der sie bei der Polizei verpfeifen würde, oder?

»Nee, nee«, sagte Ingemar und öffnete sein Bier mit dem Feuerzeug. »Ganz im Gegenteil. Ich sage mal so: achtzig Kronen die Stange? Wäre das was?«

»Ist das so ein polnischer Mist aus Stroh und Zeitungspapier?«

»Nein, nein. Marlboro. Ehrlich gesagt weiß ich nicht, ob es eine Fälschung ist oder so etwas, aber es schmeckt genau gleich. Hier. Probier mal.«

Ingemar bot ihm eine Packung an, und Jerry musterte sie. Die Steuerbanderole fehlte, aber ansonsten sah sie aus wie eine ganz normale Packung. Er klopfte eine Zigarette heraus und zündete sie an. Nicht der geringste Unterschied.

Ingemar arbeitete mittlerweile als Fernfahrer und fuhr meistens die baltischen Staaten an. In Estland hatte er einen Kontaktmann, der ihm billige Zigaretten verkaufte, wenn er nicht zu viel fragte. Er schaute sich im Lokal um, in dem zwei der Billardtische besetzt waren und drei Personen an einem Tisch saßen und rauchten. »Dürfte wohl kein Problem sein, sie hier loszuschlagen, sagen wir fünfzig Stangen im Monat. Du legst ein paar Zehner drauf und hast deinen Schnitt gemacht.«

Jerry überlegte. Hundertzwanzig Kronen waren ein guter Preis für eine Stange Zigaretten. Das wäre ein Verdienst von zweitausend im Monat.

»Okay«, sagte er. »Wir machen das. Wann kannst du liefern?«

Ingemar grinste. »Sofort. Ich hab den Wagen draußen.«

Es war nicht Ingemars Sattelschlepper, der draußen auf der Straße vor der Billardhalle stand, sondern ein normaler PKW. Ingemar schaute sich um, bevor er den Kofferraum öffnete. Zwei schwarze Plastiksäcke füllten ihn zur Hälfte. Ingemar zeigte ihm die Stangen, die in Fünfundzwanzigerpacks zusammengebunden waren.

»Vier Riesen«, sagte er. »Das ist geschenkt.«

»So viel hab ich nicht dabei, ist doch klar.«

»Wir rechnen das nächste Mal ab. Wenn du ein bisschen Startkapital hast.«

Gemeinsam trugen sie die Säcke in den Müllkeller und gaben sich die Hand darauf, sich in einem Monat wiederzusehen.

Schon am selben Abend gelang es Jerry, acht Stangen an den Mann zu bringen, was es einfacher machte, die restlichen Stangen im Schutz der Dunkelheit hinten auf das Motorrad zu spannen, bevor er nach Hause fuhr. In Zukunft würde er Ingemar bitten, direkt bei ihm an die Bordsteinkante zu liefern.

In einer Ecke des Wohnzimmers baute er vier hübsche Türme aus den zweiundvierzig Stangen, setzte sich in den Sessel und betrachtete sie mit über dem Bauch gefalteten Händen. *Tja*, dachte er. *Schwuppdiwupp*. *Schon ist man Unternehmer*. Um der Ernsthaftigkeit seiner Einstellung Ausdruck zu verleihen, leerte er seine Brieftasche und legte Ingemars sechshundertvierzig Kronen in einen Umschlag.

Die übrigen dreihundertzwanzig ließ er zwischen seinen Fingern knistern. In der Halle arbeitete er sechs Stunden am Stück, für fünfzig Kronen die Stunde. Wenn er auf diese Weise weitermachen konnte, würde sich sein Stundenlohn mehr als verdoppeln.

Hundert Kronen. Nach Steuern, sozusagen. Spitzenjob, bescheiden gesagt. Exekutive, so in der Art.

Die fünfzig Stangen gingen weg, und im nächsten Monat bekam Ingemar sein Geld und lieferte die nächste Ladung direkt zu Jerry nach Hause. Es juckte ihn in den Fingern, das Geschäft zu vergrößern, aber die Vernunft sagte Jerry, dass er vorsichtig sein und nur an Leute verkaufen sollte, auf die er sich verlassen konnte. Nicht gierig werden. Dann ging alles zum Teufel.

Seine Rolle als Händler verschaffte ihm zunehmenden Respekt in seiner Umgebung. Er konnte in der Billardhalle abhängen, auch wenn er nicht dort arbeitete, und die Leute waren ihm gegenüber aufgeschlossener als früher. Er traf Bekannte in der Stadt und so weiter. Die Zufriedenheit, die ihm die Besuche bei Theres verschafften, empfand er nicht mehr als so lebenswichtig.

Anfang März schnappte er sich trotzdem seine Gitarre und zurrte sie auf dem Motorrad fest, das erst beim siebten Kick ansprang. Er hatte ernsthaft angefangen zu überlegen, ob er sich nicht eine neue Maschine mit elektrischer Zündung besorgen sollte. Mittlerweile war dieser Gedanke nicht mehr abwegig.

Das Haus stand immer noch da und sah genauso aus wie vor vier Monaten, als er das letzte Mal da gewesen war. Aber irgendetwas hatte sich verändert. Es dauerte eine Weile, bis Jerry den Finger darauf legen konnte, und als er mit Lennart und Laila am Kaffeetisch saß und sich einen Kuchen nach dem anderen von der Platte nahm, sah er es plötzlich ganz deutlich.

Er saß am Kaffeetisch und trank Kaffee und aß Kuchen zusammen mit seinen Eltern.

Es hatte sich einfach so ergeben, ganz natürlich. Als ob es normal war. Kein Misstrauen hinsichtlich der Motive seines Besuchs, keine unterschwellige Kritik und keine schwelende Unzufriedenheit zwischen den Eltern, die sich jederzeit in einem höhnischen Kommentar entladen konnte. Nichts als Kaffee, selbst gebackener Kuchen und Kuschelmuschel. Jerry schaute von Lennart zu Laila, die beide Mürbeplätzchen in ihren Kaffee tunkten. »Was zum Teufel ist denn mit euch los?«

Laila schaute ihn an. »Was soll denn mit uns sein?«

Jerry deutete auf den gedeckten Tisch. »Ja, verdammt, ihr sitzt hier wie … ich weiß nicht … wie trautes Heim, Glück allein. Tirili, tirila, willkommen zu Hause. Was ist mit euch los?«

Lennart zuckte mit den Schultern. »Ist das ein Problem?«

»Nein, das ist kein Problem. Das ist ja gerade das Unheimliche daran. Seid ihr in eine Sekte eingetreten oder so was?«

Jerry kapierte gar nichts mehr. Er verschlang noch ein paar Stück Kuchen, bedankte sich und ging in den Keller hinunter.

Theres' Gitterbett war verschwunden, und sie schlief jetzt in seinem alten Bett. Sie trug keine Windel mehr, also hatte sie wahrscheinlich gelernt, die Toilette im Keller zu benutzen. Ein selbst gebauter Schrank mit einem Holzgitter als Front hatte das Mobiliar erweitert. Hinter dem Gitter konnte Jerry einen CD-Spieler ausmachen. Theres stand mitten im Zimmer, mucksmäuschenstill. In einer Hand hielt sie eine CD.

Sie war zu einem süßen, kleinen Mädchen herangewachsen. Ihr hellblondes Haar hatte angefangen, sich um ihr Gesicht zu kräuseln, es rahmte ihre riesigen blauen Augen ein und ließ sie aussehen wie einen Engel.

Jerry war gebannt von ihrem Anblick und setzte sich ohne ein Wort vor sie auf den Boden. Theres' Blick war auf seine Lippen geheftet. Es vergingen etwa zehn Sekunden, dann machte Theres einen Schritt nach vorn, schlug ihn hart auf den Mund und sagte: »Deden!«

Jerry drohte nach hinten überzukippen, konnte sich jedoch rechtzeitig mit einem Arm abstützen. Reflexartig verpasste er Theres eine Ohrfeige, die hart genug war, um sie umzuwerfen. »Was zum Teufel ist denn in dich gefahren, du verdammtes Gör!«

Theres stand auf und ging zum Bett hinüber, kroch hinauf. Sie setzte sich mit dem Rücken zu ihm und dem Gesicht zur Wand, begann zu summen. Jerry tastete über seinen Mund. Kein Blut.

»Hör mal, Schwesterherz«, sagte er. »Wollen wir schon wieder damit anfangen?«

Ihre Schultern zogen sich zusammen, und ihr Nacken war gebeugt, als würde sie sich schämen. Jerrys Herz wurde weich, und er sagte zu ihrem Rücken: »Ach, drauf geschissen. Das macht doch nichts.«

Er krabbelte an sie heran und sah, dass sie sich ganz und gar nicht schämte. Sie hatte den Kopf nur gesenkt, damit sie sich besser in der CD spiegeln konnte, die sie in beiden Händen hielt. Jerry streckte die Hand danach aus. »Lass mal sehen, was du da hast.«

Theres zog die Scheibe weg und *knurrte*. Es gab kein anderes Wort für den Laut, der aus ihrer Kehle drang. Jerry lachte und zog die Hand zurück. »Okay, okay. Ich nehme sie dir nicht weg. Schon verstanden. Du hast ja recht, Schwesterherz.«

Eine Weile blieb er schweigend neben ihr sitzen, betrachtete sie dabei, wie sie sich selbst betrachtete. Ohne ihm den Kopf zuzuwenden, sagte Theres schließlich: »Deden.«

»Aber ich dede doch. Was soll ich denn sagen? Entschuldigung, oder was? Bist du sauer, weil ich so lange nicht da war? Was? Na dann, Entschuldigung.«

»Deden Talle. Ingen.«

Jerry zog die Augenbrauen zusammen. Dann begriff er. Er packte die Gitarre aus und schlug ein C an. Theres drehte sich um und schaute auf seine Finger, als er noch einmal das C anschlug. Ihr Arm schnellte heran. Sie schlug ihm mit der CD auf die Hand und schrie einen einzigen Ton heraus.

Jerry riss sich zusammen und schlug nicht zurück. Ein roter Strich begann auf seinem rechten Handrücken hervorzutreten. Theres sang erneut den Ton und holte mit der CD zu einem neuen Schlag aus.

»Ja, ja«, sagte Jerry. »Immer mit der Ruhe. Hier hast du es.« Er spielte ein Emaj7, und die Scheibe senkte sich wieder. »Ich hatte es vergessen. Sorry.«

Weil er nicht dazu gekommen war, neue Stücke zu schreiben, jammte Jerry eine Weile herum, spielte ein paar passende Akkorde, während Theres eine Melodie improvisierte. Die Lieder, die dahinter hervorschauten, klangen mindestens genauso gut wie diejenigen, die er vorher mühsam zusammengeschrieben hatte.

Er dämpfte die Saiten mit der Hand und schaute sich im Zimmer um. Ihre armselige kleine Welt. Der CD-Spieler, das Bett, die Babygläschen.

Sollte das wirklich alles sein?

Er wurde von einem Schmerz in der rechten Hand aus seinen Gedanken gerissen. Theres hatte erneut nach ihm gehackt.

»Talle deden!«

Jerry massierte sich den Handrücken. »Verdammt, glaubst du, ich bin eine Maschine?« Er klopfte auf den Resonanzkasten. »Die Talle dedet, wenn ich will, dass sie dedet, okay?«

Theres beugte sich vor und streichelte vorsichtig den Gitarrenhals, während sie flüsterte: »Talle? Talle?« Sie legte ihr Ohr an die Saiten, und Jerry glaubte für einen Moment, dass das Instrument antworten würde. Auch er senkte seinen Kopf gegen den Gitarrenhals.

Aus dem Augenwinkel sah er gerade noch die Hand mit der CD auf seine Wange zufahren und zuckte mit dem Kopf zurück. Die CD schlug mit der Kante in das Holz der Gitarre und hinterließ eine kleine Kerbe. Theres riss die Augen auf und schrie: »Talle! Talle aua!« Sie griff nach der Gitarre, als ob sie sie trösten wollte, und während ihr die Tränen in die Augen stiegen, stand Jerry auf.

»Also wirklich, Schwesterherz, nimms mir nicht übel, aber du hast echt einen an der Waffel. Ehrlich.«

22

Was war denn da bloß passiert? Was war das nur für eine Sekte, in die Lennart und Laila da geraten waren?

War es einfach nur diese alte, bekannte, die nur zwei Mitglieder hat und für die strebsame Ehepaare im besten Fall auf eine Einladung hoffen können. Die Sekte, deren Motto lautet: *Wir haben nur uns*. Lennart konnte nicht sagen, wann genau sie diesen Punkt erreicht hatten, aber eines Tages, als er Hefeklöße in der Mikrowelle aufwärmte und darauf wartete, dass Laila aus Norrtälje zurückkehrte, ertappte er sich dabei, dass er Laila vermisste, während er

den Hefeklößen zuschaute, die sich langsam auf dem Teller drehten. Er freute sich darauf, dass Laila nach Hause kommen und sie zusammen Kaffee trinken und die warmen Klöße dazu essen würden. Dass sie es sich gemütlich machen würden.

Das hörte sich vielleicht an wie ein schlichtes Klischee, aber wenn man etwas schlicht ausdrücken kann, warum sollte man es dann nicht tun?

Lennart begann das Leben zu schätzen, das er hatte.

Es ging nicht darum, sich neu in Laila zu verlieben, alles zu vergessen, was früher geschehen war, und noch einmal von vorn zu beginnen. So etwas gab es nur in der Klatschpresse. Aber er begann sein Leben mit neuen Augen zu betrachten. Statt weiter den Ärger über das, was er in seinem Leben alles verpasst hatte, in sich hineinzufressen, betrachtete er jetzt das, was ihm tatsächlich gegeben worden war.

Er war gesund, besaß ein ordentliches Haus, hatte eine Arbeit, die er gerne machte und für die er eine gewisse Anerkennung erntete. Eine Frau, die ihn durch all die Jahre begleitet hatte und die, trotz allem, nur das Beste für ihn wollte. Einen Sohn, der zumindest nicht drogenabhängig war.

Darüber hinaus war er zum Wächter einer Gabe auserkoren worden, die sich in seinem Keller befand. Das Mädchen passte nicht in dieses Muster, sie war nur eine Laune des Schicksals und eine große Verantwortung. Aber auch die Verantwortung, die einem auf den Schultern lastete, konnte dem Leben einen Sinn verleihen.

Alles in allem kein schlechtes Leben. Vielleicht nicht unbedingt der Stoff, aus dem Festschriften oder Todesanzeigen mit Goldkante gemacht werden, aber absolut *passabel*. Es war passabel. Vollkommen okay.

Er konnte immer noch nicht behaupten, dass er Laila direkt gut aussehend fand, aber manchmal, wenn das Licht aus einem bestimmten Winkel fiel … Sie hatte in den vergangenen Monaten mindestens zehn Kilo abgenommen und gelegentlich, wenn sie im Bett lagen und schlafen wollten, wurde er von ihrer Körperwärme angemacht, von ihrem Fleisch, und sie taten, was Mann und Frau zu tun pflegen. Dies führte zu einer ungezwungeneren Zweisamkeit, was wiederum dazu führte, dass sich sein Blick auf sie weiter veränderte und so weiter und so weiter.

Als das Mädchen gut fünf Jahre alt war, feierten Lennart und Laila ihren Hochzeitstag. Ja, sie feierten. Es gab Wein zum Abendessen und noch mehr Wein, als sie anschließend zusammensaßen, alte Fotoalben anguckten und ABBA hörten. Plötzlich stand das Mädchen mitten im Wohnzimmer. Zum ersten Mal war sie allein die Kellertreppe hinaufgegangen. Ihr Blick wanderte durch den Raum, ohne bei Lennart und Laila innezuhalten. Sie setzte sich neben dem offenen Kamin auf den Fußboden und streichelte den Kopf eines Steintrolls, der dort aufgestellt war.

Lennart und Laila waren fröhlich und leicht angeheitert. Ohne das Für und Wider abzuwägen, nahmen sie das Mädchen zwischen sich auf das Sofa. Sie ließ den Steintroll nicht los, sondern klemmte ihn sich zwischen die Oberschenkel, um ihn weiter mit der Hand streicheln zu können.

»Hole in your soul« klang aus und die einleitenden Pianotriller von »Thank you for the music« strömten aus den Lautsprechern.

»I'm nothing special, in fact I'm a bit of a bore …«

Laila sang mit. Auch wenn sie nicht dieselben Höhen erreichte wie Agnetha, klang es absolut gut. Sie wurde von dem Mädchen unterstützt, das instinktiv die Melodie aufnahm und ihre Töne nur den

Bruchteil einer Sekunde später platzierte, nachdem die Töne von ABBA ihre Ohren erreichten.

Lennart musste schlucken. Als der Refrain das nächste Mal erklang, konnte auch er sich nicht mehr zurückhalten und stimmte mit ein.

»So I say thank you for the music, the songs I'm singing
Thanks for all the joy they're bringing …«

Sie sangen über das, was sie gemeinsam hatten. Sie schunkelten zusammen auf dem Sofa, und das Mädchen schunkelte mit. Als sich das Lied in Knistern auflöste, standen sowohl Lennart als auch Laila die Tränen in den Augen, und ihre Köpfe drohten aneinanderzustoßen, als sie sich gleichzeitig hinunterbeugten, um das Mädchen auf den Scheitel zu küssen.

Es war ein schöner Abend.

Das Mädchen hatte begonnen, sein Zimmer zu verlassen. Es hatte auffällig lange gedauert, bis es so weit war, aber jetzt war der Tag gekommen, an dem es seine Welt erweitern wollte.

Sie war in jeder Hinsicht eine Spätentwicklerin, außer in der Musik. Es hatte lange gedauert, sie trocken zu bekommen, sie bewegte sich holperig und ungeschickt und hatte dieselben kulinarischen Vorlieben wie als Baby. Nach wie vor weigerte sie sich, etwas anderes zu essen als Babygläschen, und Lennart musste zu abgelegenen Supermärkten fahren, wo er, ohne Verdacht zu erwecken, große Vorräte von Semper und Findus einkaufen konnte. Sie zeigte die Tendenz, sich eher an tote Dinge zu binden als an lebendige Wesen, und ihr Sprachvermögen entwickelte sich sehr langsam. Sie schien alles zu verstehen, was man ihr sagte, drückte sich selbst

aber nur in Zwei- oder Dreiwortsätzen aus, in denen sie von sich selbst als »Kleine« sprach.

»Kleine mehr Essen.« »Kleine das haben.« »Das weg.«

Ausgenommen Liedtexte. Wenn man den eingeschränkten Wortschatz des Mädchens bedachte, war es erstaunlich, sie ein englisches Lied in perfekter Aussprache singen zu hören. »Singen« war vielleicht das falsche Wort. Sie gab den Gesang wieder. Am Tag nach ihrem Hochzeitstag lief sie beispielsweise im Keller herum und sang mit Agnetha Fältskogs spezieller Diktion, wobei sie fast den ganzen Text auswendig konnte.

Nach jenem Abend ließ Lennart seine Restriktionen fallen, und Laila durfte ihren Musikgeschmack mit dem Mädchen teilen. Im CD-Spieler bekamen Schubert und Beethoven Gesellschaft von Stikkan Andersson und Peter Himmelstrand.

Aber das Problem, mit dem Lennart sich partout nicht hatte befassen wollen, ließ sich inzwischen nicht länger verdrängen. Sie konnten nicht zulassen, dass sich das Mädchen außerhalb des Hauses zeigte. Sie konnten sie einsperren, aber das war im Grunde keine Alternative. Was sollten sie also tun?

»Lennart«, sagte Laila ein paar Tage später, als sie im Garten waren, um einen weiteren Nistkasten aufzuhängen, »wir müssen akzeptieren, dass es vorbei ist.«

Lennart stand ganz oben auf der Leiter und ließ den Kasten fallen, den er gerade im Begriff war aufzuhängen. Er klammerte sich am Baum fest und drückte seine Stirn an den Stamm. Dann stieg er hinunter, setzte sich auf die dritte Sprosse und schaute Laila in die Augen.

»Kannst du dir das vorstellen?«, sagte er. »Sie wegzugeben und danach niemals wiederzusehen?«

Laila dachte nach und versuchte es sich vorzustellen. Die Abwesenheit. Den leeren Keller, keine Babygläschen mehr, die Stimme des Mädchens nie mehr zu hören. Nein. Das wollte sie nicht.

»Glaubst du nicht, dass wir sie dann adoptieren dürften? Ganz egal, wie alles angefangen hat, schließlich hat sie sich doch so an uns gewöhnt. Darauf müssen sie doch Rücksicht nehmen.«

»Erstens bin ich mir nicht sicher, dass sie so nachsichtig sind, und zweitens …« Er nahm Lailas Hand und drückte sie fest. »Wir wissen es doch, oder? Irgendetwas stimmt nicht mit ihr. Ganz und gar nicht. Sie würden sie in eine Anstalt stecken. Irgendwo, wo niemand sie für das liebt, wofür wir sie lieben. Für sie wäre sie einfach nur eine … Kranke.«

»Aber was sollen wir dann tun? Früher oder später wird sie durch die Haustür nach draußen gehen, und dann sind unsere Chancen, sie behalten zu dürfen, noch schlechter, als sie es jetzt wären. Was sollen wir tun?«

»Ich weiß nicht, Laila. Ich weiß nicht.«

Es war Lailas Bemerkung über die Haustür, die in Lennart den Gedanken anstieß. Man konnte das ganze Problem so einfach fassen: Das Mädchen durfte nicht zur Haustür hinausgehen. Ihr Haus lag geschützt, und das Risiko, dass sie jemand durchs Fenster sehen konnte, war gering. Außer Jerry besuchte sie niemand.

Falls sie allerdings aus der Tür hinausging, könnte sie weiter die Auffahrt hinunterlaufen. Bis auf die Straße. In den Wald, in die Stadt. Zu anderen Leuten, und die würden die Maschinerie in Gang setzen, die sie ihnen wegnehmen würde.

Lennart dachte sich eine Lösung aus, von der er nicht wusste, ob sie funktionieren würde, aber es war die einzige, die er sah. Ohne

Laila ein Wort zu verraten, erfand er eine Geschichte. Als er fertig war, erzählte er sie dem Mädchen.

Die Geschichte ging so: Die Welt war ein Ort, an dem große Menschen wohnten. Menschen wie er selbst, Laila oder Jerry. Vor langer Zeit hatte es dort auch kleine Menschen gegeben. Wie das Mädchen. Wie die Kleine. Aber die großen Menschen hatten alle kleinen Menschen getötet.

Als Lennart sah, dass das Mädchen das Wort »töten« nicht verstanden hatte, ersetzte er es durch »aufessen«. Die großen Menschen hatten die kleinen Menschen aufgegessen.

An diesem Punkt der Geschichte tat das Mädchen etwas, das sehr selten geschah. Es stellte eine Frage. Mit starr auf die Wand gerichtetem Blick fragte es: »Warum?«

Lennart hatte seine Geschichte noch nicht bis ins letzte Detail ausgefeilt, sodass er schnell eine Antwort improvisieren musste. Er sagte, dass es an dem liege, was man im Kopf habe. Fast alle Menschen hätten Hass und Hunger im Kopf. Und dann gebe es solche wie ihn selbst, Laila oder Jerry, die Liebe im Kopf hatten.

Das Mädchen ließ sich das Wort auf der Zunge zergehen, das sie so oft schon gesungen, aber nie wirklich gesprochen hatte: »Liebe.«

»Ja«, sagte Lennart. »Und wenn man Liebe im Kopf hat, dann möchte man die kleinen Menschen lieben und sich um sie kümmern, aber nicht aufessen.«

Er erzählte weiter von den vielen großen Menschen, die er dabei beobachtet habe, wie sie im Garten herumgeschlichen seien und nach kleinen Menschen gesucht hätten, um sie aufzuessen. Ja, es sei so schlimm, dass das Mädchen, falls es vor die Tür ging, vermutlich nicht einmal genug Zeit hätte, ein Lied zu Ende zu singen, bevor ein großer Mensch sie finden und aufessen würde.

Das Mädchen schaute besorgt zum Fenster hinüber, und Lennart streichelte ihr beruhigend den Rücken.

»Solange du im Haus bleibst, besteht keine Gefahr. Verstehst du? Du musst im Haus bleiben. Nicht vor dem Fenster stehen und nach draußen gucken und auf gar keinen Fall, *niemals*, *niemals* durch die große Tür nach draußen gehen. Verstehst du das, Kleine?«

Das Mädchen war in eine Ecke des Betts gekrochen und schaute zusammengekauert und mit ängstlichem Blick weiter zum Fenster hinüber. Lennart fragte sich langsam, ob er vielleicht nicht zu viel Erfolg mit seiner Geschichte gehabt hatte. Er nahm ihre nackten Füße in seine Hände und massierte sie mit dem Daumen.

»Wir passen auf dich auf, Kleine. Du musst keine Angst haben. Dir wird nichts passieren.«

Als Lennart das Mädchen eine Weile später verließ, verzieh er sich selbst dafür, dass er diese schreckliche Geschichte erzählt hatte. Zum einen, weil sie notwendig war, und zum anderen, weil sie ein Körnchen Wahrheit enthielt. Er war davon überzeugt, dass die Welt da draußen sie tatsächlich auffressen würde, wenn auch nicht ganz so brutal, wie er es ausgemalt hatte.

Sosehr Lennart sich selbst auch verzieh, seine Geschichte hatte eine starke Wirkung auf das Mädchen. Sie wagte sich nicht einmal mehr aus ihrem Zimmer und verlangte, dass das Fenster verhängt würde, damit die großen Menschen sie nicht entdecken konnten. Eines Tages, als Laila in das Zimmer kam, hielt das Mädchen ein Schnitzmesser in der Hand, das sie aus dem Werkzeugkeller geholt hatte, und richtete es drohend auf die Decke, die vor dem Fenster hing.

Laila wusste nicht, was passiert war, aber sie konnte die vereinzelten Worte des Mädchens zu einem Puzzle zusammensetzen und

drängte Lennart damit an die Wand: Was hatte er ihr eigentlich erzählt?

Lennart gab seine Geschichte wieder, wobei er die schlimmsten Details ausließ. Es endete damit, dass Laila sich damit einverstanden erklärte, das Weltbild des Mädchens nicht zu korrigieren. Sie missbilligte, was Lennart getan hatte, aber weil sie auf keine bessere Idee kam, musste das Mädchen weiter in ihren Wahnvorstellungen leben.

Aber auch an Lennart nagten die Zweifel, ob es wirklich so vernünftig war, was er getan hatte. Das Schnitzmesser war nur der erste Zwischenfall. Nachdem Lennart es weggeschlossen hatte, holte sie sich ein Stemmeisen, einen Schraubenzieher, eine Säge. Sie legte die Werkzeuge um sich herum auf das Bett, damit sie ein Waffenarsenal für den Fall hatte, dass die Großen kamen. Als Lennart versuchte, sie wieder einzusammeln, schrie sie einen einzigen, herzzerreißenden Ton heraus.

Er musste zu einer List greifen. Er tauschte die gefährlichen Werkzeuge eines nach dem anderen gegen ungefährlichere aus. Die Säge gegen einen Hammer, das Stemmeisen gegen eine Feile. Das waren zwar auch keine kindgerechten Spielsachen, aber das Mädchen konnte sich zumindest nicht selbst damit verletzen. Sie brauchte die Werkzeuge als eine Art Hexenkreis, einen Zauber, der sie in ihrem Bett umgab.

Wenn sie sich auf dem Fußboden niederließ, nahm sie die Werkzeuge mit und legte sie wieder ordentlich um sich herum. Sie waren ihre neuen Freunde geworden, und sie sang für sie, flüsterte ihnen Dinge zu und tätschelte sie. Nie war sie ruhiger, als wenn sie bei einem Adagio von Mozart im CD-Spieler zusammengerollt in ihrem Ring lag. Manchmal konnte sie dabei einschlafen. Nach einem ersten Fehlversuch lernte Lennart, dass er immer die

Werkzeuge mitnehmen musste, wenn er sie zurück ins Bett brachte, ansonsten wachte sie schreiend auf.

Die Zeit verging, und aus der Angst des Mädchens wurde Besorgnis, und aus der Besorgnis wurde Wachsamkeit. Die Menge der Werkzeuge wurde kleiner. Eines Tages hatte Lennart die Bohrmaschine nicht weggeräumt, und als er in das Zimmer des Mädchens kam, hielt sie sie in ihren Armen und redete leise mit ihr. Hin und wieder drückte sie auf den Knopf, sodass die Bohrmaschine eine Antwort surrte und die Konversation weitergehen konnte.

Sie wurde ihr neuer Favorit, und Lennart ließ sie sie behalten, weil sie ihm nach diesem neuen Fund erlaubte, die alten Werkzeuge wegzuräumen. Darüber hinaus gewann sie dadurch an Beweglichkeit. Sie wagte sich wieder auf kleine Entdeckungstouren hinaus, wenn auch stets mit der Bohrmaschine in der Hand.

Lennart musste lächeln, als er sie mit der entsicherten Maschine im Keller herumschleichen sah, wachsam wie ein Sheriff, der darauf wartet, dass die Männer mit den schwarzen Hüten in die Stadt hineinreiten. Sie konnte nicht einschlafen, wenn sie sie nicht in der Hand hielt.

Das Mädchen war bereits sieben, als sie begann, sich für die normale Verwendung der Werkzeuge zu interessieren. Jeden Tag rückte sie ein Stückchen näher an Lennart heran, wenn er im Keller an der Werkbank stand und arbeitete. Sie protestierte nicht, wenn er sie hochhob und auf die Bank setzte, sondern saß mit an die Brust gepresster Bohrmaschine da und beobachtete ihn.

Lennart hatte gerade einen weiteren Nistkasten fertig gebaut, den er dem Mädchen zeigte. Sie hatte ihn intensiv betrachtet, während er daran gearbeitet hatte, aber als er ihn vor ihr in die Höhe hielt, schaute sie weg. So war es immer.

Lennart nahm die neue Bohrmaschine aus dem Schrank, die er sich gekauft hatte, nachdem das Mädchen die alte übernommen hatte. Aus Spaß ließ er den Motor ein paar Mal aufheulen und tat so, als wollte sie sich mit der Bohrmaschine des Mädchens unterhalten. Sie ging nicht auf das Spiel ein.

Ein Löffelbohrer Größe 10 steckte im Spannbohrfutter, und Lennart beendete seine Arbeit, wie er es immer tat. »Jetzt werden wir den Eingang bohren. Hier können die Vögel rein- und rausfliegen. Piep, piep. Vögel.«

Das Mädchen schaute zu, während Lennart das Loch bohrte, und starrte es anschließend an, als ob sie darauf wartete, dass etwas passierte. Als Lennart sie von der Werkbank hob, knurrte sie und schlug ihm mit der Bohrmaschine auf die Schulter. Er setzte sie zurück, und sie beugte sich ganz nah an das Loch heran, flüsterte: »Piep, piep«, und starrte es weiter an.

Eine plötzliche Trauer ergriff von Lennart Besitz, und er beschloss, dass er diesmal eine Ausnahme machen wollte.

Früh am folgenden Morgen nahm er das Mädchen mit in den Flur. Als er die Haustür öffnete, riss sie ihre Augen auf. Sie versuchte sich von seiner Hand loszureißen und füllte ihre Lungen mit Luft, um loszuschreien. Doch Lennart konnte noch sagen: »Pssst! PSSSSST! Sie können uns hören!«

Der Mund des Mädchens klappte zu, und ihr kleiner Körper begann zu beben, als Lennart vorsichtig durch die geöffnete Haustür in den Garten hinausspähte. »Schleichen«, sagte Lennart. »Leise. Vorsichtig.«

Er schob das Mädchen durch die Tür nach draußen, bis zum nächsten Baum, an dem sich ein Nistkasten befand. Allerdings musste er sie tragen. Ihr Körper war starr und hart wie Eis.

Es war Mai, und das Gezwitscher der Vögel brauste durch Büsche und Bäume. Lennart richtete den Kopf des Mädchens nach oben zum Nistkasten, der genauso aussah wie derjenige, den er am vorhergehenden Abend gebaut hatte.

Plötzlich öffnete sich ihr Mund, und sie entspannte sich in seinen Armen. Ein Rotkehlchen kam aus dem Nistkasten, schaute sich eine Weile mit ruckartigen Bewegungen um und flog davon. Das Mädchen folgte ihm mit dem Blick, und ein Speichelfaden rann aus ihrem Mundwinkel.

Lennart hatte keine Ahnung, wie sie das, was sie gerade gesehen hatte, deuten würde. Dass man Vögel hervorbringen konnte, indem man Löcher bohrte, oder dass sie verschwanden, weil man Löcher bohrte, oder ob sie in Wirklichkeit alles ganz ausgezeichnet begriff?

Er stellte sie auf den Boden und sagte: »Dort wohnen die Vögel, sie fliegen herum …«

Aber er hatte kaum den Satz begonnen, als sie schon zum Haus gestürmt war und die Haustür hinter sich zugeknallt hatte.

23

Im Februar 2000 hielt erneut die Gier Jerry in ihren Fängen, und das lag nur an Apple. Der Power Mac G4 mit 500-MHz-Prozessor sollte endlich nach dem ganzen Hickhack mit Motorola zu einem Preis von etwa dreißigtausend Kronen in den Handel kommen. So weit, so gut. Er hatte das Geld, hatte bereits ein Jahr vorher angefangen zu sparen, nachdem von den ersten Gerüchten berichtet worden war.

Aber dann war da noch das Cinema Display. Gleichzeitig mit dem neuen G4 brachte Apple auch einen 22”-Flachbildschirm mit der besten Auflösung und dem schönsten Design aller Zeiten auf den Markt, und der sollte ebenfalls rund dreißig Riesen kosten.

Der klobige iMac, den Jerry auf seinem Computertisch stehen hatte, kam ihm plötzlich wie ein Steinzeitwerkzeug vor. Er hatte angefangen, mit Cubase 4 herumzuspielen, um damit ein paar Stücke zu schreiben, aber es ging viel zu langsam. Er wollte auf 4.1 updaten, er wollte es durch den 500-MHz-Prozessor jagen, und er wollte alles auf dem großen, flachen Schirm betrachten.

Es wurde zu einer Besessenheit. Wenn dieses Silberchassis unter dem Tisch und der stilreine Bildschirm mit den durchsichtigen Kanten darauf stehen würde, wäre alles *perfekt*. Dann gäbe es nichts mehr, wonach man noch streben könnte. Er lechzte nach diesem Rechner, wie ein Gläubiger nach Erlösung lechzt. Wenn die Ausrüstung erst einmal sein war und auf ihrem Platz stand, könnte er einen Frieden und eine Reinheit empfinden, die den Schmutz aus seinem Leben wischen würde.

Aber die Seligmachung erforderte ihr schmutziges Handwerk. Er musste mehr Zigaretten verkaufen. Schon im Dezember hatte er die Bestellmenge verdoppelt, und im Januar nahm er Ingemar hundertfünfzig Stangen ab, wobei er den Preis gegenüber dem Vormonat um zehn Kronen erhöhte.

Die Nachfrage der Stammkunden blieb weit unter Jerrys Angebot, egal wie tapfer sie rauchten. Nachdem Mats, der Chef der Billardhalle, sein Nebengeschäft entdeckt hatte, war Jerry gezwungen gewesen, den Verkauf in seine Wohnung zu verlagern. Er hatte seine Stammkunden gebeten, allen Bekannten zu erzählen, dass es unter Jerrys Adresse billige Zigaretten zu kaufen gab.

Die Bekannten kamen, und bald auch deren Bekannte. Im Februar hatte Jerry über die dreißigtausend Kronen hinaus, die er bereits hatte, weitere zwölftausend zusammengekratzt und gab noch eine große Bestellung bei Ingemar auf.

In der folgenden Woche bekam er Besuch, als er in der Billardhalle stand. Ein Typ in seinem Alter mit kurz geschnittenem Haar und einem Tribal-Tattoo, das sich unter der Motorradjacke den Hals hinaufschlängelte, legte seine Arme auf den Tresen, schaute Jerry in die Augen und sagte, dass seine Geschäftstätigkeit ab sofort eingestellt sei.

Jerry tat so, als ob es regnete, und fragte den Typ, was er gegen die Billardhalle habe, und überhaupt sei er gar nicht der Besitzer. Wenn er sie geschlossen haben wollte, dann müsse er mit Mats reden. Der Typ verzog nicht einmal die Lippen, sondern sagte einfach, dass Jerry hiermit gewarnt sei, und wenn er weitermache, dann könnte es verdammt böse enden.

Jerrys Hände zitterten ein wenig, als der Typ ging, aber richtige Angst hatte er trotzdem nicht. Er hatte von einer Liga gehört, die im Knast von Norrtälje gegründet worden war und sich Gebrüder Djup nannte. Ein unfassbar alberner Name für eine kriminelle Organisation, was dazu beitrug, dass Jerry die Drohung nicht ernst nahm. Außerdem sprach nichts dafür, dass dieser Typ wirklich irgendeiner Organisation angehörte. Vermutlich war er ein Freelancer wie er selbst, nur mit härteren Bandagen.

Er verkaufte weiter Zigaretten, kontrollierte aber genauer durch den Spion, wer vor seiner Tür stand, bevor er öffnete. Kein glatzköpfiger Anabolikagorilla durfte sich zwischen ihn und sein Cinema Display stellen, dem Labsal seiner Seele.

Er hatte nur noch fünfzig Stangen aus der letzten Lieferung übrig, als sein Leben erneut mit einem Schlag in eine ganz andere

Richtung gelenkt wurde. Eines Abends Anfang März klingelte es an der Tür. Jerry erhob sich von einem unendlich langsam ladenden Online-Handbuch zur Erstellung von Homepages und stellte sich vor den Spion.

Draußen stand der Bekannte eines Bekannten, dessen Namen er nicht kannte, der aber schon öfter bei ihm eingekauft hatte. Er öffnete die Tür. Schon als er den Gesichtsausdruck des Mannes von Näherem betrachten konnte, wusste er, dass irgendetwas nicht stimmte. Hinter seinem Rücken holte der Mann einen langen Schuhlöffel aus Metall hervor, und obwohl Jerry nicht begriff, worin da die Gefahr bestehen könnte, zog er die Tür wieder zu. Zu spät. Der Schuhlöffel klemmte bereits in der Öffnung, und die Tür ließ sich nicht mehr schließen.

Aus dem Treppenhaus hörte er eilige Schritte, und ein paar Sekunden später waren sie in der Wohnung. Der Mann mit dem Schuhlöffel flüsterte: »Sorry, ich hatte keine Wahl«, und verschwand.

Sie waren zu dritt: der Typ, der ihn in der Billardhalle besucht hatte, und zwei weitere Männer, die kaum von ihm zu unterscheiden waren. Als ob sie wirklich Brüder wären. Die gleichen kurz geschorenen Schädel, die gleichen Jacken.

Sie nahmen die Säcke mit den Zigaretten. Sie zwangen Jerry, ihnen zu zeigen, wo er das Geld aufbewahrte, und steckten es ein. Dann nahmen sie Jerry mit. In aller Ruhe geleiteten sie ihn die Treppe hinunter und in ein wartendes Auto. Jerry war vor Angst wie betäubt und kam gar nicht auf den Gedanken zu schreien. Während er halb auf ihren Armen hing, bemerkte er, dass sie einen Volvo 740 fuhren. Eine Bauernkutsche. Es sollte sich zeigen, warum. Der Wagen besaß nämlich eine Anhängerkupplung.

Sie fuhren Jerry bis zum Schotterparkplatz neben dem Lommar-Freibad. Unter dem Schild, das für »Schwedens zweitlängste Wasserrutsche« Reklame machte, warfen sie ihn auf die Erde und fesselten seine Knöchel mit Handschellen aneinander. Dann befestigten sie die Handschellen mit einer Kette an der Anhängerkupplung.

Als sie den Song »Wir leben auf dem Land« der Gebrüder Djup auf dem Autoradio mit maximaler Lautstärke abspielten, machte Jerry sich in die Hose.

Der Typ von der Billardhalle rümpfte die Nase, als er den Geruch bemerkte. Er deutete auf Jerrys eingesaute Hose und sagte: »Ich deute das dahingehend, dass du verstanden hast.« Er ließ seinen Arm über den verlassenen, dunklen Schotterplatz kreisen. »Ich habe dich gewarnt, Fettsack. Jetzt fahren wir hier ein paar Runden. Das heißt, viel Scheiße und Blut im Schotter, aber du solltest es von der positiven Seite sehen. Du wirst mehrere Kilo abnehmen.«

Aus dem Auto hörte er die Gebrüder Djup grunzen und schreien, als sie all die Tiere imitierten, die sie kaufen würden, sobald sie ihren Hausrat verscherbelt hätten. Jerry weinte und flüsterte: »Bitte, bitte, lasst es sein. Ihr bekommt alles von mir.«

Der Typ schnitt eine Grimasse. »Was denn? Du hast doch nichts mehr. Wir haben dir schon alles genommen.«

Jerry musste vor lauter Panik fast kotzen und versuchte mit den Lippen die Worte zu formen, die ihnen all seine Ersparnisse, all seine … alles versprechen würden. Bevor es ihm gelang, verschloss ihm der Typ seinen Mund mit Klebeband und sagte: »Wir wollen doch die Nachbarn nicht wecken, oder?« Dann setzte er sich zu den anderen ins Auto, und der Motor heulte auf, hustete eine Abgaswolke über Jerry hinweg.

Sie begannen ihn über den Schotter zu schleifen, und sein Hemd riss auf, überließ seinen nackten Rücken den scharfen Steinen. Er fiel in ein schwarzes Loch, als er sich vorstellte, wie die Haut, die Muskeln von seinem Körper gerissen wurden, bis das nackte Skelett gegen die Erde schrie. Er wollte ohnmächtig werden, er wollte schnell sterben, er wollte …

Er merkte nicht einmal, dass das Auto wieder angehalten hatte, zehn Meter hinter dem Punkt, von dem es gestartet war. Alle drei stiegen aus dem Wagen, bauten sich um ihn herum auf und pissten auf ihn. Dann hakten sie ihn von der Anhängerkupplung ab. Er hörte eine Stimme in sein Ohr sprechen: »Nächstes Mal das volle Programm, okay?«

Türen wurden zugeschlagen, und Schottersteine spritzen in sein Gesicht, als das Auto mit durchdrehenden Reifen startete und davonfuhr. Er blieb liegen und starrte zum Nachthimmel und zu den klaren Sternen des Winters hinauf. Der Rücken brannte, und er atmete schnaufend durch die Nase.

Es dauerte zehn Minuten, bis er in der Lage war, aufzustehen und sich das Klebeband von den Lippen zu reißen. Die Füße waren immer noch zusammengebunden, und er roch nach Scheiße und Pisse. Kriechend und hüpfend bewegte er sich auf die Wohnhäuser und das Licht zu, spürte es kaum, als er hinfiel und sich die Wange an einem scharfen Stein aufriss. Etwas in ihm war unwiederbringlich kaputtgegangen.

24

Nachdem sie einen Monat lang nichts mehr von Jerry gehört hatte, begann Laila sich Sorgen zu machen. Es gab Zeiten, da hatte Jerry sich monatelang nicht gemeldet, aber meistens telefonierten sie wenigstens jede zweite Woche miteinander. Aber Jerry rief nicht an, und wenn Laila anrief, meldete sich niemand.

Vielleicht hätte sie die Sache genauer untersucht, vielleicht sogar das Verbotene getan und Jerry zu Hause besucht, wenn sie nicht ein neues Projekt gehabt hätte, das einen Großteil ihrer Zeit und ihrer Gedanken in Anspruch nahm.

Sie hatte begonnen, dem Mädchen das Lesen beizubringen.

Sie konnte sich immer noch nicht vorstellen, wie die Zukunft aussehen sollte. Das Mädchen war jetzt acht, vermutlich bald neun Jahre alt. Was würde passieren, wenn sie älter wurde? Wenn sie in die Pubertät kam, wenn sie ein Teenager war, wenn sie … erwachsen wurde? Würden sie und Lennart als Rentner eine erwachsene Frau in ihrem Keller versteckt halten, die noch nie einen Schritt vor die Tür gesetzt hatte?

Das konnte sie sich nicht vorstellen, und deshalb lebte Laila von einem Tag zum anderen. Sie hatte sich eine Kompensationsfantasie erschaffen, in der das Mädchen ein Flüchtling war, das von Ausweisung bedroht war und das sie deshalb verstecken mussten. Sie hatte von solchen Fällen in der Zeitung gelesen, und ihre Fantasie passte sehr gut zu der unbehaglichen Geschichte, die Lennart dem Mädchen aufgetischt hatte. Es gab eine feindselige Umwelt, die dem Mädchen auf den Fersen war, und falls sie sich zeigen sollte, würde

sie deportiert, vielleicht sogar getötet werden. Es war wie bei Anne Frank, und es erleichterte Lailas Gemüt.

Weil das Mädchen nicht reden wollte, war es gar nicht so einfach, ihr das Alphabet beizubringen, sie dazu zu bewegen, Wörter nachzusprechen und die Laute zu imitieren, die mit den Buchstaben korrespondierten. Zu Anfang war es vollkommen unmöglich gewesen. Laila hatte zum Beispiel ein A auf ein Blatt Papier geschrieben und den Buchstaben laut vorgesprochen. Das Mädchen hatte gar nicht auf das Papier geschaut, hatte keinen Mucks gesagt.

Laila versuchte es mit anderen Buchstaben, mit anderen Möglichkeiten, sie zu schreiben oder zu illustrieren. Sie zeichnete Bilder von Dingen, die das Mädchen kannte, und schrieb ihre Namen mit großen Buchstaben daneben, sprach sie aus. Das Mädchen war völlig desinteressiert. Sie saß nur da und spielte mit ihrem Bohrer oder legte mit Nägeln schnurgerade Reihen, ohne Lailas Anwesenheit überhaupt wahrzunehmen.

Als Laila nach einer Weile auf die Lösung des Problems kam, hätte sie sich selbst für ihre Dummheit ohrfeigen können. Es war doch so einleuchtend. Sie musste die Buchstaben *singen*. Das Mädchen imitierte sie. Laila hielt sich den Zettel mit dem Buchstaben vors Gesicht, damit das Mädchen den Blick nicht abwenden würde, und sang »Aaa«, als ob der Buchstabe selbst es singen würde. Wenn sie das Blatt schnell herunternahm, konnte sie sehen, dass das Mädchen hingeschaut hatte, bevor ihr Blick wieder auswich. Mit den anderen Vokalen verfuhr sie genauso.

Es dauerte ein paar Wochen, aber schließlich passierte es. Das Mädchen setzte das Symbol mit dem Laut in einen Zusammenhang. Wenn Laila sich den Zettel mit dem U vor das Gesicht hielt, wurde es für eine Weile still, während das Mädchen auf den Ton wartete.

Als er nicht kam, machte sie ihn selbst, ein brummendes, aber vollkommen reines »Uuu …«

Lennart war gerade wieder viel im Studio, aber er hörte Lailas Geschichten über die Fortschritte des Mädchens zu, machte ihr Mut und kam mit Vorschlägen. Als Laila zum Beispiel das Problem mit den Konsonanten ansprach, schlug Lennart vor, dass sie von Liedtexten ausgehen sollte, die das Mädchen bereits kannte. Sie könnte einzelne, einfache Wörter herausnehmen und sie von dem Mädchen singen lassen.

Laila entschied sich, mit »Tausend und einer Nacht« von Lasse Lönndahl anzufangen, weil Lasse die Tendenz hatte, auf den Vokalen zu verweilen, aber die Konsonanten trotzdem deutlich zu phrasieren, was es einfacher machte, einzelne Wörter daraus zu singen.

Tausend und eine Nacht lag ich allein müde und träumend …

Laila begann mit dem Wort »ich«, hielt den Ton, blieb auf dem Wort stehen, während sie das Blatt Papier mit dem geschriebenen Wort vor sich hochhielt. »Iiiichch … iiichch …« Es brauchte viele Wiederholungen und Durchgänge durch das Lied mit plötzlichen Unterbrechungen und viel Schreiberei, aber am Ende hatte das Mädchen sozusagen den Takt aufgenommen.

Als es auf den Sommer zuging, konnte Laila ein Blatt Papier mit dem Wort »Tausend« oder »warten« in die Höhe halten, und das Mädchen sang, was auf dem Zettel stand.

Laila hatte immer wieder angerufen, schließlich war sie sogar zu Jerry nach Hause gefahren und hatte sich unter Strapazen die Treppe zu seiner Wohnung hinaufgeschleppt und geklingelt.

Niemand hatte geöffnet, aber als Laila durch den Briefschlitz lugte, konnte sie sehen, dass Briefe und Reklame herausgeholt worden waren. Jerry musste irgendwo stecken. Sie hatte durch den Briefschlitz gerufen, ohne eine Antwort zu bekommen.

Eines Tages Anfang Juni stand er plötzlich vor ihrer Haustür. Laila erkannte ihn kaum wieder, und es kam ihr vor, als würde sie einen Fremden bitten, am Küchentisch Platz zu nehmen. Als Lennart aus dem Studio kam, reagierte er genauso, und einen Augenblick lang wirkte es, als wolle er sich nach dem Namen des Gastes erkundigen.

Wenn Laila durch bewussteres Essen seit dem Winter vielleicht zehn Kilo abgenommen hatte, war Jerry in kürzerer Zeit das Dreifache an Gewicht losgeworden. Er hatte Tränensäcke unter den Augen, und ein paar graue Strähnen waren an seinen Schläfen aufgetaucht. Über seine linke Wange lief eine schlecht verheilte Narbe. Die selbstverständliche physische Autorität, mit der er einen Raum einnehmen konnte, war verschwunden. Er hatte begonnen, Lennart zu ähneln.

Eine Weile saßen sie schweigend zusammen. Dann fragte Laila: »Was ist mit dir passiert, Schatz?«

Ein Schatten seines früheren ironischen Lächelns huschte über Jerrys Mund: »Tjaa-a, was ist passiert? Ich bekomme Frührente, beispielsweise.«

»Frührente? Du bist gerade dreiunddreißig.«

Jerry zuckte mit den Schultern. »Ich konnte sie überzeugen.«

»Wovon?«

»Dass ich nicht arbeiten kann. Dass ich am Ende bin. Dass ich nicht mehr unter Leute gehen kann.«

Laila streckte sich über den Tisch, damit sie Jerrys Arm streicheln konnte, aber er zog ihn weg. Sie sagte: »Aber Schatz, warum denn?«

Jerry kratzte sich an der Narbe, die blass unter seinem Stoppelbart hervorschien, schaute Laila in die Augen und sagte: »Weil ich sie hasse. Weil ich ihren Anblick nicht ertragen kann. Weil ich Angst vor ihnen habe. Reicht das?«

Jerry stand auf, und als Laila ihn daran zu hindern versuchte, entwand er sich ihrem Griff. Er holte die Gitarre, die er im Flur abgestellt hatte, und ging hinunter in den Keller.

25

Es war wie eine Heimkehr, trotz allem. Als er den wohlbekannten Duft von Holz, Rauch, Waschmittel und den gewöhnlichen Kellergeruch wahrnahm, wurde er in seine Kindheit zurückversetzt. Er fühlte sich wie eine leere Hülle und nahm dieses Gefühl dankbar an, da es ihm eine Art von Inhalt gab.

Er hatte geglaubt, dass es mit Lennart und Laila besser gehen würde, aber auch ihre Gegenwart konnte er kaum ertragen. Hinter jedem Gesicht gab es ein anderes Gesicht, hinter jedem ausgesprochenen Satz lauerten dunkle Motive. Ja, er hatte paranoide Vorstellungen. Er hatte sogar ein Attest dafür.

Das Mädchen wartete auf ihn in dem düsteren Zimmer. Mit durchgedrücktem Rücken, herunterhängenden Armen und der Bohrmaschine in der Hand. Jerry setzte sich auf das Bett und öffnete den Gitarrenkasten.

»Hallo, Schwesterherz. Hast du mich vermisst?«

Das Mädchen antwortete nicht. Jerry entspannte sich ein wenig. Er schlug ein Emaj7 an, und das Mädchen nahm den Ton auf. Noch ein paar Akkorde mehr, eine improvisierte Folge, und das Mädchen sang eine Melodie. Jerry atmete mit einem langen Seufzer aus. Das Mädchen stand im Dunkeln hinten am CD-Spieler, sodass er nur ihre Konturen sehen konnte.

»Verdammt, Schwesterherz«, sagte er. »Mit dir kann man es wenigstens aushalten.«

Er legte die Gitarre ab und ging zum Fenster, um die Decke wegzuziehen. Als er eine Ecke anhob, hieb ihm das Mädchen die Bohrmaschine gegen den Oberschenkel und schrie: »Nicht!«

Jerry zuckte zurück und ließ die Decke los, sodass sie herunterfiel. »Was zum Teufel machst du …«

Er verstummte. Das Mädchen hockte zusammengekauert in der Ecke und hielt die Bohrmaschine und die Augen auf das Fenster gerichtet. Jerry hockte sich vor sie hin. »Was ist? Du bist echt noch ein paar Nummern irrer als ich. Hast du Angst vor dem Fenster?«

»Große«, sagte das Mädchen. »Gefährlich draußen. Wollen Kleine essen.«

»Was sagst du da? Da draußen gibt es Große, die dich essen wollen?«

»Ja.«

Jerry nickte. »Da hast du verdammt noch mal recht. Das ist die richtige Einstellung. Hätte man ein bisschen früher begreifen sollen, was? Warum wollen sie das denn tun?«

»Hass im Kopf.«

Jerry ahnte, worum es ging. Er hatte sich selbst schon Gedanken darüber gemacht, was Lennart und Laila wohl veranstalten würden, um das Mädchen im Haus zu halten. Offensichtlich hatten sie eine Lösung gefunden.

»Und ich?«, sagte er. »Warum will ich dich nicht aufessen?«

»Liebe im Kopf.«

»Liebe im … Du meinst, dass ich dich irgendwie lieb habe?«

Das Mädchen antwortete nicht. Ein Schatten huschte über die Wand, als Lennart und Laila draußen vorbeigingen. Das Mädchen zuckte zusammen und kroch noch weiter in die Ecke. Als Jerry die Decke wieder aufhängte, entspannte sie sich und sagte: »Spielen, singen.«

Sie jammten eine Weile zusammen. Jerry spielte Lieder in Moll, und das Mädchen ließ sie mit ihren klaren, fließenden Läufen noch ein bisschen düsterer klingen, verwandelte die einfachen Melodien in einen Trauergesang über das ganze Leben und die menschliche Existenz. Für mindestens fünfzehn Minuten fühlte Jerry nicht die geringste Angst, und er hätte sehr viel länger weitermachen können, wenn sein immer härter werdender Anschlag nicht eine Saite zum Reißen gebracht hätte.

Sein Rücken war schweißnass, als er die Gitarre zurück in den Kasten legte und das Schloss zuschnappen ließ. »Weißt du was?«, sagte er, ohne Theres anzuschauen. »Egal wie durchgeknallt du bist, du hast trotzdem recht. Wenn ich jemanden liebe, dann liebe ich dich!«

26

Nach diesem Tag wurden Jerrys Besuche wieder regelmäßiger. Laila bedauerte, dass er für sie und Lennart nichts mehr übrighatte, fand aber Trost in der Tatsache, dass ihm die Besuche bei dem Mädchen gutzutun schienen. Die dunklen Wolken, die über ihm hingen, wenn

er kam, waren immer ein bisschen verflogen, wenn er aus dem Keller zurückkam.

Laila fuhr mit ihrem Unterricht fort. Nach einer Weile konnte das Mädchen Wörter in großen wie auch in kleinen Buchstaben lesen, die nichts mit irgendeinem Lied zu tun hatten, obwohl sie sie in einem merkwürdigen, singenden Tonfall aussprach. Jetzt war es an der Zeit für den nächsten Schritt: dem Mädchen beizubringen, die Buchstaben selbst zu zeichnen. Zu schreiben.

Es stellte sich heraus, dass es noch schwerer war, sie durch dieses Labyrinth zu manövrieren. Das Mädchen konnte einen Stift halten, weigerte sich aber, die Buchstaben abzuzeichnen, die Laila auf einen Block geschrieben hatte. Als Laila versuchte, ihre Hand zu führen, knurrte das Mädchen oder brüllte irgendeinen Fluch heraus, den sie vermutlich von Jerry gehört hatte. Es hätte komisch sein können, aus dem Mund des Mädchens ein lautstarkes »Verdammter Mist!« oder »Verfluchte Kacke!« zu hören, wenn sie die Wörter nicht mit einer solchen Aggressivität ausgespuckt und gleichzeitig versucht hätte, Laila einen Schlag zu verpassen, sobald sie nach ihrer Hand griff. Laila gab die Methode auf.

Sie versuchte mit Kreide zu zeichnen, sie bot dem Mädchen an, mit Nägeln zu ritzen, für die sie in letzter Zeit eine solche Vorliebe entwickelt hatte, aber es half nichts. Die neunzehn Stufen in den Keller hinunter kamen ihr immer trostloser vor, je stärker die Winterkälte heranrollte und je mehr ihre Beine zu schmerzen begannen. Sie konnte keinen Kontakt aufbauen, und auch Lennart hatte keine neuen Ideen mehr.

Das neue Hobby des Mädchens bestand darin, Nägel in Bretter zu hämmern. Sie konnte so lange weitermachen, bis es keinen Platz mehr gab und das Brett von den vielen Nägeln auseinanderbrach, die dicht an dicht hineingezwungen worden waren. Als es auf

Weihnachten zuging, versuchte Lennart ihr beizubringen, Nüsse mit dem Hammer zu knacken und den Kern herauszuholen. Auch daraus wurde eine Besessenheit.

Man konnte es sogar ganz wörtlich nehmen, damit wurde auch die Nuss geknackt. Eines Nachmittags stand Laila da und beobachtete, wie das Mädchen auf dem Boden saß und mit verbissener Konzentration Nüsse auf einem Schneidbrett zertrümmerte. Wie der Arm sich auf und ab bewegte, den wohldosierten Schlag, die monotone Bewegung. Tock, tock, tock.

Daraus entsprang ein Gedanke, und schließlich gab es ja nichts zu verlieren. Im Aufbewahrungskeller fand Laila Lennarts alte Reiseschreibmaschine der Marke Halda. Sie trug sie hinüber und stellte sie vor dem Schneidbrett auf den Fußboden. Das Mädchen betrachtete diese Neuigkeit eine Weile aus unterschiedlichen Winkeln, bevor es mit dem Hammer ausholte, aber Laila war schneller und zog die Maschine weg.

Obwohl sich herausstellen sollte, dass die Idee gut war, dauerte es beinahe ein Jahr, bis Lailas Bemühungen richtig fruchteten. Jede Taste war ein neues Hindernis, das es zu überwinden galt, aber als das Mädchen gut zehn Jahre alt war, hatte sie jeden Laut gelernt, der mit einem Symbol zusammenhing, das mit einer Taste zusammenhing, und sie begann, einfache Wörter zusammenzusetzen.

Jerrys Besuche pflegten Rückschritte auszulösen. Das Mädchen zog sich zurück und wollte nicht bei den Übungen mitmachen, aber Laila war geduldig und verriet Lennart nichts von alledem. Wenn das Mädchen Jerry ein bisschen Freude schenken konnte, dann war es diese Verzögerung wert.

Außerdem wusste Laila ja eigentlich gar nicht, warum sie dies alles machte. Was sollte das Mädchen für Freude daraus ziehen,

lesen und schreiben zu können? Würde sie jemals an einer Gesellschaft teilhaben können, in der solche Fähigkeiten vorausgesetzt wurden?

Manchmal konnte Laila an dem zähen, langweiligen Projekt verzweifeln. Dann legte sie eine Platte von Bibi Johns oder Mona Wessman auf und sang eine Weile gemeinsam mit dem Mädchen. Es glich einer Gemeinschaft und gab ihr neue Kräfte, um weiterzumachen.

27

Jerry verließ seine Wohnung nur ungern und erledigte die meisten seiner Kontakte mit der Außenwelt über das Internet. Seine Rente reichte für kaum mehr als das Essen, die Miete und den Modemanschluss. Im Herbst 2001 stieß er auf etwas, das sich Partypoker nannte. Jerry war ein mittelmäßiger Spieler und setzte sein Geld vorsichtig ein, gewann ebenso viel, wie er verlor.

Ein halbes Jahr später war die Zahl der Teilnehmer aufgrund eines Programms im Kabelfernsehen und ein paar Zeitungsartikeln erheblich gestiegen. Auch schlechtere Spieler beteiligten sich an der Runde, und es gelang ihm, einen kleinen Gewinn einzufahren. Keine großen Summen, aber willkommene Ergänzungen für seine mageren staatlichen Leistungen.

Eines Abends nahm er an einer Runde teil, zu der auch ein Typ gehörte, der sich »Bizznizz« nannte und wie ein Idiot spielte. Jerry glaubte, dass es sich nur um einen Bluff handeln konnte, um die Einsätze hochzutreiben. Trotzdem hielt er mit. Nach ein paar Stunden wusste er, dass es einfach zu durchschauen war, wann der Typ

bluffte und wann er wirklich gute Karten hatte. Jerry hatte zu diesem Zeitpunkt bereits hundert Dollar gewonnen.

Bei der nächsten Runde bekam Jerry drei Zehner auf die Hand und weigerte sich, die Flinte ins Korn zu werfen, während die Einsätze in die Höhe getrieben wurden und am Schluss neunhundert Dollar im Topf lagen und nur noch er und Bizznizz im Spiel waren. Jerry glaubte, dass der Typ auf ein mögliches Full House bluffte, musste gleichzeitig aber mit einem düsteren Gefühl im Bauch einsehen, dass es diese Runde war, auf die der Typ hingearbeitet hatte. Trotzdem konnte Jerry nicht nachgeben.

Er erhöhte mit seinen letzten dreihundert, und die Verzweiflung griff mit kalten Händen nach seinem Herzen, als der Typ nicht passte, sondern sehen wollte. Es waren noch drei Wochen, bis die nächste Monatsrente überwiesen wurde, und Jerry hatte keine einzige Krone mehr, von der er bis dahin leben könnte.

Er begriff nicht, was er sah, als Bizznizz die Karten auf den Tisch legte. Er hatte einen Kurzschluss im Hirn, und seine Blicke wanderten zwischen seinen und Bizznizz' offenen Karten hin und her. Es sah tatsächlich so aus, als hätte dieser Armleuchter nur ein Dreierpärchen!

Erst als das Geld in Jerrys Konto hineinrasselte, begriff er, dass es kein Missverständnis gewesen war. Der Idiot hatte ewig mit einem niedrigen Pärchen geblufft und war am Ende blöd genug, sehen zu lassen! Jerry hatte Mister Bizznizz um fast fünftausend Kronen erleichtert.

An diesem Abend spielte er nicht weiter. Die Partie hatte ihm eine wichtige Erkenntnis beschert. Es gab eine mehr oder weniger große Anzahl echter Hornochsen, die sich auf Zockerseiten im Internet tummelten. Hornochsen mit Geld. Es galt nur, sie ausfindig zu machen und an denselben Tisch zu kommen wie sie.

Jerry begann, sämtliche Seiten, Blogs und Diskussionsforen zu scannen, die mit Poker zu tun hatten. Er sammelte Informationen. Nach ein paar Wochen hatte er ein einigermaßen klares Bild davon, welche Arten von Menschen sich im Netz bewegten und spielten, zumindest in Schweden. Die meisten verwendeten unterschiedliche Aliasse und Benutzernamen, je nachdem, ob sie spielten oder ob sie diskutierten, aber einige hingen so an ihren Namen, dass sie sie sogar dann noch verwendeten, wenn Geld im Spiel war.

Jerrys Geniestreich bestand darin, heimlich in Foren mitzulesen, in denen sich Leute austauschten, die mutmaßlich schnelles und einfaches Geld verdienten. Börsenmakler und IT-Leute. Bestimmte Foren in den Wirtschaftszeitungen waren auch ganz dankbar. Eine Diskussionsseite für Immobilienbesitzer in Danderyd stellte sich als wertlos heraus, er scrollte die Seiten rauf und runter, ohne zwischen Tipps zu Fassadenrenovierungen und billigen Handwerkern das zu finden, wonach er suchte. Eine Seite für Besitzer von Abessiniern – einer teuren und angesagten Katzenrasse – erwies sich als Goldgrube.

Er suchte also nach Beiträgen, in denen von Online-Poker die Rede war. Nach einer neureichen Person, die sich beispielsweise mit anderen über die Pflege von Abessinierkatzen austauschen möchte. *Meine Katze war so wild, hat die Gardinen von Svenskt Tenn zerfetzt, was tun?* Vielleicht kam der Katzenbesitzer mit einem anderen Abessinierherrchen ins Gespräch, und im Vorübergehen wurde auch das Pokern erwähnt.

Das war der Knackpunkt: im Vorübergehen. Diese Neureichen fanden es amüsant, im Vorübergehen zu erwähnen, wie unanständig viel Geld man für eine Flasche Wein oder einen Anzug ausgegeben oder dass man *neulich einfach so dreißigtausend beim Online-Poker aus dem Fenster geworfen* habe, obwohl die anderen Spieler

so schlecht gewesen seien, haha, aber keine Gefahr, man sitze ja auf einer Option für hunderttausend B-Aktien von IBM, mehr müsse man wohl nicht sagen.

Solche Dinge. Im Vorübergehen erwähnt.

Es war eine zeitaufwendige und langweilige Arbeit. Wie oft hatte Jerry schon einen geeigneten Kandidaten gefunden, den er dann vergeblich auf den Pokerseiten gesucht hatte. Entweder spielte er nicht mehr, oder er benutzte einen anderen Namen.

Aber er stellte eine Liste zusammen, und im Laufe der Zeit passierte es immer wieder, dass einer dieser reichen oder weniger reichen Idioten am Spieltisch auftauchte. Dann war es so weit, in das Match einzusteigen.

Es steckte keine Ideologie dahinter. Jerry nährte keine Robin-Hood-Fantasien. Ganz im Gegenteil. Weil die Gelegenheiten, reiche Menschen abzuziehen, so selten waren, sammelte er auch Informationen über ganz normale Spieler, Spielsüchtige und arme Schlucker. Hauptsache, es waren schlechte Spieler.

Wenn er ehrlich war, bereitete es ihm sogar größere Befriedigung, jemanden abzuziehen, von dem er wusste, dass er Probleme hatte. Den Benutzer Wheelsonfire hatte er in einem Forum für Wohnwagenbesitzer gefunden, wo er sich darüber beklagt hatte, dass er sich keinen neuen Kühlschrank für seinen Wagen leisten konnte, und fragte, wo man einen gebrauchten bekommen könne. Dass er ein schlechter Pokerspieler war, wurde in einem anderen Zusammenhang deutlich.

Als Wheelsonfire bei Partypoker auftauchte und Jerry ihn um viertausend Kronen erleichtern konnte, empfand er eine tiefe und innige Schadenfreude. *Kein neuer Kühlschrank für dich, du Idiot. Schmor doch in deiner Campinghölle, während dein Essen vergammelt. Du hast es dir verdient.*

Seine Angst und sein Unbehagen gegenüber anderen Menschen wurden weder besser noch schlimmer. Aber seine Verachtung wuchs. Und sein Einkommen. Ein gutes Jahr nachdem er zu spielen und Informationen zu sammeln begonnen hatte, konnte er häufig acht- bis zehntausend Kronen im Monat einfahren, Geld, bei dem das Finanzamt gar nicht erst auf die Idee kam, danach zu fragen.

Er saß in seiner kleinen Wohnung in Norrtälje und tunkte seine virtuellen Finger in die globalen Finanzströme. Er spielte fünf, sechs Stunden am Tag, und ganz gleich, wie viel er gewann oder verlor, er wurde niemals gierig. Es spielte keine Rolle für ihn. Das Wichtigste war, dass er eine kleine Machtbasis hatte, auf der er sitzen und seine Peitsche über alle Dummköpfe der Welt schwingen konnte. Hart zuschlagen und förmlich hören, wie sie jammerten. Manchmal konnte er sogar etwas empfinden, das an Freude erinnerte.

28

Als das Mädchen gut zwölf Jahre alt war, wurde sie apathisch. Nichts und niemand schien mehr an sie herankommen zu können. Tagein, tagaus saß sie auf ihrem Bett und starrte untätig an die Wand. Sie sang nicht, sprach nicht, bewegte sich kaum und musste mit einem Löffel aus den Babygläschen gefüttert werden; es war nach wie vor das Einzige, was sie als Nahrung akzeptierte.

Auf Dauer wurde es richtig furchterregend, und Lennart und Laila begannen ernsthaft zu diskutieren, ob sie das Mädchen nicht doch besser fortgeben und ihre Pflege Menschen überlassen sollten, die sich damit auskannten. Irgendwohin fahren, wo niemand sie kannte, und sie in einem Krankenhaus zurücklassen, wieder wegfahren,

ohne etwas zu sagen. Aber es kam ihnen kalt und schrecklich vor, niemals zu erfahren, wie es ihr ergangen war. Also warteten sie ab.

Anscheinend war bisher ja alles gut gegangen. Das Mädchen hatte gelernt, mit der Maschine zu schreiben, sie konnte ganze Wörter und Sätze formen. Über eine längere Zeit hinweg hatte sie jedes Wort abgeschrieben, das in einer alten Ausgabe der *Norrtelje Tidning* stand. Artikel, Annoncen, Sprechblasen aus den Comic-Serien, das Fernsehprogramm. Sie brauchte fast vier Monate, bis sie die ganze Zeitung auf sechzig DIN-A4-Seiten abgeschrieben hatte.

Als dieses Projekt abgeschlossen war, veränderte sich etwas. Laila bemerkte es zunächst daran, dass das Mädchen eines Morgens, als sie in den Keller hinunterkam, vor der Waschmaschine stand und hineinschaute, bevor sie sie zuklappte und in den Wäschetrockner schaute. Und dann in den Wäschekorb.

»Wonach suchst du?«, hatte Laila gefragt, aber das Mädchen hatte sie wie üblich ignoriert.

An einem anderen Tag hatte Laila still an der Tür zum Werkstattkeller gestanden und beobachtet, wie das Mädchen Schubladen herauszog und in Schränke schaute, wie sie es als kleines Kind schon getan hatte, so wie auch Laila es getan hatte.

Das Mädchen war zu einer goldgelockten Schönheit herangewachsen, und es hatte etwas zutiefst Beklemmendes, dabei zuschauen zu müssen, wie dieses schöne Wesen umherirrte wie ein Schwan in einem zu engen Käfig und nach etwas suchte, das es nicht gab. Der finstere, dunkle Keller, das Scheppern, wenn schon wieder eine Schublade voller sinnloser Werkzeuge herausgezogen wurde, während die goldenen Haare über ihre Schultern wallten.

Laila hatte mit der Krücke, die sie mittlerweile benutzte, um die Kellertreppe hinunterzukommen, gegen den Türpfosten geklopft,

und das Mädchen stellte seine Suche sofort ein, ging in ihr Zimmer und setzte sich auf das Bett. Laila setzte sich neben sie.

»Kleine? Was möchtest du denn haben?«

Das Mädchen antwortete nicht.

In einer der folgenden Wochen war Laila abends in den Keller gegangen, um ein Paar Fausthandschuhe herauszusuchen. Sie blieb in der Tür zum Zimmer des Mädchens stehen und schaute ihr beim Schlafen zu. Ihr Haar floss über das Kissen, und ihre Arme lagen ausgestreckt neben dem Körper. Sie sah aus wie eine sehr schöne Leiche, und Laila schauderte es.

Da fiel ihr Blick auf die Schreibmaschine. Ein leeres Blatt steckte in der Walze und leuchtete blass im Widerschein der Kellerlampe. Nein. Nicht leer. Es stand etwas darauf geschrieben. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass das Mädchen wirklich schlief, betrat Laila das Zimmer und zog das Papier vorsichtig aus der Walze.

Auch die Schreibfähigkeit des Mädchens schien nachgelassen zu haben. Dort stand nur eine einzige Zeile ohne jegliches Satzzeichen. Es war das erste Mal, dass das Mädchen etwas geschrieben hatte, das sie sich selbst ausgedacht hatte. Dort stand:

»Wo Liebe wie Liebe Farbe fühlt sich an wie gibt es wo«

Laila las die Zeile mehrere Male, bevor ihr Blick zum Bett hinüberglitt. Die Augen des Mädchens waren geöffnet und glänzten schwach, während sie dort lag und Laila beobachtete. Sie setzte sich mit dem Blatt Papier in der Hand auf die Bettkante.

»Liebe«, sagte sie. »Suchst du nach der Liebe, Kleine?«

Aber das Mädchen hatte die Augen geschlossen und antwortete nicht.

29

An einem Vormittag mitten im Oktober, Lennart war in der Garage und schraubte die Winterreifen an das Auto, saß Laila im Wohnzimmer und fühlte sich schwermütig und gleichzeitig rastlos. Sie versuchte sich mit »Eine starke Braut in Luxusausstattung« von Lill-Babs aufzuheitern, aber es half nicht.

In ihrem Bauch grummelte ein Angstgefühl, so etwas wie eine Vorahnung. Gestützt auf die Krücke ging sie im Zimmer herum, aber das Gefühl wollte nicht verschwinden. Als ob gerade eben irgendwo etwas passiert wäre, etwas, von dem sie wissen sollte. Plötzlich kam ihr der Gedanke, dass etwas mit dem Mädchen sein könnte. Während sie zur Kellertür humpelte, war sie mit jedem Schritt mehr davon überzeugt, dass es sich so verhielt. Ihr armes Findelkind hatte die Grenzen der Apathie verlassen und das Gebiet der endgültigen Abgewandtheit erreicht, den Tod.

Plötzlich hatte sie es eilig. Vielleicht war es noch nicht zu spät.

Auf der fünften Treppenstufe setzte sie die Krücke falsch auf und rutschte weg, als sie ihr Gewicht darauf verlagerte. Sie fiel kopfüber die Treppe hinunter, und als ihr Kopf die Kante zwischen der Treppe und der Wand traf, hörte sie mehr als dass sie es spürte, wie etwas in ihrem Nacken barst.

Schritte. Sie hörte Schritte. Vor und zurück. Leichte, schleichende Schritte. Der ganze Rücken war eine blaue Flamme aus Schmerzen, und sie konnte den Kopf nicht bewegen, ihre Finger nicht spüren. Sie öffnete die Augen. Das Mädchen stand neben ihr.

»Kleine«, zischelte Laila. »Kleine, hilf mir. Ich glaube, ich bin … kaputt.«

Das Mädchen schaute ihr in die Augen. Studierte sie. Schaute ihr in die Augen. Nie zuvor hatte ihr das Mädchen so lange in die Augen geschaut. Sie beugte sich zu ihr herunter und schaute noch tiefer hinein, als ob sie nach etwas suchte, das sich in oder hinter Lailas Augen verbarg. Wie zwei dunkelblaue Brunnen senkten sich die Augen des Mädchens über Laila, und für einen Augenblick waren die Schmerzen verschwunden.

In ihrem benebelten Bewusstsein dachte Laila: *Sie kann heilen. Sie kann mich gesund machen. Sie ist ein Engel.*

Laila öffnete ihre zitternden Lippen. »Ich bin hier. Hilf mir.«

Das Mädchen richtete sich auf und sagte: »Nicht da. Nicht da.«

Eine andersartige Form erschien am Rande von Lailas Gesichtsfeld. Ein Hammer. Das Mädchen hielt einen Hammer in der Hand. Laila versuchte zu schreien. Es wurde nur ein Wimmern daraus.

»Nein«, flüsterte sie. »Was hast du vor, was hast du …«

»Still«, sagte das Mädchen. »Aufmachen gucken.«

Dann schlug sie den Hammer gegen Lailas Schläfe. Ein Mal, zwei Mal, drei Mal. Laila konnte nichts mehr spüren, ihr Sehvermögen schwand, sie wurde blind. Mit dem Gehör, das frei im Raum herumzuschweben schien, konnte sie vernehmen, wie das Mädchen unzufrieden grunzte, Schritte sich entfernten. Laila hatte kein Gefühl mehr dafür, wo oben und unten war, sie schwebte in einem leeren Raum, und nur ihr Gehör war ein dünner Faden, der sie mit dem Leben verband und jederzeit reißen konnte.

Sie hörte es klirren, als das Mädchen etwas auf den Boden legte. Ihr Gehör erriet, dass es sich um Nägel handelte, ihr Gehör riet, dass es fünf waren. Dann spürte sie etwas. Scharfe Spitze auf der Haut, jemand holte Luft, und das Letzte, was das Gehör wahrnahm,

war ein harter, metallischer Klang und ein knirschendes Knacken, als der Schädel unter der Nagelspitze barst.

Dann wurde es still, während das Öffnen weiterging.

Eine Stunde später kam Lennart in den Keller. Er konnte nicht einmal mehr schreien.

30

In gewisser Weise hatte Jerry Glück an diesem Tag, da er sich ganz unwissentlich ein Alibi besorgt hatte. Die umfassenden polizeilichen Ermittlungen, die in der Folge aufgenommen wurden, hätten sich wahrscheinlich gründlicher auf Jerry gerichtet, wenn er nicht ausgerechnet an jenem Tag genug vom Sofahocken gehabt und ein paar Stunden in der Bowlinghalle verbracht hätte.

Er kannte dort niemanden, saß nur an einem Tisch und trank ein paar Tassen Kaffee, aß ein paar Sandwiches und las Zeitung, beobachtete zerstreut die wenig begabten Spieler, die ihre Strikes und Spares warfen. Nach dem Bowling ging er zum Coop Forum und hing eine halbe Stunde in der Medienabteilung herum, kaufte ein paar DVDs. Bei ÖoB holte er sich aus alter Gewohnheit Ravioli in der Dose und billige Makkaroni. Aus einer Laune heraus schlenderte er noch eine Weile im Jysk herum, wo er sich schließlich ein neues Kissen kaufte.

Er hätte es nicht besser machen können, selbst wenn er es geplant hätte. Ein Alibi für einen ganzen Tag, das vom Personal der Bowlinghalle, den Kassiererinnen und den Kassenbons bestätigt wurde. Tatsächlich war dies der einzige Punkt, der den Polizisten einen Grund lieferte, ihn zu verdächtigen: dass sein Alibi fast zu

wasserdicht war für einen Einzelgänger wie ihn. Aber dafür konnte er ja nicht belangt werden.

Nachdem er nach Hause gekommen war und ein Bier getrunken hatte, rief er bei Lennart und Laila an. Niemand meldete sich, aber der Anruf war protokolliert worden und verlängerte den dokumentierten Nachmittag um eine weitere halbe Stunde. Die Leichen seiner Eltern waren zu diesem Zeitpunkt bereits so weit erkaltet, dass er als Täter nicht mehr infrage kam.

Anschließend gelang ihm sein letzter unbeabsichtigter Geniestreich. Er ging zu seinem Motorrad hinaus und fuhr los, um seine Schwester zu besuchen.

Er wurde verdächtigt, dass ihm die Sache mit der Körpertemperatur bekannt gewesen war und er gewusst hatte, dass er die Morde rechtzeitig melden musste, damit der errechnete Todeszeitpunkt genau in den Zeitraum fiel, für den er ein Alibi hatte.

Natürlich gingen Jerry diese Gedanken nicht durch den Kopf, als er durch die Dunkelheit zum Haus seiner Eltern hinausfuhr. Ihm ging gar nichts durch den Kopf. Das war das Schöne, wenn man auf seiner Schüssel saß. Die Vorwärtsbewegung des Körpers ersetzte den Kreislauf der Gedanken.

Er fuhr bis an die Eingangstreppe heran, bemerkte, dass in der Küche kein Licht brannte. Hinter der Decke im Kellerfenster sah er Licht. Er ging hinauf und klopfte an. Niemand öffnete. Er drückte die Türklinke und fand die Tür unverschlossen.

»Hallo?«, rief er, als er in den Flur kam. Keine Antwort. »Ist jemand zu Hause?«

Er hängte seine Lederjacke an Lennarts selbst gemachte Garderobenleiste, die für seinen Geschmack ein bisschen albern war, und drehte eine Runde durch das Haus. Er begriff es nicht. Seitdem er und Theres vor vielen Jahren gemeinsam Bowie gespielt hatten,

glaubte er nicht, dass seine Eltern sie auch nur ein einziges Mal wieder allein gelassen hatten.

Hatten sie sie mitgenommen?

Aber das Garagentor war geschlossen und das Auto folglich noch da. Ohne weiter darüber nachzudenken ging er zur Kellertreppe und schaltete das Licht ein. Mit der Hand am Schalter blieb er stehen und horchte. Die Tür war nur angelehnt, und von unten war eine Art Motorengeräusch zu hören. Er zog die Tür auf.

Er ging fünf Stufen hinunter, bevor er auf der Treppe zusammensank, bevor sein Gehirn registrierte, was seine Augen sahen. Seine Luftröhre schnürte sich zusammen, und er konnte nicht mehr atmen.

Lennart und Laila, beziehungsweise das, was aufgrund der Kleidung Lennart und Laila sein mussten, lagen nebeneinander am Fuß der Treppe. Der ganze Boden war von Blut bedeckt. Im Blut verstreut lagen diverse Werkzeuge. Hammer, Säge, Stemmeisen.

Ihre Köpfe waren Brei. Teile von Schädelknochen mit kürzeren oder längeren Haarsträhnen daran lagen überall herum, und Klumpen von Hirnsubstanz klebten an den Wänden, und oberhalb von Lennarts Schultern schaute nur noch ein nacktes Stück Rückgrat und ein verschmiertes Teil des Schädelknochens heraus. Der Rest des Kopfes war zerschmettert und über Boden und Wände verteilt worden.

Theres kniete im Blut neben dem, was von Lailas Kopf noch übrig war, es war nur unbedeutend mehr als bei Lennart. In der Hand hielt sie ihre Bohrmaschine, deren Akku so entladen war, dass der Bohrer sich kaum noch drehte. Mit den letzten Kräften der Maschine versuchte sie sich hinter Lailas Ohr vorzuarbeiten. Ein kleiner Perlenohrring zitterte, während der Bohrer sich mühsam durch den Knochen arbeitete. Theres drehte und zerrte, änderte die

Richtung des Bohrers und bekam ihn heraus, wischte sich das Blut aus den Augen und griff nach der Säge.

Jerry wurde schwarz vor Augen aus Sauerstoffmangel, und er schnappte keuchend nach Luft. Theres drehte den Kopf in Richtung des Geräuschs, schaute auf seine Füße. Eine seltsame Ruhe senkte sich über Jerry. Er hatte keine Angst, und obwohl der Anblick schrecklich war, so war er doch nichts als ein Bild, eine Sache, die man sagte: *Dieser Anblick ist schrecklich*.

Irgendwie hatte er geahnt, dass es so enden würde, auf die eine oder andere Weise. Dass es böse enden würde. Jetzt war es passiert, und obwohl es nicht schlimmer hätte kommen können, war es trotzdem passiert. Es gab nichts mehr hinzuzufügen. So sah die Welt aus. Nichts Neues, auch wenn die Einzelheiten abstoßend waren.

»Theres«, sagte er fast ohne Zittern in der Stimme. »Schwesterherz. Was zum Teufel hast du getan? Warum hast du das getan?«

Theres ließ die Säge sinken und ließ ihren Blick über Lennart und Laila wandern, über die Teile ihrer Köpfe, die um sie herum verstreut lagen.

»Liebe«, sagte sie. »Nicht da.«

DAS ANDERE MAEDCHEN

Precious and fragile things
Need special handling
My God, what have we done to you?
Depeche Mode, Precious

1

Sie kam als eines der letzten Kinder am achten November 1992 in der Frauenklinik von Österyd zur Welt. Die Entbindungsstation stand im Begriff, in den Zentralort Rimsta umzuziehen, und man hatte schon begonnen zu packen. Es waren nur eine Hebamme und eine Lehrschwester im Dienst.

Glücklicherweise war es eine leichte Geburt. Maria Svensson wurde um 14.42 Uhr aufgenommen, und eine Stunde und zwanzig Minuten später war das Kind geboren. Der Vater, Göran Svensson, wartete vor dem Zimmer, wie es seine Gewohnheit war. So hatte er es bereits bei den zwei älteren Kindern gehalten, und so hielt er es auch jetzt. Während er wartete, blätterte er in ein paar Ausgaben der Zeitschrift *Året runt*.

Kurz nach vier Uhr kam die Hebamme heraus und teilte mit, dass er mit einer wohlgestalten Tochter beschenkt worden sei. Göran legte den Artikel über Kaninchenzucht, den er gerade gelesen hatte, zur Seite und ging zu seiner Frau hinein.

Als er das Zimmer betrat, beging er den Fehler, sich dort umzuschauen. Ein paar blutige Kompressen waren in eine Metallschale geworfen worden, und Göran wurde schlecht, bevor er den Blick abwenden konnte. Die Kombination aus steriler Umgebung und menschlichen Körperflüssigkeiten verursachte ihm Ekel. Deshalb konnte er auch nie bei einer Geburt dabei sein.

Er riss sich zusammen, ging zu seiner Frau und küsste ihre schweißgebadete Stirn. Das Kind lag auf ihrer Brust, ein zerknautschter, roter Klumpen. Es war unfassbar, dass daraus ein

Mensch werden sollte. Er streichelte den feuchten Scheitel des Kindes mit dem Finger. Er wusste, was von ihm erwartet wurde.

»Ist alles gut gegangen?«, fragte er.

»Ja, doch«, sagte Maria. »Aber sie müssen wohl noch mit ein paar Stichen nähen.«

Göran nickte und schaute aus dem Fenster. Draußen war es fast schon dunkel, und nasse Schneeflocken glitten die Scheibe hinunter. Jetzt war er Vater dreier Kinder. Zwei Jungen und ein Mädchen. Er wusste, dass Maria sich ein Mädchen gewünscht hatte, für ihn spielte es im Grunde keine Rolle. Also hatte sich alles bestens gefügt. Sein Blick folgte einem dünnen Rinnsal, das am Fenster hinabfloss.

In diesem Augenblick beginnt ein Leben.

Ein Kind wurde an diesem Tag geboren. Sein Kind. Das Einzige, was er sich noch wünschte, war ein bisschen mehr Freude. Es kam vor, dass er deshalb zu Gott betete: *Gib mir mehr Kraft, Freude zu empfinden*. Aber er wurde nur selten erhört.

Ein Wunder war in diesem Raum geschehen, gerade eben. Er wusste es. Aber er konnte sich nicht dazu bewegen, es auch zu spüren. Das Rinnsal erreichte die Unterkante des Fensters, und Göran wandte sich wieder seiner Frau zu, lächelte. Er empfand eine gewisse Zufriedenheit, ein Stück Erleichterung. Es war geschafft. Für dieses Mal war es vorbei.

»Teresa also«, sagte er. »Oder?«

Maria nickte. »Ja. Teresa.«

Es war schon lange entschieden. Tomas, wenn es ein Junge wird, Teresa, wenn es ein Mädchen wird. Gute Namen. Vernünftige Namen. Arvid, Olof und Teresa. Ihr kleines Trio. Er streichelte Maria über die Wange und begann zu weinen, ohne dass er wusste, warum. Wegen des nassen Schnees am Fenster eines Zimmers, in dem

gerade ein Mensch zur Welt gekommen war. Weil es ein Geheimnis gab, in das er niemals eingeweiht werden würde.

Als eine Schwester kam, um den Riss zu nähen, verließ er das Zimmer.

2

Teresa war vierzehn Monate alt, als sie zu einer Tagesmutter kam. Lollo hatte fünf Kinder in ihrer Obhut, und Teresa war das jüngste. Die Eingewöhnung verlief ohne Probleme. Schon nach vier Tagen konnte Maria ihre Tochter den ganzen Tag dort lassen und wieder Vollzeit arbeiten bei Österyds Hund&Katze.

Göran hatte zum staatlichen Alkoholgeschäft in Rimsta wechseln müssen, nachdem die Filiale in Österyd geschlossen worden war. Der größte Unterschied bestand darin, dass er eine halbe Stunde länger zur Arbeit brauchte und deshalb die Kinder nur selten bei ihren Tagesmüttern abholen konnte, was er bedauerte.

Es war ihm jedoch gelungen, sich einen Frühdienst pro Woche auszuhandeln, sodass er jeden Mittwoch zumindest Teresa abholen konnte. Obwohl sich in erster Linie Maria ein Mädchen gewünscht hatte, so hielt sich das Mädchen doch meistens an Göran, und er konnte nicht leugnen, das er ihr gegenüber besondere Gefühle hegte.

Die Jungen waren lebhaft, wie Jungen eben sein müssen. Teresa war bedeutend ruhiger und schweigsamer, und Göran schätzte ihre Art. Sie war das Kind, das ihm am ähnlichsten war. Ihr erstes Wort war »Papa«, ihr zweites »nein«, was sie wie »nee!« aussprach.

Möchtest du das haben? Nee!

Kann ich dir helfen, die …? Nee!

Darf Papa sich die Kreide leihen? Nee!

Sie holte sich ihre Sachen selbst, sie gab die Sachen wieder her, wenn sie es wollte, aber sie ließ sich niemals durch die Fragen oder Wünsche anderer beeinflussen. Göran gefiel das. Sie hatte einen ganz eigenen Willen, obwohl sie noch so klein war.

Auf der Arbeit musste er sich manchmal auf die Lippen beißen, um nicht selbst aus Versehen das zu sagen, was er mittlerweile am häufigsten hörte.

»Kannst du eine Palette Bier holen, Göran?«

»Nee!«

… verkniff er sich also. Aber am liebsten hätte er es gesagt.

Arvid war zu jener Zeit fünf und Olof sieben. Sie interessierten sich nicht besonders für ihre kleine Schwester, aber sie tolerierten sie. Teresa machte kein großes Aufhebens von sich selbst, es sei denn, jemand versuchte sie zu etwas zu bewegen, was sie nicht wollte. Dann hieß es Nee! und Nee!, bis sie im schlimmsten, aber seltenen Fall in unkontrollierte Wutausbrüche verfiel. Sie hatte eine Grenze, und wenn man sie überschritt, dann wurde sie zur Bestie.

Ihr Lieblingsspielzeug war eine grüne Stoffschlange, die sie im Zoo von Kolmården gekauft hatten und die sie Bambam nannte. Als Teresa anderthalb Jahre alt war, begann Arvid sie einmal zu ärgern und wollte ihr die Schlange wegnehmen, indem er an ihrem Schwanz zog.

Teresa hielt den Kopf der Schlange fest und sagte: »Avvi, nee!«, aber Arvid ließ nicht locker. Teresa hielt dagegen, sodass sie nach vorn kippte, während sie sich am Kopf der Schlange festklammerte und schrie: »Avvi, nee-nee!« Mit einem Ruck riss Arvid ihr die

Schlange aus den Händen, und Teresa blieb auf dem Boden liegen und zitterte vor Wut am ganzen Körper.

Arvid wedelte mit der Schlange vor Teresas Gesicht herum, aber als sie nicht einmal die Hände danach ausstreckte, wurde er es leid und warf sie ihr hin. Sie nahm die Schlange in den Arm und flüsterte: »Bambam …« mit Tränen in der Stimme.

So weit, so gut. Arvid vergaß seine Schwester und begann unter dem Bett nach einer Kiste mit Lego zu suchen. Für ihr Alter war Teresa außergewöhnlich lange nachtragend. Sie stellte sich auf die Füße und stakste zu dem Regal neben ihrem Bett, aus dem sie ihre gläserne Schneekugel mit dem Engel holte.

Ein Schneesturm wirbelte um den Engel herum auf, als Teresa zu Arvid hinüberging und wartete, bis er sich wieder aufgerichtet und ihr die Seite zugewendet hatte. Dann schlug sie ihm damit auf den Kopf. Die Kugel zerbarst und hinterließ sowohl auf Teresas Hand als auch auf Arvids Stirn tiefe Schnitte. Als Maria die Schreie hörte und in das Zimmer lief, fand sie Arvid, der in einer Lache aus Wasser, Blut und Plastikteilen stand und mit Teresa um die Wette brüllte, die ziemlich übel an der Hand blutete.

Arvids Zusammenfassung der Geschehnisse lautete: »Ich habe ihre Schlange genommen, und da hat sie mich auf den Kopf gehauen.« Er ließ das Detail aus, dass mindestens eine Minute zwischen den beiden Ereignissen vergangen war. Vielleicht hatte er es vergessen, vielleicht empfand er es aber auch nicht als wichtig.

3

Im Alter von vier Jahren war es offensichtlich und verkündet, dass sie ein Papakind war. Nicht, dass sie auf Distanz zu Maria ging, aber in allen wichtigen Angelegenheiten wandte sie sich an Göran. Bei den Jungen war es andersherum. Maria fuhr die beiden zum Fußballtraining. Es war kein bewusster Entschluss gewesen, dass es so sein sollte, es hatte sich einfach so ergeben.

Maria wollte etwas unternehmen, während Göran vollkommen zufrieden war, wenn er still neben Teresa sitzen konnte, während sie malte oder bastelte. Wenn sie etwas fragte, dann antwortete er, wenn sie Hilfe brauchte, dann half er ihr, aber ohne großes Aufsehen.

Ihre große Leidenschaft bestand darin, Halsketten aus Plastikperlen zu basteln. Göran hatte sämtliche Perlenbestände im Spielzeugladen in Rimsta aufgekauft, in allen denkbaren Farben und Formen, er hatte das Personal sogar dazu bewegt, hinunter ins Lager zu gehen und ein paar aussortierte Kartons wieder auszugraben. Teresa besaß ein ganzes Regal mit mindestens sechzig kleinen Döschen, in das sie die Perlen nach einem System einsortiert hatte, das nur sie allein durchschaute. Manchmal konnte sie Tage darauf verwenden, das System zu ändern.

Die Perlen wurden auf bunte Fäden oder Angelschnur gezogen, und Teresa hatte durch geduldiges Üben gelernt, sogar die Knoten selbst zu binden. Die Produktion lief ununterbrochen, und das einzige Problem waren die Resultate.

Oma und Opa hatten etwas bekommen. Die andere Oma und der andere Opa hatten etwas bekommen. Verwandte und Freunde und die Verwandten der Freunde hatten etwas bekommen. Alle, die sich eine Halskette aus Plastikperlen halbwegs verdient hatten, waren mit einer beschenkt worden. Oder mit zwei. Görans Vater war der Einzige, der sie auch trug. Vermutlich tat er es in erster Linie, um Görans Mutter zu ärgern.

Aber es hätte einer Verwandtschaft von biblischen Ausmaßen bedurft, um eine ausreichende Nachfrage für das Angebot zu erzeugen. Teresa produzierte mindestens drei Halsketten pro Tag. Göran hatte jede Menge Reißzwecken über ihr Bett geheftet, um die Halsketten daran aufzuhängen. Die Wand war mittlerweile so gut wie voll.

An einem Mittwochnachmittag Mitte Oktober holte Göran seine Tochter wie gewohnt von der Tagesmutter ab. Sie packte wie gewohnt ihre Perlen und Fäden auf dem Küchentisch aus, und Göran setzte sich ihr gegenüber mit der gewohnten Abendzeitung. Teresa begann konzentriert einen Knoten in das eine Ende einer Angelschnur zu binden, damit die Perlen nicht hinunterkullerten. Dann wählte sie unter den Döschen aus, entschied sich und begann zu fädeln.

Nachdem Göran die Zeitung nach Neuigkeiten über die EU-Beschlüsse hinsichtlich des schwedischen Alkoholmonopols durchsucht und außer dem neuesten Elend vom Tunnelbau in Halland nichts gefunden hatte, ließ er die Zeitung sinken und schaute zu seiner Tochter hinüber. Sie schien sich für eine Halskette ganz in Rot, Gelb und Blau entschieden zu haben. Mit zu einer Pinzette geformten Fingern pickte sie geschickt eine Perle nach der anderen aus den Döschen und zog sie auf den Faden, während sie geräuschvoll durch die Nase atmete.

»Mädchen?«

»Hm?«

»Könnte man nicht auch etwas anderes aus den Perlen machen als Halsketten? Du hast doch schon so viele.«

»Ich will viele haben.«

»Aber was willst du denn mit ihnen machen?«

Teresa hielt mit einer leuchtend gelben Perle zwischen den Fingerspitzen inne. Sie betrachtete Göran mit zusammengezogenen Augenbrauen. »Ich sammle sie doch.«

Sie schaute ihn weiter an, als wollte sie ihn dazu herausfordern, sie infrage zu stellen. Görans Blick wich auf die Zeitung aus, wo das Bild eines nichtssagenden Wasserlaufs zu sehen war. Vergiftetes Grundwasser. Tote Fische. Anwohner in Aufruhr.

»Papa?« Teresa musterte die gelbe Perle mit zusammengekniffenen Augen. »Warum *gibt* es Sachen?«

»Wie meinst du das?«

Die Falten zwischen Teresas Augenbrauen wurden tiefer, und ihre Miene verzog sich, als hätte sie Schmerzen. Sie holte ein paar Mal tief Luft durch die Nase, wie sie es immer tat, wenn sie sich konzentrierte. Dann sagte sie: »Wenn es diese Perle nicht gäbe, dann könnte ich sie ja auch nicht festhalten.«

»Nein.«

»Und wenn es mich nicht gäbe, dann wäre ja niemand da, der die Perle festhält.«

»Nein.«

Göran saß wie hypnotisiert da und starrte auf den leuchtend gelben Punkt zwischen den Fingerspitzen seiner Tochter. Der graue Oktobertag auf der anderen Seite des Fensters war verschwunden. Es gab nur noch diesen gelben Punkt, und Göran empfand einen

Druck auf seinem Trommelfell, als würde er auf den Grund eines Schwimmbeckens sinken.

Teresa schüttelte den Kopf. »Warum ist das so?« Ihr Blick wanderte über die Döschen auf dem Tisch, ihren farbenfrohen Inhalt. »Alle Perlen könnte es doch auch nicht geben und niemanden, der Halsketten aus ihnen macht.«

»Aber die Perlen gibt es. Und dich gibt es ja auch. So ist es einfach.«

Teresa legte die gelbe Perle in ihr Döschen zurück und verschränkte die Arme vor der Brust, während sie weiter das Kaleidoskop der Farbpunkte vor sich auf dem Tisch musterte. Vorsichtig fragte Göran: »Habt ihr euch darüber bei Lollo unterhalten?«

Teresa schüttelte den Kopf.

»Wie bist du denn darauf gekommen?«

Teresa antwortete nicht, sondern blickte mit einer geradezu wütenden Miene über ihre Perlenlandschaft. Göran beugte sich mit dem Kinn auf der Hand so weit vor, bis er sich annähernd auf ihrer Höhe befand, und sagte: »Es gibt tatsächlich jemanden, der noch nie eine Halskette bekommen hat. Weißt du, wer das ist?«

Teresa reagierte nicht, aber Göran lieferte ihr trotzdem die Antwort gleich mit: »Ich. Ich habe noch nie eine Halskette bekommen.«

Teresa krümmte den Nacken, sodass ihre Nase Richtung Boden zeigte, und ihre Stimme brach, als sie sagte: »Du kannst alle haben, wenn du möchtest.«

Göran stand von seinem Stuhl auf: »Aber mein kleines Mädchen …«

Er kniete sich neben seine Tochter, und sie fiel in seine Arme, drückte die Stirn gegen sein Schlüsselbein und weinte. Göran

streichelte ihren Kopf und sagte: »Schschsch …«, aber Teresa weinte einfach weiter.

Als Göran sagte: »Kannst du mir nicht eine Halskette machen? Ich möchte eine gelbe haben. Ganz gelb«, hämmerte sie die Stirn gegen sein Schlüsselbein, dass es beiden wehtat, und weinte weiter.

4

Weil Teresa am Ende des Jahres Geburtstag hatte, war sie noch keine sieben, als sie in die erste Klasse kam. Sie konnte schon einfache Bücher lesen und plus und minus rechnen, sodass der eigentliche Schulstoff kein Problem war. Am ersten Elternsprechtag bekamen Maria und Göran viel Lob über ihre Tochter zu hören, die sich jeder Aufgabe mit Fleiß und großem Ernst annahm.

Nicht einmal beim Sport oder in den praktischen Fächern musste man sich Sorgen um sie machen. Sie verstand alle Anweisungen ohne Probleme, und ihre Feinmotorik bewegte sich an der Grenze zur Fingerfertigkeit. Sie war nie gemein zu den anderen.

Die Lehrerin schlug ihren Ordner zu. »Sodass … wir zusammenfassend ganz einfach sagen können, dass es hier ausgezeichnet für sie läuft. Sie ist ein … ernsthaftes kleines Kind, Ihre Teresa.«

Göran griff nach seiner Jacke und begann sie sich überzuziehen, aber Maria meinte in der letzten Aussage der Lehrerin eine Veränderung in der Tonlage bemerkt zu haben und bat sie, dies näher auszuführen. Inwiefern ernsthaft?

Die Lehrerin versuchte darüber hinwegzulächeln. »Als Lehrerin kann man sich keine bessere Schülerin wünschen, aber … sie spielt nicht.«

»Sie meinen, dass sie nicht mit den anderen Kindern zusammen ist?«

»Doch, schon. Wenn etwas unternommen wird, hat sie keine Probleme, mit den anderen zusammenzuarbeiten. Aber, wie soll ich sagen, sie fantasiert nicht gerne. Spielen. Sich Sachen ausdenken. Wie ich schon sagte, sie ist … ernsthaft. Sehr ernsthaft.«

Was Göran schon seit langer Zeit akzeptiert hatte, löste bei Maria die Alarmglocken aus. Weil sie selbst eine sehr soziale Person war, hatte sie Schwierigkeiten, ihre Tochter als einsamen Wolf zu sehen. Einsamkeit konnte in Marias Augen nicht das Resultat einer Veranlagung oder einer bewussten Entscheidung sein, nein, Einsamkeit bedeutete, dass man gescheitert war. Sie hatte eine Reihe von Lebensweisheiten, aber die wichtigste lautete: »Menschen sind zum Zusammensein geschaffen.«

Göran wollte ihr nicht widersprechen, zumal er der Ansicht war, dass sie theoretisch betrachtet recht hatte. Auf der Arbeit wurde er als gewissenhafter und verlässlicher Kollege geschätzt, aber er hätte sich auch gewünscht, mehr Freude am Zusammensein mit anderen Menschen zu empfinden.

Die Arbeit im Monopolgeschäft passte ihm ganz ausgezeichnet. Eine Person kam an den Schalter, wenn ihre Nummer aufgerufen worden war, man wechselte ein paar Worte und lieferte die Bestellung aus. Bei Gelegenheit vielleicht noch eine halbe Minute Small Talk, wenn nicht allzu viele Kunden warteten. Er sah präsentabel aus mit seinem grünen Hemd unter der grünen Weste, er war höflich und kompetent in der Beratung, er war *service-minded*. Er begegnete vielen Menschen in geringen Dosen – das war sein Ding.

Maria war ihrerseits mit vielen ihrer Kunden sofort gut Freund. Ständig kam sie mit langen Geschichten nach Hause, die ihr ein

Kunde erzählt hatte, und viele Katzen- und Hundebesitzer zählten mittlerweile zu ihrem Freundeskreis. Sie wurde auf mehr Partys und Hochzeiten und Ähnliches eingeladen, als sie vernünftigerweise überhaupt besuchen konnte.

Göran graute schon mehrere Tage im Voraus, wenn auf der Arbeit eine Weinprobe anberaumt war, bei der es ein wenig festlicher zugehen sollte. Wenn sein rein berufliches Interesse nicht gewesen wäre, etwa an Neuheiten aus den Weinbaugebieten des Languedoc, hätte er vermutlich abgesagt. Ihm hätte es vollkommen gereicht, wenn man ihm kleine Proben per Post nach Hause geschickt hätte.

Dementsprechend deuteten sie die Informationen vom Elternsprechtag ganz unterschiedlich. Göran war froh, dass es für Teresa in der Schule so gut lief, Maria machte sich Sorgen darüber, dass Teresa es in der Schule so schwer hatte.

Sie begann, sich jeden Tag genauestens berichten zu lassen, was Teresa in den Pausen gemacht hatte, mit wem sie gespielt oder geredet hatte. Es ging so weit, dass Göran sich manchmal wünschte, dass Teresa einfach lügen, ein paar Freunde oder Spiele erfinden würde, nur damit Maria zufrieden war. Aber es lag eben nicht in Teresas Natur, sich einfach Sachen auszudenken.

Arvid und Olof hatten ständig Freunde zu Besuch. Einige dieser Freunde hatten kleine Geschwister, und es kam vor, dass Maria bei deren Eltern anrief, die Situation schilderte und sie bat, eines dieser kleinen Geschwister für Teresa mitzuschicken. Nach Görans Auffassung ging Teresa mit der Situation so gut um, wie sie konnte. Sie zeigte den anderen Kindern ihre Sachen, schlug Spiele vor, die sie spielen könnten, und versuchte nach ihren Möglichkeiten das Beste aus der aufgezwungenen Gesellschaft zu machen

Seine Brust schwoll ein wenig an vor Stolz über seine Tochter, die auf diese Weise Verantwortung in einer Situation übernahm, die sie

nicht verursacht hatte, und es stach ihm ins Herz, wenn er sah, wie schlecht es gelang. Teresa stellte sorgfältig die Spielfiguren auf und erklärte die Regeln, während die anderen unruhig mit den Blicken flatterten und quatschen wollten. Es endete mit Schweigen und einem kleinen Geschwister, das seinen großen Bruder am Arm zog und nach Hause wollte.

Im Frühjahr wurde Göran zum Chef seiner Filiale befördert. Rudolf war in Pension gegangen und hatte auf höherer Ebene Göran aufs Wärmste empfohlen. Im Prinzip war er bereits für das Sortiment und die Bestellmengen verantwortlich und nahm einen großen Teil der Kontakte mit den Lieferanten wahr.

Göran wurde zum Vorstellungsgespräch geladen und fand, dass es einigermaßen gelaufen war. Später erfuhr er, dass man ihn aus Respekt vor seiner fachlichen Kompetenz genommen hatte, seine Qualitäten als Chef aber eher skeptisch einschätzte. Er konnte sie verstehen.

Rein praktisch bedeutete dies zwölftausend Kronen mehr im Monat, größere Verantwortung und längere Arbeitstage. Er konnte mittwochs nicht mehr früher Feierabend machen.

Maria und er nahmen ein Darlehen auf, um die Küche zu renovieren, und sie konnten zum ersten Mal in ihrem Leben einen Neuwagen kaufen.

Schon im Mai wünschte sich Göran, dass er den Posten, den er erst im März angetreten hatte, wieder verlassen könnte, aber wenn eine Aufwärtsbewegung erst einmal begonnen hat, bedarf es großer Entschlossenheit, sie wieder zu bremsen. Diese Entschlossenheit besaß Göran nicht. Er biss die Zähne zusammen und hielt durch, arbeitete härter. Sein Wagnis, auf ein größeres Sortiment an Wein in Tetrapaks zu setzen, wurde zum Erfolg, und der Umsatz stieg.

Im Juni leitete Göran ein Teambuilding-Wochenende auf einem Seminarhof, und als er nach Hause kam, war er mit seinen Nerven so vollständig am Ende, dass er vierzehn Stunden lang schlief.

Es schmerzte ihn, dass er weniger Zeit für Teresa hatte. Er gab sich größte Mühe, für sie und die Jungen da zu sein, wenn er abends todmüde nach Hause kam, aber irgendetwas war ihm aus den Händen geglitten, und er brachte nicht die Kraft auf herauszufinden, wie er es wieder zurückgewinnen könnte.

Teresa hatte das Lego ihrer Brüder übernommen, nachdem diese das Interesse daran verloren hatten. Maria hatte alle Bauanleitungen aufgehoben, und Teresa verbrachte viel Zeit damit, sämtliche Modelle zusammenzubauen, während sie sich immer und immer wieder eine Kassette anhörte, auf der Allan Edwall *Puh der Bär* las.

Manchmal kam Göran in ihr Zimmer und setzte sich in den Sessel, um ihr zuzuschauen und dem Klicken zu lauschen, mit dem sich die einzelnen Teile miteinander verbanden, und Allan Edwalls tiefer, sanfter Stimme. Dabei konnte er sich für eine Weile anwesend fühlen, bis er einschlief.

5

Im Oktober des Jahres, in dem Teresa in die zweite Klasse kam, sollte zu Halloween eine Kostümparty stattfinden. Es gab Limo und Süßigkeiten und einen Preis für die beste Verkleidung. Maria war es gelungen, nichts davon mitzubekommen, bis sie am fraglichen Tag um fünf Uhr nach Hause kam und den Zettel sah, auf dem stand, dass die Party um sechs Uhr beginnen sollte.

Göran hatte Inventur und würde wahrscheinlich erst am Abend nach Hause kommen, sodass Maria in ihrer ganzen positiven Entschlossenheit Teresa auf einen Stuhl in der Küche setzte und sie fragte, was sie sein wolle.

»Ich will gar nichts sein«, antwortete Teresa.

»Auf der Kostümparty, meine ich«, sagte Maria. »Als was möchtest du dich verkleiden?«

»Ich will mich nicht verkleiden.«

»Aber wir haben so viele Sachen. Du kannst sein, was du möchtest. Gespenst oder Monster, was auch immer.«

Teresa schüttelte den Kopf und stand von dem Stuhl auf, um in ihr Zimmer zu gehen. Maria stellte sich ihr in den Weg und brachte sie dazu, sich wieder hinzusetzen.

»Meine Süße. Alle anderen werden verkleidet sein. Willst du die Einzige sein, die nicht verkleidet ist?«

»Ja.«

Maria massierte sich die Schläfen. Sie fand die Situation nicht schwierig. Sie fand die Situation vollkommen absurd. Sie konnte sich nicht einen einzigen vernünftigen Grund dafür vorstellen, dass man sich nicht verkleiden wollte, wenn man auf eine Kostümparty ging. Trotzdem nahm sie sich zusammen und tat etwas, das sie vielleicht zu selten tat. Sie fragte.

»Okay. Kannst du mir sagen, warum du dich nicht verkleiden möchtest?«

»Ich will es einfach nicht.«

»Aber warum? Du kannst dich doch als jemand anderes verkleiden.«

»Ich will niemand anderes sein.«

»Aber es ist ein Kostümfest. Dann kannst du nicht hingehen.«

»Dann gehe ich nicht hin.«

Teresas Haltung war eindeutig, aber sie war auch undenkbar. Maria konnte sie nicht akzeptieren. Teresa würde zu einer Außenseiterin werden, wenn sie all ihren Launen folgen dürfte. Weil Teresa noch nicht alt genug war, um die Konsequenzen ihrer Handlungen zu überblicken, war es in letzter Instanz eine Frage der Erziehung, eine Verantwortung, die man als Eltern zu übernehmen hatte.

»Jetzt ist es aber so«, sagte Maria, »dass du zu dieser Kostümparty gehen wirst und dass du dich vorher verkleiden wirst. So ist es eben. Ich möchte nur wissen, als was du dich verkleiden willst?«

Teresa schaute ihrer Mutter in die Augen und sagte: »Als Banane.«

Wenn Maria mit einem anderen Sinn für Humor als dem ihren begabt gewesen wäre, hätte sie möglicherweise über die trotzige Antwort ihrer Tochter gelacht und danach alles Gelbe herausgesucht, dessen sie habhaft werden konnte. Aber einen solchen Humor besaß sie nicht. Stattdessen nickte sie verbissen und sagte: »Okay. Wenn du es so haben willst. Dann entscheide ich für dich. Bleib sitzen.«

Vielleicht erben wir gewisse Eigenschaften von unseren Eltern. In diesem Fall hatte Teresa den Ordnungssinn von ihrer Mutter geerbt. In der Kleiderkammer gab es einen großen Karton mit der Aufschrift »Verkleidungssachen«, weil weder Arvid noch Olof etwas dagegen hatten, sich zu verkleiden, ganz im Gegenteil. Nach ein paar Minuten kam Maria mit schwarzer und roter Schminke, einem schwarzen Umhang und einem Plastikgebiss in die Küche zurück.

»Du wirst jetzt ein Vampir«, sagte sie. »Weißt du, was ein Vampir ist?«

Teresa nickte, und Maria fasste es als Zustimmung auf.

Als Göran um acht Uhr nach Hause kam, bat Maria ihn, Teresa von der Party abzuholen. Er machte im Flur kehrt und ging mechanisch wieder zum Auto hinaus. Diese Woche hatte ihm den Rest gegeben, und die Welt kam ihm wie eine platte Kulisse vor, als er zur Schule fuhr.

Musik hämmerte aus der Turnhalle, und ein paar verkleidete Kinder tobten vor dem Eingang herum. Göran blinzelte und rieb sich die Augen. Er schaffte es nicht. Er schaffte es nicht, in diese wummernde Höhle voller aufgepeitschter kleiner Körper und wohlmeinender Eltern zu gehen. Er wollte nach Hause fahren. Er wusste aber, dass das unmöglich war. Mit großer Anstrengung brachte er seine Seele aus einer stabilen Seitenlage in den Stand und ging zum Eingang, begrüßte die Eltern, die so nett gewesen waren, dieses Inferno zu veranstalten, mit einem Lächeln und einem Nicken.

Bunte Lampen blinkten in der ansonsten verdunkelten Halle. Süßigkeiten und Popcorn lagen über den Boden verstreut, und als Monster verkleidete Grundschüler liefen herum und machten Jagd aufeinander, während Markoolio dieses Lied sang, in dem alle in die Berge fuhren, um zu saufen und zu ficken. Göran spähte in die Dunkelheit hinein und versuchte seine Tochter auszumachen, damit er sie mit nach Hause nehmen konnte.

Er war gezwungen, eine Runde durch den Saal zu machen, ehe er sie schließlich entdeckte, sie saß auf einem Stuhl an der Wand. Sie hatte schwarze Farbe um die Augen und ihr Mund sah seltsam geschwollen aus. Aus ihren Mundwinkeln liefen aufgemalte Rinnsale aus getrocknetem Blut. Ihre Hände ruhten auf den Knien.

»Hallo, mein Schatz. Wollen wir nach Hause fahren?«

Teresa blickte auf. Der Glanz ihrer Augen hob sich deutlich von der schwarzen Ummalung ab. Sie stand auf und Göran streckte ihr

die Hand entgegen. Sie ergriff sie nicht, folgte ihm aber zum Ausgang, zum Auto.

Es war eine große Erleichterung, die Autotüren hinter sich schließen zu können. Die Geräusche klangen nur noch gedämpft herein, und sie waren unter sich. Er schielte zu Teresa hinüber, die auf dem Beifahrersitz saß und geradeaus durch die Windschutzscheibe starrte. »Und? Wie war es?«

Teresa antwortete nicht. Er ließ den Wagen an und fuhr vom Schulparkplatz. Als sie auf der Straße waren, fragte er: »Hast du Süßigkeiten bekommen?«

Teresa murmelte eine Antwort.

»Was hast du gesagt?«

Teresa murmelte wieder etwas, und Göran schaute zu ihr hinüber. »Was hast du denn da im Mund?«

Teresa zog die Lippen auseinander und zeigte ihre Eckzähne. Göran lief ein kalter Schauer den Rücken hinunter. Für einen Augenblick dachte er, dass sie wirklich scheußlich aussah. Dann sagte er: »Du kannst sie jetzt ruhig herausnehmen, Schatz. Dann versteht man auch, was du sagst.«

Teresa nahm das Gebiss heraus und hielt es in der Hand, sagte aber immer noch nichts, sodass Göran es ein weiteres Mal versuchte.

»Habt ihr Süßigkeiten bekommen?« Teresa nickte, und Görans müdem Kopf fiel nichts Besseres ein, als zu fragen: »War es lecker?«

»Ich konnte nicht essen.«

»Warum nicht?«

Teresa zeigte ihm das Gebiss. Ein Stich fuhr Göran in die Brust. Ein Knoten aus Trauer wuchs in ihm heran und drückte gegen die Rippen. »Aber mein kleiner Schatz, du hättest sie doch …

herausnehmen können. Dann hättest du Süßigkeiten essen können.«

Teresa schüttelte den Kopf und sagte nichts mehr, bis sie zu Hause in der Einfahrt parkten. Als Göran den Motor abstellte und sie im Dunkeln saßen, sagte sie: »Ich habe Mama gesagt, dass ich nicht will. Ich habe es gesagt.«

6

Familie Svensson wohnte in einem neu gebauten Einfamilienhaus auf einem Grundstück, das früher zu einer Ackerfläche gehört hatte. Ein schmaler Streifen Mischwald trennte sie von ihrem nächsten Nachbarn. In diesem Wald gab es zwei große Steine oder eher Felsbrocken, die so nebeneinanderlagen, dass sich unter ihnen eine Höhle von mehreren Quadratmetern Grundfläche bildete. In dem Herbst, in dem Teresa zehn wurde, hatte sie angefangen, immer mehr ihrer freien Zeit dort zu verbringen.

Eines Tages, als der September zu Ende ging und Teresa wieder an ihrem geheimen Ort saß und eine Ausstellung aus verschiedenfarbigem Herbstlaub zusammenstellte, fiel ein Schatten vor den Eingang. Ein Junge in ihrem Alter stand davor.

»Hallo«, sagte der Junge.

»Hallo«, sagte Teresa und warf ihm einen flüchtigen Blick zu, bevor sie sich wieder dem Laub zuwendete. Der Junge blieb stehen, ohne etwas zu sagen, und Teresa wünschte sich, dass er gehen würde. Er sah nicht so aus, wie Jungen normalerweise aussahen. Er trug ein blaues Hemd, das bis zum Hals zugeknöpft war. Teresa

versuchte sich auf das Laub zu konzentrieren, aber es fiel ihr schwer, wenn jemand dastand und zuguckte.

»Wie alt bist du?«, fragte der Junge.

»Zehn«, sagte Teresa. »In einem Monat. Und einer Woche.«

»Ich bin vor zwei Wochen zehn geworden«, sagte der Junge. »Ich bin sieben Wochen älter als du.«

Teresa zuckte mit den Schultern. Jungen mussten immer angeben. Das Anordnen der Blätter, das bis eben noch ihre Gedanken beherrscht hatte, kam ihr plötzlich kindisch vor. Sie kratzte das Laub zu einem Haufen zusammen, konnte aber nicht verschwinden, solange der Junge vor dem Eingang stand. Der Junge schaute sich um und sagte in einem eher düsteren Tonfall: »Ich wohne jetzt hier.«

»Wo?«

Der Junge deutete mit einem Nicken auf das Haus, das auf der anderen Seite des Waldstreifens lag. »Da. Wir sind gestern eingezogen. Ich glaube, das hier gehört zu unserem Grundstück. Aber du darfst gerne hier sein, wenn du willst.«

»Das hast du ja wohl nicht zu bestimmen.«

Der Junge schaute zu Boden, holte tief Luft und ließ sie mit einem langen Seufzen wieder entweichen. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein. Das habe ich nicht zu bestimmen.«

Teresa konnte sich keinen Reim auf diesen Jungen machen. Erst kam er ganz großmäulig daher, und jetzt sah er aus wie ein geschlagener Hund. »Wie heißt du?«, fragte sie.

»Johannes.«

Teresa fand, dass der Name ungefährlich klang. Nicht so wie Micke oder Kenny. Sie erhob sich, und Johannes ging zur Seite, damit sie herauskommen konnte. Sie standen einander gegenüber. Johannes scharrte mit der Fußspitze im Laub herum. Er trug ein

Paar Turnschuhe, die fast neu aussahen. Teresa sagte: »Willst du nicht fragen, wie ich heiße?«

»Wie heißt du?«

»Teresa. Ich wohne auch hier. Da drüben.« Sie zeigte auf ihr Haus. Johannes schaute zum Haus hinüber und fuhr dann fort, mit der Fußspitze im Laub zu scharren. Teresa wollte nach Hause gehen, aber auf eine seltsame Art überkam sie das Gefühl, dass sie sich um Johannes kümmern sollte. Dieses Hemd, das so unbequem aussah. Sie fragte: »Wollen wir etwas machen?«

Johannes nickte, machte aber keinen Vorschlag, sodass Teresa fortfuhr: »Und was sollen wir machen? Was machst du denn so?«

Johannes zuckte mit den Schultern. »Ich mache eigentlich nicht so viel.«

»Magst du Spiele?«

»Ja.«

»Kannst du Halma?«

»Ja. Sogar sehr gut.«

»Was heißt sehr gut?«

»Dass ich fast immer gewinne.«

»Ich gewinne auch fast immer. Wenn ich gegen Papa spiele.«

»Ich gewinne immer gegen Mama.«

Teresa ging ins Haus, um das Spielbrett zu holen. Als sie wieder nach draußen kam, war Johannes in die Höhle gekrochen und wartete dort auf sie. Es gefiel ihr nicht, dass er dort saß. Es war ihr Platz. Aber sie erinnerte sich, dass ihr Vater betont hatte, dass diese Steine eigentlich auf dem Grundstück des Nachbarn lagen, genau so, wie Johannes es gesagt hatte. Also konnte sie ihn wohl schlecht verscheuchen. Höchstens ein bisschen.

»Das ist mein Platz«, sagte Teresa.

»Wo soll ich dann sitzen?«

Teresa deutete auf die Rückwand der Höhle. »Da.«

Als Johannes aufstand, sah Teresa, dass er auf ihrem Laubhaufen gesessen hatte. Jetzt sammelte er das Laub in seinen Armen, trug es zu seinem zugewiesenen Platz hinüber, schob es zusammen und drückte es platt, bevor er sich darauf niederließ. Teresa ärgerte sich immer noch über ihn, weil er ihre Höhle besetzt hatte, und um ihn aufzuziehen, sagte sie: »Hast du Angst, dir die Hosen schmutzig zu machen?«

»Ja.«

Die ehrliche Antwort nahm ihr den Wind aus den Segeln, und ihr fiel nichts mehr ein, was sie noch hätte sagen können. Also stellte sie das Spielbrett auf die Erde und setzte sich ihm gegenüber auf den Boden. Wortlos stellten sie die Plastikfiguren auf ihre Plätze. Dann sagte Johannes: »Du darfst anfangen, weil du die Kleinste bist.«

Teresas Ohren liefen rot an, und sie fauchte: »Du darfst anfangen, weil es mein Spiel ist.«

Johannes schüttelte den Kopf. »Du darfst anfangen, weil du ein Mädchen bist.«

Jetzt standen Teresas Ohren förmlich in Flammen, und sie war kurz davor, aufzustehen und wegzugehen. Aber dann hätte sie das Spiel zurücklassen müssen. Also sagte sie stattdessen: »Du darfst anfangen, weil du der Dümmere bist.«

Johannes starrte sie mit offenem Mund an. Dann tat er etwas Unerwartetes. Er begann zu kichern. Teresa glotzte ihn an. Johannes kicherte eine Weile, dann wurde er ganz ernst und bewegte seinen ersten Stein. Man konnte nicht schlau aus ihm werden.

Johannes gewann das erste Spiel, und Teresa war damit einverstanden, dass sie jetzt anfangen durfte, nachdem er das letzte Mal

angefangen hatte, weil er der Dümmere war. Sie verlor erneut. Johannes spielte seltsam, als ob er ganz weit vorausdachte.

Sie hatte keine Lust mehr zu spielen, aber Johannes sagte: »Nur ein Mal noch, nur noch ein Mal. Wer jetzt gewinnt, ist der Beste.«

Sie spielten noch ein Mal, und Teresa gewann, aber sie hatte das sichere Gefühl, dass Johannes mit Absicht verloren hatte. Es begann zu dämmern, und Teresa packte das Spiel zusammen. Sie sagte: »Tschüs« und ließ Johannes in der Höhle zurück.

7

Ein paar Wochen später waren sie unzertrennlich, was hätte man auch erwarten sollen? Johannes war ein seltsamer Typ, aber Teresa war mittlerweile alt genug, um zu wissen, dass sie von außen betrachtet ebenfalls ein ziemlich seltsames Mädchen war. Sie versuchte sich ihren Klassenkameraden so gut wie möglich anzupassen, aber es funktionierte nie so richtig gut.

Sie wurde nicht gemobbt, sie war auch keine wirkliche Außenseiterin, aber sie war nicht *dabei*. Sie war nicht *da*. Sie beherrschte die Figuren beim Seilspringen genauso gut wie alle anderen und traute sich, höher zu schaukeln als alle anderen Mädchen in ihrer Klasse, aber im Grunde ging es um das Geplapper dazwischen. Der Plauderton, die Gesten. Sie beherrschte es nicht und wirkte seltsam und gezwungen, wenn sie es nachzumachen versuchte. Also ließ sie es bleiben.

Die Einzige in der Klasse, die den direkten Kontakt zu ihr suchte, war Mimmi, aber sie trug alte Klamotten und wusch sich nicht die Haare und war nicht richtig im Kopf, weil ihre Mutter eine

Drogensüchtige war. Teresa wies sie höflich zurück. Als das nicht funktionierte, wies sie sie weniger höflich zurück.

Johannes war auf eine eher normale Art seltsam. Er war von einer Schale aus schlechter Seltsamkeit umgeben, aber wenn man daran kratzte, kam eine bessere Seltsamkeit zum Vorschein. Teresa wusste, dass er auf die Waldorfschule in Rimsta ging, aber sonst nichts. Sie sprachen nie über die Schule. Jennifer aus Teresas Klasse hatte gesagt, dass die Waldorfkinder total krank waren und den ganzen Tag nur Lehm kneteten.

Genau wie Teresa lernte Johannes gerne neue Sachen kennen. Er las viele Bücher, meistens über Krieg oder Vögel. Manchmal unterhielten sie sich über irgendein Thema, diskutierten irgendeine Frage, und am nächsten Tag kam Johannes wieder und hatte die Antwort nachgeschlagen, konnte zum Beispiel berichten, dass bestimmte Ameisenweibchen zu Königinnen wurden, die meisten aber Soldaten oder Arbeiter waren.

Oft hielten sie sich in dem Waldstreifen auf und erfanden verschiedene Spiele und Wettbewerbe. Wer am besten Ziele mit Tannenzapfen treffen konnte (Johannes), wer am schnellsten laufen konnte (Teresa) oder wer für jeden Buchstaben die meisten Tiere wusste (meistens Johannes). Sie verzichteten dagegen auf Fantasiespiele und Spiele, bei denen Johannes sich die Kleidung schmutzig machen konnte. Stattdessen sprachen sie oft miteinander.

Eines Nachmittags, als Johannes nicht wie üblich herüberkam, ging Teresa zu seinem Haus und klingelte. Johannes' Mutter öffnete die Tür. Sie war klein und schmal und sah ängstlich aus. Ihre Augen waren riesengroß und zuckten, als ob sie blinzeln wollte, aber nicht konnte. Als Teresa nach Johannes fragte, sagte seine Mutter, dass er

wohl bald nach Hause komme, und ob sie nicht hereinkommen und auf ihn warten wolle?

Nein, das wollte Teresa nicht. Durch die geöffnete Tür sah sie, dass es im Haus ganz dunkel war, und es roch nicht ganz sauber. Es war so ganz anders als bei ihr zu Hause, dass sie sich unwohl fühlte. Stattdessen ging sie zur Gartenmauer und setzte sich darauf.

Nach knapp zehn Minuten fuhr ein schwarzes, glänzendes Auto die Einfahrt hinauf. Es war fast nicht zu hören. Der Wagen hielt einige Meter von Teresa entfernt an, die Fahrertür wurde geöffnet, und ein Mann mit Anzug und Krawatte stieg aus. Er war klein, hatte aber breite Schultern und sah aus wie ein Comic-Held. Sein Gesicht war so klar und deutlich geschnitten, dass es wie gezeichnet wirkte.

Der Mann lächelte Teresa zu und zeigte seine weißen Zähne. Er sagte: »Kommst du bitte von der Mauer herunter?«, und Teresa gehorchte sofort. Der Mann kam ein paar Schritte auf sie zu, streckte die Hand aus und sagte: »Und du bist …?«

Teresa ergriff die warme und trockene Hand, sagte: »Teresa«, und ehe sie sich versah, hatte sie einen Knicks gemacht, was ihr normalerweise niemals einfallen würde. Die Knie knickten wie von selbst ein. Der Mann hielt ihre Hand fest und sagte: »Du bist eine Bekannte von Johannes, wie ich gehört habe?«

Teresa schielte zu Johannes hinüber, der aus dem Auto gestiegen war und abwartend vor der Kühlerhaube stand. Sie nickte. Der Mann ließ ihre Hand los und sagte: »Aha, na dann möchte ich nicht weiter stören. Lauft und spielt.«

Der Mann wandte sich ab und ging zum Haus, während Teresa und Johannes wie versteinert stehen blieben. Erst als die Haustür hinter ihm ins Schloss gefallen war, verließ Johannes seinen Platz neben der Motorhaube und ging zu Teresa.

»Mein Papa«, sagte er in einem Tonfall, als wollte er um Entschuldigung bitten. »Was machst du hier?«

»Auf dich warten.«

»Hast du auch geklingelt?«

»Ja.«

Johannes schaute zum Haus hinüber und zog eine Grimasse. »Das solltest du besser nicht mehr tun, meine Mama wird dann so … tu es bitte nicht wieder.«

»Nein. Das werde ich nicht.«

Johannes zog die Schultern hoch und ließ ein langes Seufzen hören, wie er es gelegentlich tat. Es ließ ihn sehr viel älter wirken, als er war. Dann sagte er: »Wollen wir etwas machen?«

Irgendetwas war geschehen, was Teresa ermutigte, das zu sagen, was sie jetzt sagte. Draußen war es kalt, sodass es ganz natürlich war, es zu sagen, nur dass sie es noch nie zuvor gesagt hatte. »Wir können zu mir gehen.«

8

Während des Winters trafen sie sich meistens zu Hause bei Teresa, wenn sie nicht draußen unterwegs waren. Arvid und Olof zogen sie zu Anfang noch auf und sagten »Knutschiknutschi« und »Wo ist denn dein Liebster?«, aber als Teresa und Johannes nicht darauf reagierten, hörten sie damit auf.

Meistens spielten sie Spiele. Monopoly, Othello, Schiffe versenken und Kniffel. Ein paar Mal versuchten sie es auch mit Schach, aber Johannes war so unglaublich viel besser als sie, dass es keinen Sinn hatte. Zehn Züge, und Teresa war schachmatt.

»Man muss nur wissen, wie es geht«, sagte Johannes bescheiden. »Papa hat es mir beigebracht. Ich spiele lieber etwas anderes.«

Als es wärmer wurde, begannen sie sich wieder draußen in der Höhle zu treffen. Johannes hatte begonnen, *Harry Potter* zu lesen, und lieh Teresa das erste Buch aus. Sie mochte es nicht. Sie konnte nicht glauben, was darin stand. Sie hatte zwar Mitleid mit dem Jungen, der so ein beschwerliches Leben hatte, aber als dieser Riese auf seinem fliegenden Motorrad kam, hörte sie auf zu lesen. So etwas passierte einfach nicht.

»Das ist doch nur als ob«, sagte Johannes. »Alles nur erfunden.«

»Aber warum sollte man es dann lesen?«

»Weil es lustig ist.«

»Ich finde es nicht lustig.«

Johannes schmollte und rührte in der Kiste mit den Steinen herum, die sie gesammelt hatten. »Und dieser Robinson Crusoe, den du so magst? Der ist doch auch nur erfunden.«

»Ist er gar nicht!«

»Ist er doch. In Wirklichkeit hat es ihn gar nicht gegeben, das habe ich in der *NE* gelesen.«

Immer wieder die *Nationalenzyklopädie*. Sobald es etwas gab, was bewiesen werden musste, kam Johannes mit seiner *NE* an. Er hatte erklärt, dass sie aus einer Menge dicker Bücher bestand, in denen alles stand. Teresa fragte sich langsam, ob es diese *NE* wirklich gab. Sie hatte sie jedenfalls noch nie gesehen.

»Nee«, sagte Teresa. »Aber es hätte ihn geben können. Im Gegensatz zu Eulen, die die Post austragen.«

»Wieso, es gibt doch auch Brieftauben.«

»Und fliegende Motorräder? Und Regenschirme, mit denen man zaubern kann? Steht das auch in der *NE*, dass es so etwas gibt?«

Johannes verschränkte die Arme vor der Brust und starrte zu Boden. Teresa war sehr mit sich zufrieden. Meistens war es Johannes, der es so drehte, dass er das letzte Wort hatte. Diese Runde hatte sie für sich entschieden. Sie zog die Kiste mit den Steinen zu sich herüber und begann sie mit einem leisen Summen der Größe nach zu sortieren.

Nachdem sie sich eine Weile damit beschäftigt hatte, hörte sie plötzlich ein seltsames Geräusch. Wie von einem Frosch oder wenn man sich verschluckt hat. Sie schaute auf und sah, dass Johannes' Schultern auf und ab hüpften. Lachte er? Sie versuchte, sich eine giftige Bemerkung auszudenken, aber dann erkannte sie, dass er weinte, und alles Gift verrann.

Er weinte auf eine ganz eigene Weise. Ein fast mechanisches »uh-uh-uh« kam aus seinem Mund, während die Schultern im Takt mithüpften. Es hätte ausgesehen wie die schlechte Imitation eines weinenden Jungen, wenn da nicht die Tränen gewesen wären, die ihm die Wangen hinunterliefen. Teresa wusste nicht, was sie tun sollte. Sie hätte Johannes gerne etwas Nettes gesagt, aber ihr fiel nichts ein, und so blieb sie einfach nur vor ihm sitzen, während er die Trauer aus sich heraushickste, deren Ursache sie nicht verstand.

Johannes holte tief Luft und wischte sich die Wangen mit den Jackenärmeln ab. Dann sagte er: »Können wir nicht einmal so tun, als ob?«

Teresa spürte, wie ihr Körper nachgiebig wurde. Wenn es ein Trost für Johannes war, dann könnte sie es zumindest einmal versuchen. Also fragte sie: »Als ob was?«

»Könnten wir so tun, als ob wir tot wären?«

»Was macht man da?«

»Man legt sich einfach hin. Und tut so, als gäbe es einen nicht. Oder man kann so tun, als würde man gerade begraben.«

Johannes legte sich lang hin. Ausnahmsweise nahm er es nicht so genau mit seiner Kleidung. Teresa legte sich daneben und schaute zum verwinkelten Felsdach der Höhle hinauf. So blieben sie eine Weile liegen. Teresa versuchte an nichts zu denken und stellte fest, dass es ziemlich gut funktionierte.

Dann sagte Johannes: »Jetzt sind wir tot.«

»Ja«, sagte Teresa.

»Wir liegen zusammen in einem Grab, und alle sind nach Hause gegangen.«

»Wie können wir uns dann unterhalten? Wenn wir doch tot sind?«

»Die Toten können miteinander sprechen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wir tun so.«

»Okay.«

Teresa schaute von unten auf das graue Felsdach und versuchte sich vorzustellen, dass es Erde war. Es ging nicht. Dann versuchte sie sich vorzustellen, dass es eines dieser mit Steinen bedeckten Gräber war, wie die Wikinger sie hatten. Das ging besser. Sie war tot und lag in einem Steinhaufen. Das war richtig schön.

»Wir sind die Toten«, sagte Johannes.

»Ja.«

»Niemand kommt und klopft an, niemand sagt uns, dass wir etwas tun sollen.«

»Nee.«

»Alle haben uns vergessen.«

Die leisen Geräusche von draußen verschwanden, als Teresa in eine dichte Blase der Stille eintauchte. Sie hatte sich wegen ihrer verschwundenen Sporthose Sorgen gemacht, sie hatte sich wegen der Dunkelheit unter ihrem Bett Sorgen gemacht, jetzt machte sie

sich keine Sorgen mehr. Es war so einfach, tot zu sein. Sie wurde ganz ruhig. Vielleicht war sie sogar für einen Augenblick eingeschlafen, als sie Johannes' Stimme wie aus weiter Entfernung hörte.

»Teresa?«

»Ja.«

»Wenn wir groß sind. Wollen wir dann heiraten?«

»Ja. Aber das können wir jetzt nicht sagen. Wo wir doch tot sind.«

»Nee. Aber dann. Dann werden wir heiraten. Und dann sterben wir gleichzeitig. Und liegen zusammen in einem Grab.«

»Ja. Das ist gut.«

9

Im Herbst des Jahres, in dem Teresa in die fünfte Klasse kam, bekamen sie die Aufgabe, ihren Sommer zu beschreiben. Teresa widmete den Großteil ihres Aufsatzes dem Ausflug ihrer Familie in den Ferienpark Skara Sommarland, obwohl sie nur drei Tage dort verbracht hatten und Teresa sich überhaupt nicht amüsiert hatte. In den letzten Zeilen erwähnte sie, dass sie außerdem viel geradelt sowie geschwommen sei und Spiele gespielt habe – alles, was sie mit Johannes unternommen und den Großteil des Sommers ausgemacht hatte. Seinen Namen erwähnte sie nicht.

Natürlich wussten alle in ihrer Klasse, dass sie und Johannes Freunde waren. In einem so kleinen Ort war das nicht zu vermeiden. Aber Johannes war niemand, mit dem man angeben konnte. Er trug gebügelte, kurzärmelige Hemden, und wenn er kurze Hosen anhatte, waren seine Strümpfe bis über die Waden hochgezogen. Er

benahm sich seltsam und gezwungen, sobald sie andere Kinder in ihrem Alter trafen. Dass er ein Fahrrad mit vierundzwanzig Gängen besaß, half in dieser Hinsicht dann auch nichts mehr.

Also vermied sie es, Johannes zu erwähnen. Während des Sommers hatte sie ein paar Sticheleien – um nicht zu sagen: Verachtung – zu ertragen, wenn sie mit ihm gesehen wurde. Sie wollte das Gekicher und die Würglaute aus ihrer Klasse nicht hören, wenn ihre Sommergeschichte vorgelesen wurde.

In einer bestimmten Hinsicht konnte man also behaupten, dass Teresas Bericht über ihren Sommer verlogen war. In anderer Hinsicht dagegen nicht. Sie unterließ es lediglich, Details zu erwähnen, die ein unvorteilhaftes Licht auf sie werfen konnten, und frisierte Tatsachen, wo es nötig war.

Sie wusste, dass es normal und richtig war, ins Skara Sommarland zu fahren und das schwindelnde Gefühl im Bauch zu beschreiben, wenn man die höchste Wasserrutsche hinunterraste, obwohl sie selbst gar nicht darauf unterwegs gewesen war. Sie wusste, dass es okay war, sich ein bisschen darüber zu beklagen, wie eng es in der Feriensiedlung war, aber nicht, davon zu erzählen, wie sehr sie sich über ihren Vater geärgert hatte, der zu müde war, um überhaupt bei irgendetwas mitzumachen.

Trotzdem war ihr Bericht keine Lüge. Sie hatte schöne Sommerferien gehabt, aber von dem, was sie schön gemacht hatte, wollte sie nicht erzählen. Alles, was dort stand, war also wahr, wenngleich sich alles ganz anders abgespielt hatte.

Zu Weihnachten bekam Johannes eine Playstation 2, wodurch sich sehr viel veränderte. Bereits im Sommer waren sie schweigend übereingekommen, ihre Höhle aufzugeben. Zu kindisch. Als der

Herbst kam, schienen sie eine neue Richtung zu suchen, eine neue Form für ihr Zusammensein.

Je mehr sich das Gerede über Teresa und Johannes im Ort verbreitete, desto gemeiner verhielten sich ihre Brüder gegenüber Johannes, sodass ihnen Teresas Zuhause auch keine Freistatt mehr bieten konnte. Bei Johannes hielt sie sich nur ungern auf, da sie die dortige Atmosphäre bedrückte, ja beinahe ängstigte.

Eine Zeit lang unternahmen sie viele Ausflüge mit dem Fahrrad. Sie fuhren auf schmalen Nebenstraßen, untersuchten verfallene Scheunen und alte Kiesgruben oder besuchten die Schafe, die ein paar Kilometer entfernt auf der Wiese grasten. Manchmal radelten sie nach Österyd hinein, und auf einer dieser Touren landeten sie in der Bibliothek. Obwohl es ein kleiner Ort war, besaß Österyd eine große Bibliothek mit verschiedenen Abteilungen, abgeschirmten Leseecken und ein paar Schachbrettern.

An den Nachmittagen wurde es früh dunkel, und eine Zeit lang radelten sie direkt nach der Schule zur Bibliothek, spielten Dame auf einem der Schachbretter, weil Johannes bei diesem Spiel weniger überlegen war, lasen Bücher oder unterhielten sich leise.

So hätte es vielleicht noch lange weitergehen können, wenn Johannes nicht die Spielkonsole zu Weihnachten bekommen hätte. Als das Frühjahr kam, sah Teresa sich gezwungen, trotz allem eine gewisse Zeit bei Johannes zu Hause zu verbringen, wenn sie überhaupt noch mit ihm zusammen sein wollte.

Die glänzenden, schwarzen Ledersofas und der Glastisch. Johannes' Mutter, die mit Saft und Kuchen herangeschlichen kam. Ein harter Typ namens Max Payne, der auf dem Fernsehbildschirm Leute totschoss. Johannes' Finger, die über die Knöpfe und Hebel flogen. Und die Kälte. Es war kalt im Haus. Teresa musste sich in

eine Decke hüllen, wenn sie neben Johannes saß und seine Reise durch die Unterwelt von New York verfolgte.

Johannes besorgte sich ein Spiel namens Tekken 4 und einen extra Joystick. Sie kämpften gegeneinander. Kleine japanische Mädchen und Comic-Monster. Teresa war alles andere als unbegabt, sie verstand ausgezeichnet, wie man vorgehen musste, und gewann manchmal auch. Aber sie fand es nur für eine kurze Weile unterhaltsam. Johannes dagegen konnte gar nicht genug davon bekommen.

Wenn Teresa gehen wollte, kam oft Johannes' Mutter mit einem Handstaubsauger angeschossen, um die Kuchenkrümel zu entfernen, bevor Teresa überhaupt aus dem Haus war. Dann ging sie die zweihundert Meter zu ihrem Haus hinüber und hatte manchmal das Gefühl, weinen zu müssen. Aber sie weinte nicht.

An einem Tag im Mai, nachmittags um vier Uhr, stand Teresa auf ihrem Grundstück und wusste nicht, was sie tun sollte. Vor ihr stand ihr Fahrrad, es war an die Garagentür gelehnt, links begann der Pfad zu Johannes' Haus, rechts ging es die Einfahrt zur Straße hinunter, in ihrem Rücken stand das Haus, in dem sie wohnte. Sie wollte in keine Richtung gehen.

Mit hängenden Armen stand sie auf dem Rasen, und die einzigen Richtungen, die ihr halbwegs verlockend erschienen, waren rauf und runter. In der Erde versinken oder in die Wolken hochfliegen. Beide Wege waren ihr versperrt. Sie wünschte sich, ein Tier zu sein, sie wünschte sich, jemand anders zu sein. Sie wünschte sich, die Fähigkeit zu besitzen, so zu tun, als wäre sie jemand anders.

Mindestens fünf Minuten lang stand sie so da, regungslos. In dieser Zeit nahm ein sehr deutlicher Gedanke Gestalt an und fand seinen sprachlichen Ausdruck. Sie wiederholte die Wörter immer und immer wieder.

Ich kann nirgendwohin gehen. Ich kann nirgendwohin gehen.

Sie begann zu schwanken. Sie überlegte, ob sie sich nicht einfach mit angelegten Armen nach vorn fallen lassen sollte, um zu sehen, ob sich nicht die Erde unter ihr öffnen würde. Sie wusste, dass es nicht passieren würde, also ließ sie es. Stattdessen drehte sie ihren Körper nach links und zwang ihre Beine zum Gehen. Sie verließ den Pfad zu Johannes, ging in die Grotte hinein und setzte sich. Sie betrachtete die rauen Wände, versuchte sich zu erinnern, wie Johannes und sie ihre unterschiedlichen Sammlungen hier angelegt hatten. Das machte sie nur traurig.

Ich kann nirgendwohin gehen.

Die Wörter wollten nicht aus ihr herauskommen, sie liefen im Kreis herum und herum und ließen sie an nichts anderes denken. Eingehüllt in die Wörter ging sie zum Haus zurück, schüttelte im Flur die Schuhe von den Füßen, ging weiter zu ihrem Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Sie nahm sich ein leeres Notizbuch, das sie zu ihrem elften Geburtstag geschenkt bekommen hatte, und schrieb die Wörter ganz oben auf die erste Seite:

Ich kann nirgendwohin gehen.

Sofort fanden sich ein paar neue Wörter ein, und sie schrieb sie ebenfalls auf:

Es gibt keinen Weg.

Sie kaute am Stift und betrachtete die Wörter. Sie konnte wieder denken und versuchte, einen Satz zu finden, der zu den anderen passte. Schließlich entschied sie sich für:

Trotzdem muss ich gehen.

Sie legte den Stift zur Seite und las still, was sie bisher geschrieben hatte. Dann las sie es laut.

Ich kann nirgendwohin gehen.
Es gibt keinen Weg.
Trotzdem muss ich gehen.

Es klang gut. Es klang beinahe wie ein richtiges Gedicht. In gewisser Weise fühlte sie sich erleichtert, nachdem sie es aufgeschrieben hatte. Als würde es nicht mehr von ihr handeln. Oder, doch, es handelte von ihr, aber auf eine feinere Art. Als wäre sie Teil von etwas Großem, wenn sie einfach nur dastand und nicht wusste, was sie tun sollte.

Sie blätterte durch das Buch. Es war ein schönes Buch mit Ledereinband und mindestens achtzig cremefarbenen, leeren Seiten. Sie spürte einen Sog im Bauch, als sie sich vorstellte, dass all diese Seiten voll wären. Mit ihren Worten, ihren Sätzen. Nachdem sie noch eine Weile am Stift gekaut hatte, schrieb sie:

Es muss einen anderen geben.

Dann arbeitete sie weiter an dem Gedanken, bis sie das Ende der Seite erreicht hatte. Sie blätterte um und schrieb weiter.

10

Der Sommer zwischen der fünften und sechsten Klasse war anders als der vorherige. Teresa bekam Brüste und unter Johannes' Achseln zeigten sich flaumige Haarbüschel. Wenn sie an einen abgelegenen Ort radelten, um dort zu baden, schämten sie sich, wenn sie sich voreinander umzogen, und Teresa hasste es. Es war so unnötig.

Eines Tages, als sie neben dem See auf einer Klippe saßen und sich von der Sonne trocknen ließen, schlang Teresa ihre Arme um die Beine, legte das Kinn auf die Knie und sagte: »Johannes. Bist du in mich verliebt?«

Johannes sperrte die Augen auf und sah sie an, als hätte sie ihn allen Ernstes gefragt, ob er vom Saturn gekommen sei, und er antwortete mit einem nachdrücklichen »Nein!«

»Gut. Ich bin nämlich auch nicht in dich verliebt. Aber warum ist es dann so komisch?«

Teresa hatte Angst, dass Johannes es einfach leugnen würde, dass er nicht verstehen wollte, was sie meinte. Stattdessen kniff er seine Augen zusammen, so sehr konzentrierte er sich, schaute über das Wasser und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht.«

Teresa betrachtete seinen schmächtigen, blassen Körper mit den deutlich hervorstehenden Kniescheiben, seinem spitzen Kinn und der hohen Stirn. Seine mädchenhaft fülligen Lippen. Nee. Das war nicht ihr Typ. Gegen ihren Willen fand sie, dass diese struppigen und eher lässigen Jungs am hübschesten waren.

Sie fragte: »Willst du mich küssen?«

»Nicht direkt.«

»Aber trotzdem.«

Johannes wandte sich ihr zu. Er musterte ihr Gesicht auf der Suche nach Signalen dafür, dass sie Scherze machte. Er fand sie nicht. »Warum?«

Teresa zuckte mit den Schultern. Sie betrachtete seine weichen, runden Lippen, und es kribbelte in ihrem Bauch. Sie war tatsächlich nicht einmal ein bisschen verliebt in ihn, aber sie wollte wissen, wie sich diese Lippen anfühlten.

Johannes lächelte geniert und zuckte ebenfalls mit den Schultern. Er beugte sich vor und legte seine Lippen auf die ihren. Das Kribbeln in Teresas Bauch wurde stärker. Die Lippen waren trocken und warm wie die Kruste eines frisch gebackenen Brotes. Dann spürte sie seine Zunge zwischen ihren Zähnen und zog den Kopf zurück.

»Was machst du da!«

Johannes' Blicke flatterten, und seine Wangen liefen rot an. »Wir sollten uns doch küssen.«

»Ja, aber nicht *so*.«

»Aber so macht man das.«

»Wenn man verliebt ist, ja, aber wir sind ja nicht verliebt.«

Johannes zog sich zu einer Kugel zusammen, wie auch Teresa es getan hatte, und murmelte: »Entschuldige, bitte.«

Teresa lief ebenfalls rot an, aber vor allem deshalb, weil sie heraushörte, dass sie ungerecht zu ihm gewesen war. Sie wollte ihm die Hand auf die Schulter legen, doch stattdessen stupste sie ihn an. »Macht doch nichts. Es war mein Fehler. Hörst du?«

»Du hast gesagt, dass wir uns küssen sollen.«

Teresa seufzte. »Du. Können wir das nicht vergessen?«

Johannes schaute aus seinem Kokon heraus. »Was meinst du?«

»Diese ganze Sache. Können wir das nicht einfach vergessen?«

Vermutlich verstand Johannes, was sie meinte. Alles. Die ganze Mädchen-Junge-Geschichte. Er sagte: »Ich vermute, ja.«

Teresa rollte mit den Augen. *Ich vermute, ja*. Nee. Johannes war wirklich nicht ihr Typ. Als ob sie überhaupt einen Typ hätte. Mit zwei Schritten und einem Sprung war sie im Wasser. Sie tauchte mit dem Kopf unter Wasser und spürte den dumpfen Schlag mehr, als dass sie ihn hörte, als Johannes hinterhersprang.

Im Oktober verschwand Johannes' Vater. Eines Tages kam er nach Hause und teilte mit, dass er eine andere kennengelernt habe, dass es schon eine ganze Weile so gehe und dass er jetzt ein neues Leben beginnen und *endlich ein bisschen Spaß haben* wolle. Er packte zwei Reisetaschen, setzte sich in sein Auto und fuhr los.

So hatte es Teresa am folgenden Tag von Johannes erzählt bekommen, während sie einen Spaziergang machten, um nachzusehen, ob die Schafe immer noch da waren. Johannes hatte seine Hände tief in den Jackentaschen vergraben und starrte geradeaus auf den Weg, während er erzählte. Als er fertig war, fragte Teresa: »Ist es schwer?«

Johannes blieb stehen und schaute auf seine Schuhe. »Es wäre schwer«, sagte er, »wenn er wiederkäme.« Er schaute auf und lächelte schlimmer als die Grinsekatze. »Es wäre ein absolutes Schweineglück, wenn er seinen Arsch fernhalten könnte. Wenn er niemals wiederkäme.«

Teresa zuckte zusammen. Johannes fluchte sehr selten, sie hatte es kaum für möglich gehalten, dass er überhaupt irgendwelche Kraftausdrücke kannte. Jetzt hatte er sogar zwei davon in einem Satz untergebracht. Ein gemeiner Zug spielte um seinen Mund und seine Augen, während sich die Vorstellung in seinem Kopf abspielte.

Die Schafe waren immer noch da, und sie liefen auf die Wiese, ließen ihre Finger durch die Felle gleiten. Johannes war geistesabwesend und antwortete nur einsilbig auf Teresas Fragen.

Vor Kurzem war ein Wolf in dieser Gegend gesichtet worden, und während Teresa zwischen den wolligen Leibern hindurchging, versuchte sie sich vorzustellen, dass sie dieser Wolf war. Die todbringenden Muskeln, die kräftigen Kiefer. Die Wiese ein Schlachtfeld, nachdem sie gewütet hatte. All die goldigen, kleinen Schafe in ihren Eingeweiden.

Warum tun sie das? Töten sie alles, was sie zu Gesicht bekommen?

Johannes und Teresa gingen gedankenversunken weiter. Sie trennten sich, ohne zu verabreden, wann sie sich das nächste Mal treffen wollten.

Teresa ging nach Hause und schlug *Wölfe* im Internet nach. Sie töten, weil das Fluchtverhalten des Beutetiers den Jagdinstinkt das Wolfs auslöst. Würden alle Schafe stehen bleiben, nachdem das erste getötet wurde, sie kämen davon.

Sie klickte weiter, las weiter. Jede Tatsache führte zu neuen Fragen, und nach ein paar Stunden wusste sie mehr über Wölfe als über jedes andere Tier. Es faszinierte sie, dass es diese mythische Gefahr im heutigen Schweden immer noch gab, wenn auch nur in geringer Anzahl. Erschreckend. Und verheißungsvoll.

11

Am Morgen des ersten Schultags nach den Weihnachtsferien stand Teresa im Badezimmer vor dem Spiegel. Sie hasste ihr Aussehen.

Ihre Wangen waren zu rund und ihre Augen zu klein, sie hatte eine Himmelfahrtsnase, und alles zusammengenommen sah sie aus wie ein Schweinchen.

Sie wünschte sich, dass ihr jemand sagen könnte, was sie dagegen tun konnte. Sollte sie sich die Augenbrauen zupfen, Kajal auftragen, sollte sie sich die Haare bleichen? Wenn ihr jemand garantiert hätte, dass es half, würde sie es sofort tun. Aber sie glaubte nicht, dass es helfen würde. Statt wie ein Schwein würde sie wie ein aufgetakeltes Schwein aussehen, und das wäre noch schlimmer. Sie konnte den Spott schon hören.

Aber das Schlimmste war erst in den letzten Monaten dazugekommen. Über dem Bund ihrer Unterhose traten ein paar blasse, dicke Hautwülste hervor. Sie war fett geworden. Die Badezimmerwaage zeigte achtundfünfzig Kilo, nur vier Kilo mehr als im September, aber sie hatten sich an den falschen Stellen festgesetzt.

Sie hatte wahrscheinlich die größten Brüste in der Klasse, aber statt sie mit Push-ups und knappen Shirts zu betonen, wie andere Mädchen es machten, wollte sie sie verbergen, zurückdrücken. Sie waren zu nichts gut, außer dass sie sich mit ihnen noch abstoßender und plumper vorkam.

Teresa schaute sich im Spiegel in die Augen und fasste einen Beschluss. Sie würde nicht herumsitzen und sich selbst bemitleiden. Sie würde etwas dagegen tun. Zwischen den Utensilien ihrer Mutter fand sie eine Reinigungscreme, mit der sie ihr Gesicht massierte, bis die Haut rot war. Sie spülte sie ab und rieb sich das Gesicht trocken. Der fette Glanz auf den Wangen war fürs Erste verschwunden.

Sie holte ihre Kapuzenjacke und Hosen aus dem Schrank und schnürte sich die Turnschuhe. Sie würde anfangen zu laufen. Vier Mal in der Woche, mindestens. Ja. Das war das Richtige für sie. Allein über die Wege laufen, sich selbst quälen. Sie würde ein Wolf

werden, ein einsamer Wolf, der stark und schnell an den Wohnungen der Menschen vorbeistrich. Der Wolf würde das Schweinchen mit Haut und Haaren fressen.

Ihre Wangen waren noch immer von der Reinigungscreme und ihrer eigenen Entschlossenheit erhitzt, als sie die Einfahrt hinunterlief. Nach zweihundert Metern begann die kalte Luft in ihren Lungen zu beißen. Sie biss die Zähne zusammen und schleppte sich weiter.

Nach weiteren zweihundert Metern tat die Brust so weh, dass sie am liebsten stehen geblieben wäre, wenn sie nicht hinter sich ein Mofa herankommen gehört hätte. Sie zwang sich, weiterzulaufen, wollte nicht, dass irgendjemand sah, wie sie aufgab.

Das Mofa fuhr zu ihr auf. Am Lenker saß Stefan aus der achten Klasse und hinter ihm Jenny, die in Teresas Klasse ging. Jenny ließ nie eine Gelegenheit aus, um zu erzählen, was Stefan gesagt und was Stefan getan hatte, damit auch jeder wusste, wie sehr sie mit ihm zusammen war.

Stefan ging vom Gas und fuhr neben ihr her.

»Schneller, schneller!«, rief er.

Teresa zwang sich zu einem Lächeln und lief im selben Takt weiter, so langsam, dass Stefan gezwungen war, sich mit den Füßen abzustützen, damit das Mofa nicht umfiel. Ihr Brustkorb drohte zu explodieren.

Über das Geknatter des Mofas hinweg rief Jenny: »Setz deinen Arsch in Bewegung!« und beugte sich hinüber, um Teresa einen Klatsch auf den Hintern zu verpassen. Die Gewichtsverlagerung brachte das Mofa ins Schlenkern, und Teresa musste über den Straßenrand ausweichen, wo sie auf dem überfrorenen Gras ausrutschte. Sie konnte den Sturz nur vermeiden, indem sie in den Straßengraben sprang.

Das Mofa beschleunigte und fuhr auf der Straße davon, Jennys fast weißblondes Haar flog hinter ihr her, markant wie der Spiegel eines fliehenden Rehs. Teresa stand mit den Händen auf den Knien im Straßengraben und keuchte. Sie fühlte sich, als müsste sie gleich sterben. Ihre Luftröhre war zusammengeschnürt, ihre Lungen taten überall weh, und sie schämte sich, schämte sich, schämte sich.

Nachdem sie sich ein paar Minuten lang erholt hatte, ging sie denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Als sie im Flur saß und sich die Turnschuhe auszog, kam Göran die Treppe vom Obergeschoss herunter.

»Hallo, Schatz. Was hast du gemacht?«

»Nichts.«

»Du bist gejoggt, oder?«

»Nein.«

Teresa ging an ihm vorbei in die Küche, wo sie drei Zimtschnecken aus dem Gefrierfach holte und in die Mikrowelle legte. Göran lehnte sich gegen den Türrahmen. Er räusperte sich ein paar Mal, als wollte er erst Anlauf nehmen, bevor er fragte: »Wie geht es dir?«

Teresa starrte auf die Schnecken, die sich langsam im Mikrowellenherd drehten. »Gut.«

»Dir geht es gut? Für mich sieht es aber nicht so aus, als würde es dir richtig gut gehen.«

»Ach. Mir geht es aber trotzdem gut.«

Teresa machte sich ein Glas Kakao, und als die Mikrowelle klingelte, nahm sie die drei Schnecken heraus, legte sie auf einen Teller und drängte sich an Göran vorbei ins Wohnzimmer, wo sie das Glas und den Teller auf den Couchtisch stellte und den Fernseher anschaltete. Discovery Channel zeigte einen Dokumentarfilm über Elefanten.

Göran kam und setzte sich neben sie. Nachdem er seinen Chefposten abgegeben hatte und wieder als normaler Verkäufer arbeitete, waren die dunklen Ringe unter seinen Augen verblasst, und er hatte wieder mehr Zeit für seine Rolle als Vater. Das Problem war nur, dass inzwischen keine Nachfrage mehr nach seiner Vaterrolle bestand. Teresa konnte nicht genau sagen, wann es passiert war, aber irgendwann hatte sie aufgehört, sich mit ihrem Vater über wirklich wichtige Dinge zu unterhalten.

Und trotzdem. Nachdem sie eine Weile so dagesessen und erfahren hatten, dass Elefanten ihre Gefühle auf eine den Menschen sehr ähnliche Weise ausdrücken können und etwa zweihundert Liter Wasser am Tag trinken, stellte sich eine stille Zweisamkeit ein. Teresa kaute auf ihren Zimtschnecken und trank ihren Kakao. Es fühlte sich gut an.

Sie wandte sich ihrem Vater zu, um trotz allem ein Gespräch in Gang zu bringen, indem sie fragte, wie es ihm denn gehe. Aber Göran war eingeschlafen. Er lag mit halb geöffnetem Mund da und atmete gurgelnd. Als sich ein Tropfen Sabber im Mundwinkel zeigte, drehte Teresa den Kopf weg und konzentrierte sich wieder auf die Elefanten.

Das Programm beschäftigte sich mittlerweile damit, dass Elefanten in großen Teilen Asiens als Henker und Hinrichtungsmaschinen benutzt worden waren. Köpfe zermatschen, mit dem Rüssel Knochen brechen. Menschliche Gefühle. Alles klar.

12

Im Februar stand ein »Zu verkaufen«-Schild am Straßenrand, und es zeigte auf Johannes' Haus. Teresa hatte sich in der letzten Zeit nicht besonders oft mit Johannes getroffen, und das Schild war eine Überraschung für sie. Sie war nicht mehr bei Johannes zu Hause gewesen, seitdem sein Vater ausgezogen war, aber nachdem sie das Schild gesehen hatte, ging sie hinüber und klingelte.

Johannes öffnete ihr die Tür. Als er sie sah, begann er zu strahlen und umarmte sie kurz. »Teresa! Hallo! Komm rein!«

Sie musste nur einen Fuß in den Flur setzen, um zu merken, wie sehr sich die Atmosphäre in dem Haus verändert hatte. Wo vorher Stiefel und Schuhe in Reih und Glied auf dem Schuhregal angetreten waren, lagen sie nun kunterbunt durcheinander. Als sie die Jacke auszog, spürte sie, dass es etliche Grad wärmer im Haus war als früher.

Im Wohnzimmer lagen Johannes' Spiele verstreut auf dem Couchtisch herum, und daneben lag eine halb gegessene Tüte Chips. Johannes warf sich aufs Sofa und streckte Teresa die Tüte entgegen, die sich ein paar Chips herausnahm und sich in den Sessel setzte.

Johannes' Blick fiel auf eines der Spiele, und er musste grinsen. »Wollen wir *Tekken* spielen? Einfach nur zum Spaß?«

Teresa zuckte mit den Schultern, und Johannes arbeitete sich aus dem Sofa heraus, um das Spiel einzulegen. Erst jetzt, als Teresa Johannes in dem veränderten Milieu sah, fiel ihr auf, wie sehr er sich auch selbst verändert hatte. Seine Kleidung hing lose am Leib, seine Bewegungen waren nachlässig, und sein Lächeln hatte sich von

einem Druck befreit, der ständig gesagt hatte, dass es nichts zum Lächeln gebe. Er lächelte einfach.

»Wo ist deine Mutter?«, fragte sie.

»Bei einem Spanischkurs, glaube ich. Oder beim Tanzen, ich weiß nicht.«

Teresa versuchte es sich vorzustellen. Es war fast unmöglich. Aber so, als ob es eines endgültigen Beweises bedurft hätte, fiel ihr Blick auf den Handstaubsauger, den Johannes' Mutter immer so fleißig benutzt hatte. Er war von einer dünnen Staubschicht überzogen.

Johannes warf ihr eine Fernbedienung zu, und sie bewegte sich geübt durch die Menüs, bis sie sich Kuma, den Bären im roten T-Shirt, ausgesucht hatte. Johannes entschied sich zu ihrem Erstaunen für Lee Chaolan, der am ehesten einem männlichen Fotomodell mit Föhnfrisur ähnelte. Früher hatte er sich immer für Julia Chang entschieden, die Frau mit der unzerbrechlichen Brille.

Als das Intro lief, drückte Teresa auf Pause.

»Johannes«, sagte sie. »Zieht ihr weg?«

Johannes wischte sich das Haar aus dem Gesicht, das er inzwischen wachsen ließ. »Ja. Papa hat sein Geld irgendwie auf die Seite geschafft, und jetzt will er das halbe Haus.«

»Das halbe Haus?«

»Mama muss ihm seine Hälfte abkaufen, wenn wir hier wohnen bleiben wollen, und das kann sie nicht.«

»Wo werdet ihr dann wohnen?«

»Weiß nicht. Mietwohnung vielleicht. In Österyd. Ich werde ja ohnehin ab der siebten dort zur Schule gehen, sodass … und was ist mit dir?«

»Was soll mit mir sein?«

»Auf welche Schule wirst du gehen?«

»Österyd.«

»Na super. Dann sehen wir uns ja dort. Vielleicht kommen wir in dieselbe Klasse.«

»Ja …«

Teresa wollte nicht in dieselbe Klasse gehen wie Johannes, und seine unbekümmerte Art brachte sie fast zum Weinen. Sie wünschte sich, irgendwohin weit weg fahren zu können, wo niemand sie kannte und sie noch einmal von vorn anfangen konnte. Gerne … ja, gerne auch zusammen mit Johannes. Aber es war zu früh dafür. Und auch schon zu spät.

»Teresa?«

»Ja?«

»Wollen wir anfangen?«

Sie drückte auf den Startknopf, und der Kampf begann. Kuma trottete in den Ring. Lee machte seine Moves. Plötzlich spürte Teresa, dass es absolut wichtig war zu gewinnen. Mit einer Verbissenheit, die ganz untypisch für sie war, tanzten ihre Finger über die Knöpfe und versuchten die Kombinationen hinzubekommen, an die sie sich noch erinnern konnte.

Aber vergeblich. Ohne auch nur ein Locke seiner Frisur in Unordnung zu bringen, wirbelte Lee Kuma durch den Ring, trat und schlug ihn, bis er k.o. mit der Schnauze zum Himmel gerichtet in seinem roten T-Shirt auf der Matte lag.

Teresas Wangen liefen rot an, und sie wollte einfach nur schreien. Es war vollkommen unwirklich. Im wahren Leben hätte der Bär dieses Mannequin in Streifen geschlitzt, ihm den Kopf von den Schultern gerissen. Die Matte wäre blutgetränkt gewesen.

13

Mitte Mai zog Johannes aus. Teresa stand am Fenster des Speicherraums im Obergeschoss und kaute an einem harten Brotkanten mit Erdnussbutter, während sie den letzten Umzugswagen aus der Einfahrt verschwinden sah. Eine Fliege tanzte vor der Glasscheibe, und die zähe Pampe in Teresas Mund war kaum herunterzubekommen. Dann war es vorbei. Irgendwo im Haus rief Maria, dass Teresa kommen und das Kleid für das Schulabschlussfest anprobieren sollte.

Das Kleid, das Mitte Mai noch gut gepasst hatte, passte Mitte Juni gar nicht mehr so gut. Teresa stand ganz hinten mit den anderen Sechstklässlern und bewegte die Lippen zu »Jetzt kommt der Blumen Pracht« und dem Barfußlied. Sie sah die jüngsten Kinder herumtoben oder vor Ungeduld auf der Stelle hüpfen. Lass den Sommer kommen.

Arvid und Olof hatten ihre Abschlussfeiern später in der Woche, und Göran musste arbeiten, sodass Teresas Familie von Maria sowie den Großeltern Ingrid und Johan vertreten wurde. Es wurde nicht viel geredet, als sie anschließend beim Picknick auf der Wiese hinter dem Fußballplatz auf ihrer Decke saßen. Johan nestelte an seiner Halskette aus Plastikperlen herum, die er immer noch trug, und Ingrid überreichte ihr einen Geschenkgutschein über fünfhundert Kronen für H&M.

Es war ein schöner Tag, wie geschaffen für eine Schulabschlussfeier. Dünne Wolken zogen über den postkartenblauen Himmel, und Kinderlachen klang durch die laue Luft. Teresa saß im

Schneidersitz auf der Decke und stellte fest, dass sie richtig glücklich war. Als Ingrid eine Hand auf ihr Knie legte und sagte: »Stell dir vor, jetzt hast du den ganzen, langen, herrlichen Sommer vor dir«, antwortete sie von Herzen: »Ja, das wird schön.«

Was am folgenden Tag passierte, würde sie wohl nie ganz verstehen.

Am Telefon hatte sie mit Johannes verabredet, dass sie ihn in seiner neuen Wohnung besuchen würde. Als sie vormittags um zehn aus dem Haus trat, war sie voller Glück und Leichtigkeit. Es war wieder ein schöner Tag, und sie freute sich darauf, mit dem Rad die vier Kilometer nach Österyd zu fahren. Siebzig Tage Sommerferien lagen vor ihr wie leere, bunte Kästchen, denen sie einen Inhalt geben durfte.

Ein gutes halbes Jahr zuvor hatte sie zu ihrem zwölften Geburtstag ein Fahrrad geschenkt bekommen. Drei Gänge. Mehr wollte sie nicht. Sie kontrollierte, dass in den Reifen genug Luft war, bevor sie sich in den Sattel schwang und auf die Schotterstraße hinausfuhr.

Es knisterte unter den Reifen, und der Fahrtwind streichelte ihr Gesicht. Sie musste einen Kilometer auf dem Schotterweg zurücklegen, bevor sie die Landstraße nach Österyd erreichte. Als ein kleiner Vogel in einem Baum am Weg zwitscherte, dachte sie ganz bewusst folgenden Gedanken: *Ich bin ein Kind am ersten Tag der Sommerferien. Ich radle auf einer schönen Schotterstraße*.

Sie hob den Blick und sah, wie sich der Weg vor ihr durch die Felder schlängelte. Sie hörte auf zu treten und rollte weiter: *Ich bin ein Kind, und die Sommerferien haben gerade …*

Etwas änderte sich.

Zuerst dachte sie, dass eine Gewitterwolke aufgezogen war und sich vor die Sonne geschoben hatte, so deutlich empfand sie diese

Veränderung. Aber der Himmel war so gut wie wolkenlos, und die Sonne strahlte hell auf die Erde herab.

Wie konnte es dann passieren, dass sie plötzlich dachte, der Schotterweg vor ihr würde im Dunkeln verschwinden? Sie kannte doch den Weg. Zweihundert Meter ebene Strecke, dann eine Steigung, dahinter die Schafweide und schließlich ein sanftes Gefälle zur Landstraße hinunter. Aber so sah sie es nicht vor sich. Sie sah einen Weg, der ins große Unbekannte führte, umgeben von riesigen Flächen, die ihre Füße nie betreten hatten.

Sie hatte geglaubt, dass die Welt aus einer Anzahl von Orten bestand sowie den Wegen, über die sie miteinander verbunden waren. Das war alles, was es gab, ihr kleiner Planet. Ihr war, als wäre sie bislang in einer Badebucht herumgeschwommen, und jetzt wurde sie plötzlich mitten ins Meer geworfen, und am ganzen Horizont war kein Land in Sicht. Sie bekam kaum noch Luft, klammerte sich an den Lenker und bremste. Sie rieb sich die Augen.

Ich sehe verkehrt. Ich sehe schlecht.

Sie stieg vom Fahrrad und schaute in die Richtung, aus der sie gekommen war. Der Weg schlängelte sich auf dieselbe Art voran und verschwand hinter einem Fliederbusch. Jetzt glaubte sie nicht mehr, dass sich ihr Haus am Ende des Wegs befand. Alles war ausradiert worden oder wurde hinter ihr gerade ausradiert, und sämtliche Konturen waren unscharf.

Angst ergriff ihr Herz. Sie war ein kleiner Mensch, der ins Universum geworfen war, und sie hatte keine Ahnung von nichts.

Hör auf. Was machst du?

Die Angst wurde ein wenig besänftigt. Vielleicht konnte sie sich selbst zur Besinnung reden. Sie versuchte es. Es funktionierte ein Stück weit, aber sie wurde das Gefühl nicht los, dass alles hinter ihr

ausradiert worden war. Sie mühte sich wieder auf das Fahrrad und fuhr nach Hause. Das Haus stand noch da.

Sie rief Johannes an und sagte, dass sie einen Platten gehabt hätte.

Das Erlebnis auf dem Weg setzte sich in ihr fest. Sie hatte zwar keine Angst davor, das Grundstück zu verlassen, sie tat es einfach nur seltener.

An einem Samstag kam Johannes zu ihr nach Hause geradelt, ohne dass sie vorher etwas abgemacht hatten. Er trug eine zerknitterte kurze Hose, die ihm bis zu den Knien reichte, und ein gelbes T-Shirt, das seine Sonnenbräune hervorhob. Teresa genierte sich fast ein bisschen, als sie sich umarmten.

Er war mit seiner Mutter eine Woche auf Mallorca gewesen, erzählte er, während Teresa hartes Brot und Erdnussbutter auf den Tisch brachte. Seine Mutter hatte einen Typ aus Norrköping kennengelernt, und jetzt war sie über das Wochenende zu ihm zu Besuch gefahren, sodass Johannes frei wie ein Vogel war. Konnte er vielleicht bei ihr übernachten?

Teresa war nicht auf diese Störung ihrer gewohnten Abläufe vorbereitet und antwortete ausweichend, dass sie erst ihre Eltern fragen müsse. Als sie sich am Küchentisch gegenübersaßen, machte sie zum ersten Mal die Erfahrung, dass sie in Johannes' Gegenwart nicht mehr wusste, was sie sagen sollte. Als wäre er aus einer anderen Welt gekommen. Der Welt außerhalb ihres Grundstücks.

Die Situation wurde von Olof gerettet, der hereinkam, um sich ein paar Scheiben Brot zu schmieren, und nach einer Weile hatten er und Johannes sich in ein Gespräch über *Runescape* vertieft. Als Olof auf der Toilette war, fragte Johannes: »Sollen wir baden fahren?«

»Nee, ich habe keinen Badeanzug.«

»Wir können doch nackt baden.«

Teresa hätte gerne sämtliche Ersparnisse dafür hergegeben, wenn ihr das, was jetzt folgte, erspart geblieben wäre. Sie lief über das ganze Gesicht rot an und starrte zu Boden. Sie hörte Johannes verächtlich schnaufen.

»Komm schon. Wir haben die ganze Sache doch abgehakt, oder?«

»Klar, aber …«

Dieser Kuss. Teresa hätte nie gedacht, dass Johannes sich daran erinnerte, aber es war ganz offensichtlich der Fall, was sie nur noch mehr genierte. Sie wollte aus ihrer Haut kriechen und zu einer Pfütze zusammenschmelzen. Nur um sich abzulenken, schmierte Teresa sich noch ein Brot. Das Messer schabte trocken über die Scheibe, als sie mit übertriebener Sorgfalt versuchte, die Erdnussbutter bis an die Rinde heranzustreichen. Sie biss in das Brot, und es krachte laut in den Ohren. Johannes sah sie an, und sie schaute aus dem Fenster.

Als Olof wiederkam und Johannes fragte, ob sie eine Runde *Runescape* spielen wollten, warf er einen fragenden Blick zu Teresa hinüber, die mit den Schultern zuckte. Sie setzten sich an den Computer im Wohnzimmer, und Teresa schaute zu, während sie sich dabei abwechselten, Monster und böse Zauberer totzuschlagen.

Es kam gar nicht dazu, dass sie Maria und Göran fragten, ob Johannes über Nacht bleiben dürfe. Er aß mit ihnen zu Abend und unterhielt sich dabei vor allem mit Olof und Arvid. Nach dem Essen ging er nach draußen zu seinem Fahrrad. Teresa begleitete ihn, um sich von ihm zu verabschieden.

Als Johannes sich auf das Fahrrad gesetzt, schon kurz zum Abschied geklingelt hatte und losgerollt war, schien ihm plötzlich etwas einzufallen. Er wendete, fuhr zu Teresa zurück und stellte die Füße auf die Erde.

»Du, Teresa?«

»Ja?«

»Wir sind doch Freunde, oder? Auch wenn es irgendwie anders wird.«

»Wie meinst du das?«

Johannes ließ seine Fußspitze im Kies kreisen, wie sie es von ihm kannte, als er noch kleiner gewesen war.

»Nur dass … ich weiß nicht. Es ist ja nicht mehr dasselbe. Aber wir können doch trotzdem Freunde bleiben, oder?«

»Willst du das denn?«

Johannes legte die Stirn in Falten und dachte nach. Dann schaute er Teresa in die Augen und sagte voller Ernst: »Ja. Das will ich.«

»Dann ist es so.«

»Willst du denn auch?«

»Ja. Ich will.«

Johannes nickte ein paar Mal, dann grinste er breit und sagte: »Gut«, worauf er sich vorbeugte und Teresa auf die Wange küsste. Er trat in die Pedale und verschwand die Einfahrt hinunter, während er über die Schulter zurückwinkte.

Teresa stand mit hängenden Armen da und sah ihn über den Schotterweg verschwinden. Sie sah, wie sich der Weg in diesem Nebel auflöste, sie sah Johannes den Weg entlangradeln. In einer Minute würde er von ihm verschluckt werden, und sie konnte nichts dagegen tun.

14

Normalerweise lebte jedes Familienmitglied in seiner eigenen Welt. Aber in diesem Sommer schlossen sie sich enger um Teresa. Zuerst

glaubte sie, es läge daran, dass Johannes verschwunden war. Oder es war Johannes' Abwesenheit, die sie die Anwesenheit der Familie deutlicher spüren ließ.

Wie auch immer, Olof und Arvid begannen sie zu fragen, ob sie mitmachen wolle, wenn sie ein Computerspiel spielten. Maria versuchte sie mitzunehmen, wenn es an der Zeit war, zum Laden zu fahren, und Göran war fast jederzeit für eine Partie Mau-Mau oder Mogeln zu haben. Es beschlich sie der Verdacht, dass heimlich ein Familienrat getagt hatte und folgender Beschluss gefasst worden war: *Alle sollen mit Teresa spielen*.

Zunächst ging sie darauf ein. Sie spielte und surfte mit Olof und Arvid im Internet, sie half Maria in der Küche und spielte Mogeln mit Göran, bis beide die Spielweise des anderen so genau kannten, dass sie zwei- oder dreifach mogeln mussten, um irgendwie voranzukommen.

Aber nach ein paar Wochen begann sie zu spüren, dass die Bemühungen der anderen immer angestrengter wurden, als ob es sich um das Personal eines Jugendheims handelte, in dem nur sie allein betreut wurde.

Eines Morgens, als sie vor dem Spiegel stand und ihre Wangen zurückzog, um zu sehen, wie sie aussehen würde, wenn sie eine Chinesin und nicht fett wäre, entdeckte sie stattdessen etwas ganz anderes. Sie ließ die Wangen los und untersuchte ihr Gesicht.

Sie hatte braunes Haar und kräftige, braune Augenbrauen. Ihre Nase war klein und leicht nach oben gebogen, ihre Lippen dünn. Die anderen in der Familie hatten auch braunes Haar und braune Augen, aber in einer helleren Nuance. Sie besaßen fülligere Lippen, und ihre Nasen waren gerader und schmaler als Teresas. Sie konnte nicht erkennen, dass sie ihnen in irgendeiner Weise ähnlich sah.

Es traf sie wie eine absolute Gewissheit: *Ich bin adoptiert*.

Der Gedanke machte sie nicht traurig, im Gegenteil. Er erklärte vieles. Sie gehörte nicht dazu, so einfach war es.

Irgendetwas in ihrem Inneren sagte, dass alles nur erfunden war. Sie hatte die Geburtsanzeige gesehen, sie hatte ihr Tauffoto gesehen. Aber etwas anderes sagte ihr, dass diese Dinge nichts als Fälschungen waren. Ihr Herz sagte es, hämmerte stur die neue Botschaft in ihr Blut: *Du gehörst hier nicht hin.*

Mitte Juli sollten Arvid und Olof auf eine Fußballfreizeit fahren. Maria und Göran hatten die Gelegenheit wahrgenommen, für sich und Teresa eine Wochenendreise mit der Silja Line zu buchen. Jetzt sagte Teresa, dass sie nicht mitkommen wolle. Sie versuchten sie zu überreden, aber in ihrem Flehen meinte sie einen erleichterten Unterton zu vernehmen. Dass sie das Wechselbalg für ein paar Tage mal loswerden konnten. Sie gönnte es ihnen. Sie waren beide nette Menschen, im Grunde genommen. Jetzt, wo sie nicht mehr zu ihnen gehörte, hatte sie zu dieser Einsicht gelangen können.

Sie kochten Essen für sie, und Maria schrieb auf kleine Zettelchen, wie alles Mögliche funktionierte, vollkommen überflüssigerweise, aber Teresa ließ sie machen. Dann setzten sie sich endlich in ihr Auto und machten sich unter endlosem Gewinke auf den Weg, während Teresa auf der Eingangstreppe stand. Teresa ging ins Haus zurück und sperrte die Tür hinter sich zu.

Stille.

Und Stille.

Sie schlich durch den Flur. Stille.

Es war nicht das erste Mal, dass sie allein zu Hause war, aber die Stille bekam ein ganz anderes Gewicht, wenn sie wusste, dass sie vierzig Stunden andauern würde. Göran und Maria würden erst in der darauffolgenden Nacht zurückkommen. Es war ein aufregendes

und etwas beängstigendes Gefühl, dass das Haus jetzt ihr allein gehörte. Sie konnte tun, was sie wollte, ohne die Gefahr, dass irgendjemand nach Hause kommen und sie dabei erwischen würde.

Sie hatte keine Pläne gemacht. Das Einzige, was sie vorhergesehen oder eher vorhergehört hatte, war diese Stille. Dass jedes Geräusch im Haus nur von ihr kommen würde. Jetzt versuchte sie, möglichst gar keine Geräusche zu machen, während sie in die Küche schlich.

Brummen. Das sonore Brummen des Kühlschranks und das hysterische der Fliegen, die gegen das Küchenfenster hackten. Teresa blieb stehen und betrachtete sie. Mindestens zehn Fliegen tanzten vor der Scheibe und warfen ihre Körper gegen das harte Glas, auf der Jagd nach einer Lücke, einem Weg nach draußen. Teresa brauchte nur den Haken zu lösen und das Fenster zu öffnen.

Aber die Fliegen gehörten jetzt ihr, so wie alles im Haus jetzt ihr gehörte. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und betrachtete ihre Fliegen. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl und betrachtete ihre Fliegen. Wartete. Gelegentlich verließ eine Fliege das Fenster und flog eine Runde durch die Küche, aber bald war sie wieder zurück und klopfte gegen das Fenster.

Das Kühlaggregat schaltete sich mit einem Schütteln aus. Die Fliegen summten weiter. Die schwachen Schläge, wenn sie Anlauf nahmen und in das Glas flogen, ein vorübergehend erhöhter Ton im Summen einer einzelnen Fliege, wie eine enttäuschte Frage, bevor sie wieder in den kollektiven Ton zurückfiel, der Teresas Kopf ausfüllte.

Sie saß wie festgenagelt auf ihrem Stuhl, auditiv hypnotisiert vom Brummen und Summen, so wie das weiße Rauschen eines Fernsehschirms den Blick in sich hineinsaugen kann, wenn man nicht aufpasst. Sie wurde ausradiert und wiedererschaffen.

Mit einem Ruck stand sie auf und ging ins Badezimmer, wo sie das Haarspray ihrer Mutter aus dem Schrank nahm. In einer Küchenschublade fand sie eine Schachtel Streichhölzer. Sorgfältig zog sie die Gardinen vom Fenster weg, bis sie zwei reine Rechtecke aus Glas hatte, vor denen die hilflosen kleinen Körper herumflogen.

Sie riss ein Streichholz an und hielt es vor den Sprühkopf der Haarspraydose, drückte auf den Knopf. Ein Feuerkegel spritzte gegen das Fenster, hüllte die Fliegen ein. Sie ließ den Knopf los. Vier Fliegen fielen mit verbrannten Flügeln auf das Fensterbrett. Sie zog den Stuhl heran und setzte sich, um sie genauer zu studieren.

Eine der Fliegen hatte einen Flügel verloren und schnurrte auf der Stelle im Kreis herum wie ein Propeller, erreichte die Kante und fiel zu Boden. Teresa trat zu. Von den übrigen drei liefen zwei herum wie ungeübte Käfer, eine lag auf dem Rücken und zappelte mit den Beinen. Teresa drückte mit dem Daumen so lange zu, bis sie aufhörte zu zappeln. Als sie die anderen beiden lange genug betrachtet hatte, zerquetschte sie sie unter der Streichholzschachtel.

Mit zwei weiteren Sprühflammen hatte sie das Fenster gereinigt. Sie zog die Gardinen zurück, fegte die Fliegenleichen mit der Hand zusammen und warf sie in den Mülleimer. Dann machte sie sich ein Brot mit Erdnussbutter. Während sie aß, kam eine neue Fliege und begann gegen das Fenster zu klopfen. Sie ließ sie in Frieden.

In ihr war alles still bis auf ein kleines Schamgefühl in der Bauchgegend, das an Höhenangst erinnerte. Sie fühlte sich wohl damit. Man konnte sich daran festhalten.

Als sie das Haarspray zurückstellte, fiel ihr Blick auf Mamas Schminkutensilien. Sie wagte einen Versuch. Mascara und Kajal um die Augen, Abdeckstift über die Pickel auf der Wange und ein hellroter Lippenstift. Sie wusste nicht genau, wie man Rouge auflegte, also brachte sie nur noch ihre Haare mit Haarspray in Form.

Es sah zum Weglaufen aus. Selbst der Abdeckstift, der eine einfache Verbesserung hätte bringen müssen, besaß die falsche Nuance und hinterließ dunkle Flecken auf ihrer hellen Haut. Ansonsten sah sie aus wie ein hässliches Mädchen mit Farbe im Gesicht. Sie zog sich hastig aus und stellte sich unter die Dusche, wusch das Gesicht mehrere Male mit Seife ab.

Sie drückte den Duschkopf gegen ihr Geschlecht. Es fühlte sich nicht unangenehm an. Sie versuchte mit dem Zeigefinger an sich herumzuspielen, fühlte aber gar nichts dabei. Sie hatte ein paar Mal *Sex and the City* gesehen und mitbekommen, dass man bestimmte Sachen mit sich selbst machen konnte. Aber bei ihr funktionierte es nicht. Vielleicht machte sie es auch falsch.

Sie ging in die Hocke und stützte den Kopf in die Hände, während das Wasser auf ihren Rücken fiel. Sie versuchte zu weinen. Es reichte nur zu einem trockenen Schluchzen. Sie versuchte sich vorzustellen, wie bemitleidenswert sie aussah, und hatte es beinahe geschafft, als sie genug davon bekam und das Thermostat auf eiskalt drehte. Sie ließ das kalte Wasser über sich hinwegrinnen, bis das Gesicht starr war und sie überall Gänsehaut bekommen hatte. Sie stellte die Dusche aus, trocknete sich ab und zog sich an.

Als sie aus dem Badezimmer kam, war das Haus immer noch genauso still, aber ihr mittlerweile abgekühlter Körper fühlte sich in der Stille wie ein Kristall an, ein Ort der Klarheit inmitten des Stillstands und der Verworrenheit. Sie ging ins Wohnzimmer und setzte sich an den Computer, rief Google auf und schrieb das Wort »Gedichte«.

Das Ergebnis erstaunte sie. Es war nur eine Eingebung gewesen, die daraus geboren war, dass sie sich so klar im Kopf gefühlt hatte. Dass sie Gedichte lesen wollte. Aber die ersten Treffer waren Seiten,

auf denen Menschen, die keine Dichter waren, ihre Gedichte einstellen konnten. Sie öffnete eine Seite mit der Adresse poesi.nu.

Sie las ein Gedicht, und dann noch eins. Sie stieß auf ein Mädchen namens Andrea, fünfzehn Jahre alt, deren Gedichte sie sehr mochte, und sie suchte nach ihrem Namen, fand noch mehr ihrer Werke. Sie hießen »Einsamkeit«, »Gibt es nur mich?« oder »Schwarzer Engel«.

Teresa verschlang sie mit wachsendem Erstaunen. *Sie* hätte diese Gedichte schreiben können. Sie handelten von ihr. Andrea war ein paar Jahre älter als sie und wohnte in Västerås, aber trotzdem war es fast genau das Gleiche. Sie klickte weiter und fand Malin, sechzehn Jahre, aus Stockholm, die in ihrem Gedicht »Die Blase« beschrieb, wie sie in einer Seifenblase wohnte, deren Wände unzerstörbar waren.

Exakt so war es. Teresa fühlte sich genauso, hatte aber die Worte dafür nicht gefunden. Niemand anders konnte diese Blase sehen, aber sie war die ganze Zeit darin eingesperrt. Malin hatte es in Worte gießen können.

Teresa scrollte nach unten und sah, dass einige das Gedicht kommentiert hatten, es schön und gut geschrieben fanden und sich in der gleichen Situation befanden. Ein Beben lief durch Teresas Körper, als ob sie Fieber bekommen hätte. Sie klickte auf das Feld »Gedicht kommentieren«, woraufhin sie aufgefordert wurde, sich einzuloggen.

Sie stand vom Computer auf und ging eine Runde durch das Wohnzimmer, lief weiter in Görans und Marias Schlafzimmer, wo sie sich auf das Bett legte und an die Decke starrte. Dann kroch sie unter die Bettdecke und rollte sich zusammen, winselte wie ein Hundewelpe.

Ich bin zu klein.

Fast alle, die auf poesi.nu schrieben, waren Mädchen. Die Jüngste, die sie gefunden hatte, war Matilda, vierzehn Jahre alt. Teresa fand ihr Gedicht »Die Tränen« kindisch. Sie selbst war zwölf Jahre alt, bald dreizehn. Sie warf sich im Bett hin und her, bis sie zu schwitzen begann und sich langsam abregte. Diese ganzen anderen Mädchen, die älter waren als sie, aber sich genauso fühlten, wo steckten sie alle? Wie sahen sie aus?

Sie stieg aus dem Bett, und eine Unruhe, die sie nicht richtig greifen konnte, trieb sie im Haus herum. Als sie im Badezimmer landete, nahm sie das Haarspray wieder mit. Die Streichhölzer lagen immer noch auf dem Küchentisch. Fünf Fliegen waren seit dem letzten Mal noch dazugekommen. Sie brachte alle in einer großen, kreisenden Spraybewegung zu Boden. Sie schaute zu, wie sie auf dem Fensterbrett herumkrochen.

Im Nähkästchen ihrer Mutter fand sie eine Dose mit Stecknadeln. Sie nagelte die Fliegen an das Fensterbrett, eine nach der anderen. Sie lebten weiter, zappelten mit ihren kleinen Beinen. Das Schamgefühl in ihrem Bauch wurde größer, bis sie es fast sehen, nahezu anfassen konnte. Eine klebrige, orange Qualle, die direkt unter ihren Rippen schwebte.

Sie holte tief Luft und versuchte die Qualle loszuwerden. Sie verschwand zwar nicht, aber sie schrumpfte. Sie holte noch einmal Luft. Die Qualle verschwand. Sie betrachtete die festgenagelten Fliegen.

So einfach ist das, dachte sie. *Nicht ihr habt zu bestimmen. Sondern ich.*

Sie holte ein kleines Schneidbrett aus Holz und siedelte die Fliegen dorthin um. Eine besaß noch Reste ihrer Flügel und summte erbärmlich, als sie sie auf der Nadelspitze hinübersetzte, verstummte aber sofort wieder, als sie auf ihrer neuen Unterlage festgesteckt

war. Sie nahm das Holzbrett mit ins Wohnzimmer und stellte es neben dem Computer ab.

Sie verbrachte eine Weile damit, sich eine Mail-Adresse zu besorgen, was eine der Voraussetzungen dafür war, sich ein Konto bei poesi.nu einzurichten. Als sie im Anmeldeformular von Hotmail ihr Geburtsdatum angeben musste, machte sie sich drei Jahre älter, als sie war, sicherheitshalber. Als sie sich bei poesi.nu registrierte, gab sie dasselbe Datum an.

Hin und wieder schaute sie zu den Fliegen hinüber. Noch lebten sie alle. Sie hätte gerne gewusst, womit man sie füttern könnte, damit sie weiterlebten. Aber wer weiß schon, was Fliegen essen?

Mit dem Geburtsnamen ihrer Mutter und ihrem zweiten Vornamen wurde sie zu Josefin Lindström, 15 Jahre, aus Rimsta. Sie durfte mitmachen.

In jener Nacht konnte sie nur schwer in den Schlaf finden. Nachdem sie ein paar Stunden lang wach gelegen und sich hin und her gewälzt hatte, stand sie auf und zog sich den Morgenrock über. Das Haus kam ihr mit der Dunkelheit vor den Fenstern noch stiller und verborgener vor. Sie schlich vorsichtig die Treppe hinunter.

Als sie sich dem Wohnzimmer näherte, bekam sie es mit der Angst zu tun. Sie stellte sich vor, dass sich dort ein Wesen befand. Ein großes, insektenähnliches Wesen, dem der Schleim von den Mandibeln troff und das nur darauf wartete, sie in die Fänge zu bekommen. Sie atmete tief durch, einmal, zweimal. Dann schaltete sie das Licht an.

Nichts. Das Schneidbrett stand dort, wo sie es neben dem Computer abgestellt hatte. Alle Fliegen hatten aufgehört, sich zu bewegen. Sie zog eine Nadel heraus und schnippte die Fliege ab. Sie war

tot. Die letzten Stunden ihres Lebens hatte sie leiden müssen, aber jetzt war sie tot.

Teresa stach sich mit der Nadel in den Arm. Ein Tropfen Blut trat hervor. Sie leckte ihn ab. Dann holte sie sich ein kleines Sofakissen und legte sich mit dem Kissen unter dem Kopf auf den Boden. Sie schloss die Augen und tat so, als wäre sie tot.

Nach wenigen Minuten war sie eingeschlafen.

15

In der Schule von Österyd bestand normalerweise jede Jahrgangsstufe aus zwei Klassen, und es wurde darauf geachtet, die Klassen nach dem sechsten Schuljahr neu zusammenzustellen. Viele Kinder kamen aus den umliegenden Dorfschulen hinzu, und man wollte die Strukturen aufbrechen, um den neu dazugekommenen eine Chance zu geben, sich zu integrieren.

In Teresas Klasse kam beispielsweise ein sehr einnehmendes, nettes Mädchen, sie hieß Agnes und kam aus Synninge, sowie Mikael, der wie ein Schläger aussah und sich vom ersten Tag an auch so benahm, der nur auf den richtigen Ort und die richtige Zeit wartete und auch über einige andere, weniger hervortretende Eigenschaften verfügte. Johannes landete in der Parallelklasse.

Jeder versuchte den anderen einzuschätzen und ihm auf den Zahn zu fühlen, und Teresa versuchte ihr Bestes, um nicht auf irgendeine Weise aufzufallen. Nach ein paar Wochen hatte sie sich die Rolle des stillen Mädchens gesichert, das sich um ihren eigenen Kram kümmerte, ohne deswegen gleich irgendein Opfer zu sein, dem man Manieren beibringen musste.

Sie benutzte weiter Olofs und Arvids Computer, wenn er frei war, und an ihrem dreizehnten Geburtstag durfte sie ihn übernehmen, nachdem sich ihre Brüder einen neuen mit mehr Schmackes im Prozessor gekauft hatten. Das Erste, was sie mit diesem Rechner machte, der jetzt ihr gehörte, war, ein Passwort zu installieren. Als sie aufgefordert wurde, das Wort zweimal hintereinander einzugeben, entschied sie sich für *Kiesgrube*, ohne dass es dafür einen besonderen Grund gab.

Als sie auf poesi.nu ging, sah sie als Erstes ein neues Gedicht, das von einem dreizehnjährigen Mädchen namens Bim geschrieben worden war. Schon der Name verhieß eigentlich nichts Gutes, aber zu Teresas Erstaunen fand sie das Gedicht richtig gut, das den Titel »Großes Weh« trug:

wo ich bin darf niemand sein
drinnen liegt das herz und denkt
grütze ist nicht lecker
das gerede irrt
der name bedeutet nicht ich
der mond ist mein vater

Es war auf eine Weise unbegreiflich, die Teresa mochte. Konkret und vage bedrohlich. Ganz nach ihrem Geschmack. Darüber hinaus war es schön, dass jemand in ihrem eigenen Alter so schrieb.

Kraft ihres älteren Alter Egos Josefin schrieb sie einen lobenden Kommentar und sagte, sie hoffe, dass Bim mehr davon schreiben würde. Nachdem sie den Kommentar abgeschickt hatte, fiel ihr ein, dass Bim es genauso gemacht haben könnte wie sie, bloß anders herum. Vielleicht war sie ein sehr viel älteres Mädchen oder sogar ein Junge.

Sie klickte sich durch ein paar andere neu hinzugekommene Gedichte, ohne etwas zu finden, das ihr gefiel. Dann tat sie, was sie nicht zu tun gewagt hatte, solange der Rechner nicht ihr gehörte. Sie öffnete ein leeres Word-Dokument, um einen eigenen Beitrag für poesi.nu zu schreiben. Es sollte keines der alten Gedichte aus dem Notizbuch sein, sondern etwas ganz Neues. Etwas, das jetzt war.

Der Cursor blinkte und forderte sie auf, das erste Wort einzugeben. Ihre Finger ruhten auf der Tastatur. Nichts kam. Sie schrieb »Ich sitze hier« und löschte es sofort wieder. Sie schrieb »das gerede irrt«, starrte eine lange Zeit auf die drei Wörter. Dann löschte sie sie.

Sie legte sich auf ihr Bett und bohrte ihr Gesicht in das Kissen, klappte die Ecken des Kissens über ihre Ohren und drückte zu. Alles wurde dunkel und still, und Muster aus Goldfäden tanzten auf ihren geschlossenen Augenlidern. Die Fäden bogen sich und formten das Wort »alle«. Plötzlich leuchtete ein ganzer Satz auf.

Alle Menschen tragen eigentlich einen anderen Namen.

Sie blieb liegen und atmete schwer, wartete darauf, dass noch mehr kam. Es kam nichts, und mit schweißverklebten Haaren an der Stirn setzte sie sich an den Computer und schrieb: »Alle Menschen tragen eigentlich einen anderen Namen.«

Sie verstand nicht, was es bedeutete, aber es stimmte. Nicht nur im Poesieforum, sondern überall. In jedem Menschen gab es einen anderen Menschen. Sie schrieb diesen Satz auch auf. In einem Anfall von Wagemut fügte sie die drei Wörter von Bim ein und entwickelte sie weiter. Dann rundete sie alles mit einem Schlusssatz ab.

Sie schob den Stuhl zurück und betrachtete, was sie geschrieben hatte.

Alle Menschen tragen eigentlich einen anderen Namen
In jedem Menschen gibt es einen anderen Menschen
Das Gerede irrt und hinter den Worten gibt es andere Worte
Man sieht uns nur im Dunkeln
Man hört uns nur in der Stille

Bevor sie es bereuen konnte, kopierte sie das Gedicht in das »Beitrag eingeben«-Feld auf poesi.nu. Sie wusste nicht, ob das Gedicht gut war, aber es sah wie ein richtiges Gedicht aus, und was darin stand, war die Wahrheit.

Sie saß mit den Fingern auf der Tastatur da, und in ihrem Kopf war es mucksmäuschenstill. Es kam nicht mehr.

Wie macht man das, eigentlich?

Am nächsten Tag ging sie direkt nach der Schule in die Bibliothek. Drei Regalbretter waren mit »Poesie« beschriftet, und in ihnen standen etwa zweihundert Bücher. Sie hatte keine Ahnung, wo sie anfangen sollte. Unter »Neuzugänge« stand ein Buch mit dem Titel *Pitbullterrier*. Es hatte einen roten Umschlag mit einem schwarzen Monsterhund darauf und war von jemandem namens Kristian Lundberg geschrieben. Teresa zog es aus dem Regal und begann zu lesen. Die ersten Zeilen des ersten Gedichts lauteten:

Gedichte über den
Monat April sind banal
Wir spucken auf solche Gedichte
Solche Gedichte sind so vorhersagbar wie der Tod

Teresa setzte sich in einen Sessel und las weiter. Sie hatte nicht gedacht, dass Gedichte in Büchern so aussehen konnten. Es war

zwar vieles dabei, was sie nicht verstand, aber es gab keine schwierigen Wörter, und viele Bilder waren unmittelbar verständlich. Besonders gern mochte sie »Das Todeswasser steigt«.

Nach einer Stunde hatte sie das ganze Buch gelesen und ein bisschen Kopfschmerzen bekommen. Sie schaute ins Regal und fand zwei weitere Gedichtbände von Kristian Lundberg. Sie sah sich um, steckte sie zusammen mit *Pitbullterrier* in ihre Schultasche und radelte nach Hause.

Als sie sich auf poesi.nu einloggte, sah sie, dass jemand ihr Gedicht kommentiert hatte. Bim.

»schönes gedicht ich bin auch eine andere obwohl man mich nur hört bei geräusch schreib über grütze«

Teresa las die wenigen Worte immer wieder durch. Dieses »ich bin auch eine andere« konnte bedeuten, dass Bim wie sie selbst eine andere Person war als die, für die sie sich im Forum ausgab. Oder es bedeutete alles noch etwas anderes, wie in ihrem eigenen Gedicht.

Eine Sache war jedenfalls nicht misszuverstehen, nämlich die ersten beiden Worte. Sie waren das erste Positive, das jemand über irgendetwas sagte, was sie geschrieben hatte.

Nachdem sie lange genug auf Bims Worte gestarrt hatte, entdeckte sie, dass unter dem Gedicht »Kommentare (2)« stand. Sie scrollte nach unten und stieß auf eine weitere Reaktion, dieses Mal von Caroline, 17 Jahre. Dort stand:

»Vollkommen unbegreifliches Gedicht, das von gar nichts handelt. Besorg dir ein Leben.«

Teresa vergaß zu atmen. Es stach in den Augen, und Tränen brachen hervor. Sie rang mit den Händen. Dann stand sie auf und holte sich ein Frotteehandtuch, mit dem sie sich die Augen so kräftig

ausrieb, dass die Augenlider anschwollen. Sie knüllte das Handtuch zusammen und atmete hinein, langsam und tief.

Sie setzte sich wieder an den Rechner, rief Hotmail auf und besorgte sich eine neue Mail-Adresse, richtete ein neues Konto auf poesi.nu ein. Dieses Mal war sie Sara aus Stockholm, achtzehn Jahre alt. Sie suchte nach Caroline und stellte fest, dass sie eine Reihe von Gedichten geschrieben hatte. Bei den meisten ging es um unglückliche Liebe. Jungen, die sie enttäuscht hatten. Die Kommentare waren sehr positiv. Sara aus Stockholm war anderer Meinung. Sie meinte:

»Ich habe mehrere deiner Gedichte über die unglückliche Liebe gelesen und finde, dass du es offensichtlich gar nicht anders verdient hast. Du bist ein egozentrisches und abstoßendes Mädchen, das niemand jemals lieben kann.«

Alles drehte sich in ihrer Brust, als sie auf Abschicken klickte. Sie legte sich auf ihr Bett und nahm sich eine der Gedichtsammlungen, die sie aus der Bibliothek gestohlen hatte. Sie hieß »Wer nicht spricht ist tot«.

Es machte einen ungeöffneten Eindruck. Niemand hatte es vor ihr gelesen.

Am nächsten Tag machte Teresa Bekanntschaft mit dem Begriff »Troll«. Sie hatte nicht gedacht, dass jemand auf Saras Kommentar reagieren würde. Sie hatte sich geirrt. Caroline schien viele Anhänger auf poesi.nu zu haben, und acht Personen hatten ihren Kommentar kommentiert, einige von ihnen sogar sehr wortreich.

Sämtliche der kürzeren oder längeren Texte liefen darauf hinaus, dass Sara ein schlechter Mensch sei und keine Gefühle habe und *schreib es selber doch besser*. Und so weiter. In zwei Beiträgen

wurde sie als »Troll« bezeichnet, und sie musste davon ausgehen, dass es sich um einen feststehenden Begriff handelte.

Sie machte sich schlau und fand heraus, dass »Troll« vom englischen Wort *trolling* abgeleitet war, was so viel hieß wie einen Köder durch einen Fischschwarm zu ziehen und zu hoffen, dass einer anbiss. Übersetzt ins Internetforum: gemeine oder dumme Dinge schreiben, nur um eine Reaktion zu provozieren. Dann war man ein Troll.

Teresa verschränkte die Arme vor der Brust und schaute aus dem Fenster. Sie fühlte sich ruhig und heiter. Jede Menge Mädchen hatten gelesen, was sie geschrieben hatte, und sich genötigt gesehen, ihre Meinung dazu abzugeben. Denn sie war ein Troll.

Ich bin ein Troll.

Das passte ihr ausgezeichnet. Sie lebte in der Menschenwelt, obwohl sie in der Wiege vertauscht worden war und eigentlich dem dunklen, wilden Wald gehörte. Ein Troll.

16

Im Winter und im Frühling war sie regelmäßiger Gast in der Bibliothek und las sich systematisch durch das Lyrikregal. Wenn sie zu Hause war, nahm das Trollen einen großen Teil ihrer Zeit in Anspruch. Sie verschaffte sich eine ganze Reihe von Aliassen in verschiedenen Foren. Sie war Jeanette, 14 Jahre, und Linda, 22. In einem Forum zum Thema Anorexie und Bulimie bekam sie als My, 18 Jahre, über fünfunddreißig Antworten auf ihren Beitrag, in dem sie die Meinung vertrat, dass alle Anorektiker zwangsernährt

werden und die Klappe mit Klebeband verklebt bekommen sollten, damit sie nicht direkt wegrennen und kotzen konnten.

Zufällig landete sie in einem Forum für Menschen, die gerne alte Häuser renovierten. Sie erschuf den Charakter Johan, 28, der es liebte, derartige Häuser zu beschädigen oder direkt niederzubrennen. Auf einer Seite für Umweltschützer berichtete Thomas, 42 Jahre, darüber, wie sehr er seinen Geländewagen liebte, und plädierte für eine niedrigere Benzinsteuer.

Aber am liebsten tummelte sie sich in Foren wie *Lunarstorm*, in dem junge Mädchen ihre Probleme diskutierten. Ihr liefen behagliche Schauer den Rücken hinunter, wenn sie ihre kleinen, empörten Kommentare las, und sie fand im Laufe der Zeit heraus, dass Ironie eine noch effektivere Waffe war als Zynismus.

In einem Tierschützer-Forum stieß sie auf verzweifelte Berichte darüber, welchen Grausamkeiten unsere kleinen, süßen Freunde ausgesetzt wurden. Elvira, 15 Jahre, konnte berichten, dass man in Japan achthundert Kaninchenjungen erst die Augen ausgestochen hatte, um herauszufinden, ob dabei auch ihr Gehör in Mitleidenschaft gezogen wird, und sie anschließend in Brand gesteckt hatte, um zu sehen, ob die kleinen, blinden, kreischenden Tiere noch aus einem Labyrinth herausfinden konnten. Elvira bekam über vierzig Antworten, die vor Zorn über die Grausamkeit des Menschen bebten.

Die einzige Ausnahme waren die Wölfe. In einem Forum, in dem die Rechte der Wölfe diskutiert wurden, bewahrte ihr Alias Josefin einen gemäßigten Ton und führte Teresas eigene Meinung ins Feld. Sie brauchte zumindest *einen* Ort, an dem sie sie selbst sein konnte, oder fast sie selbst.

Das Trollen vermittelte ihr eine grundlegende Erkenntnis: Man brauchte nur wenig Energie, um eine starke Reaktion

hervorzurufen, vorausgesetzt, man wendete die Energie in der richtigen Weise an. Eine so simple Sache wie eine abgebrochene Plastikgabel im Schlüsselloch eines Klassenzimmers konnte für einen halbstündigen Aufstand mit Hausmeister, Schlüsseldienst, Lehrern und verlegten Unterrichtsstunden sorgen. Bei einem Zeitaufwand von fünf Sekunden.

Wie lange dauerte es, eine Reißzwecke auf einen Stuhl zu legen, und was für ein Durcheinander konnte man damit hervorrufen? Es war genau wie im Internet: Man brauchte nur auf ein paar Knöpfe zu drücken, wenige Worte am richtigen Ort zu platzieren, und schon waren zwanzig Menschen da, die viel mehr Zeit und Energie für eine Antwort opferten, als es gekostet hatte, den Beitrag zu schreiben.

Teresa sah vielleicht nicht so besonders aus, aber durch ihre vielen Alter Egos und ihre gut vorbereiteten Nadelstichattacken nahm sie, der Troll, mehr Zeit und Gedanken der Menschen in Anspruch, als beispielsweise die hübsche Agnes sie je zu erträumen wagte.

Alle liebten Agnes, und Teresa wurde nicht schlau aus ihr. Sie war so verdammt nett. Alle hübschen Mädchen, die Teresa bisher kennengelernt hatte, waren eingebildet, verkorkst und sehr um ihr Äußeres besorgt gewesen. Aber nicht Agnes. Sie verhielt sich freundlich zu allen, war gut in der Schule und schien sich nicht im Geringsten darum zu scheren, wie sie aussah.

Wenn sie ihr Haar zu Zöpfen geflochten hatte, war sie süß, wenn sie es offen trug, war sie hübsch, und wenn sie einen Schal um den Kopf legte, war sie schön wie ein Filmstar, ohne viel Aufhebens darum zu machen. Teresa hätte Agnes hassen müssen, aber sie konnte sich nicht dazu überwinden.

Eines Nachmittags, als Teresa vor dem Lyrikregal in der Bibliothek stand und in einigen der neu erschienenen Gedichtbände

blätterte, vernahm sie plötzlich ein zurückhaltendes »Hallo« hinter sich. Sie drehte sich um und begegnete einer kühlen Brise frischer Luft, vermischt mit einem Hauch von Blumenwiese, die von Agnes ausstrahlte.

Teresa sagte »Hallo« und spürte, wie ihre Wangen rot anliefen. Als stünde sie in einer mündlichen Prüfung, ohne auch nur eine Zeile des Stoffes gelesen zu haben. Wie ein Schaf stand sie da und bekam kein Wort heraus. Agnes schien sich ebenfalls nicht wohl in ihrer Haut zu fühlen und verlagerte ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Dann deutete sie auf das Regal hinter Teresa. »Ich wollte eigentlich nur …«

Teresa machte einen Schritt zur Seite und beobachtete heimlich, wie Agnes' Blick über die meist dünnen Buchrücken flog. Als sie anscheinend nicht fand, was sie suchte, begann sie langsam mit geneigtem Kopf die Bücherreihen entlangzuwandern und jeden Titel einzeln zu lesen.

»Suchst du was Bestimmtes?«, fragte Teresa.

»Ja«, sagte Agnes. »Im Computer stand, dass sie mehrere Bücher von Kristian Lundberg haben, aber ich kann sie nicht finden.«

»*Du* liest Kristian Lundberg?«

»Warum fragst du?«

»Nur so, ich wollte nur … ach, ist nicht so wichtig.«

»Liest du ihn?«

»Das eine oder andere habe ich wohl schon gelesen.«

Agnes konzentrierte ihre Suche auf die Gegend, wo die Bücher eigentlich stehen sollten, und zog stattdessen einen Band mit Kristian Lundbergs gesammelten Gedichten heraus. Sie blätterte planlos darin herum und sagte: »Mama hat gesagt, dass ich mir diesen Lundberg anschauen solle. Aber ich weiß nicht, er ist nicht so witzig, oder?«

»Nee, nicht so wie Kristina Lugn jedenfalls.«

Agnes schüttelte den Kopf und lächelte dieses Lächeln, das vermutlich Bäume hätte fällen können. »Ich finde sie gut, weil es gleichzeitig so supertraurig und superlustig ist.«

Teresa konnte nur erwidern: »Genau.« Sie hatte keine Vorstellung, was jemand wie Agnes mit Kristina Lugns galligem Galgenhumor anfangen konnte. Trotzdem ging sie in die Hocke und zog Wis@097awa Szymborskas *Hundert Freuden* aus dem Regal, gab es Agnes und sagte: »Probier das mal aus. Das ist auch ein bisschen lustig.«

Agnes schlug eine zufällige Seite auf und begann ein Gedicht zu lesen. Teresa brauchte ein paar Sekunden, um zu bemerken, dass sie dastand und die Luft anhielt. Langsam und lautlos atmete sie wieder aus, wobei sie Agnes betrachtete, deren Zöpfe auf beiden Seiten des Buchs hinunterfielen und den Rahmen um ein Bild zogen, das man getrost als Werbung für das Lesen hätte verwenden können.

Agnes kicherte los, schlug das Buch zu und betrachtete es von beiden Seiten. »Sie hat den Nobelpreis bekommen, oder?«

»Ja.«

Agnes ließ ihren Blick über die Regalmeter der Lyrikabteilung wandern und seufzte. »Liest du viel?«

»Geht so.«

»Ich weiß irgendwie nicht, wo ich anfangen soll.«

Teresa zeigte auf das Buch in Agnes' Hand. »Dann fang doch mit diesem an.«

So wie sie sich hier unter vier Augen begegneten, ahnte Teresa, dass Agnes nicht ganz so smart war, wie sie in der Schule rüberkam. Agnes brauchte vermutlich klare Vorgaben und die Möglichkeit zur

Wiederholung, damit ihre relative Intelligenz zur Geltung kommen konnte.

Agnes fingerte an der Wis@097awa herum, murmelte »Nett von dir, danke« und ging zum Leihschalter. Teresa tat so, als würde sie in dem Band von Kristina Lugn lesen, schielte allerdings zu Agnes hinüber, die das Buch, das Teresa empfohlen hatte, abgab und gleich wieder in Empfang nahm. Teresa erlebte das ungewohnte Gefühl, ein »Heimspiel« absolviert zu haben. Sie hatte mindestens vierzig der Bücher gelesen, die in dem Regal hinter ihr standen, und sie unterstützten sie wie ein stummer Fanblock.

Sie hätte alle Möglichkeiten gehabt, Agnes zum Narren zu halten, die Gelegenheit zu ergreifen, während sie das Heimpublikum im Rücken hatte, aber sie hatte es nicht getan.

Dieses Intermezzo führte keineswegs dazu, dass Teresa und Agnes zu Freundinnen wurden, nicht ansatzweise. Aber es schuf eine Art heimliches Einverständnis. Eine Woche vor den Sommerferien sagte Agnes in der Mittagspause, dass sie jetzt alles von Szymborska las. Sie wollte wissen, ob Teresa schon mal was von den Bright Eyes gehört hatte. Als Teresa verneinte, brachte Agnes am nächsten Tag eine selbst gebrannte CD mit *Lifted* mit.

Mehr gab es nicht. Mehr konnte es vielleicht auch gar nicht werden mit Agnes. Obwohl sie so populär war, haftete ihr eine gewisse Distanziertheit an, ein Abstand zu ihrer Umgebung, der nichts mit Überheblichkeit zu tun hatte. Sie schien erst im gegenwärtigen Augenblick zu landen, nachdem der schon drei Sekunden vorbei war, und man sah sie nie Kopf an Kopf mit einem anderen Mädchen flüstern. Sie war nicht richtig *da*. Ob es an Zerstreutheit, Unsicherheit oder etwas anderem lag, war nicht herauszufinden. Teresa

ertappte sich oft dabei, wie sie Agnes heimlich beobachtete, schlauer wurde sie dadurch aber auch nicht.

Zu Teresas Erstaunen mochte sie *Bright Eyes* – eigentlich ja Conor Oberst, wie sie herausgefunden hatte – nicht nur, sondern sie fand ihn absolut fantastisch. Die zerbrechliche Stimme und die dunklen, gut geschriebenen Texte.

Zum ersten Mal in ihrem Leben kaufte sie ein Originalalbum, und das, obwohl sie bereits eine selbst gebrannte Kopie davon hatte. *Bright Eyes* war auch der erste Künstler, der sich diesen Respekt ihrer Meinung nach verdient hatte. Er wurde in den langen Sommerferien zu ihrem ständigen Begleiter.

17

Es musste in diesem Sommer passiert sein. Jedenfalls war es schon Tatsache, als Teresa im Herbst mit der achten Klasse begann. Agnes und Johannes waren ein Paar. Sie wusste nicht, wie es dazu gekommen war, aber sie sah, wie sie sich auf dem Schulhof küssten, bevor sie noch vor dem Klingeln in ihre jeweiligen Klassen gingen.

Der Anblick weckte einen derartigen Sturm in ihrem Inneren, dass ihr analytischer Verstand komplett versagte. Sie konnte sich keine Klarheit darüber verschaffen, was sie fühlte und warum. Deshalb nahm sie das Bild der beiden, knüllte es zusammen und versuchte, es in die hinterste Ecke ihres Schädels zu werfen, wo sie sich nicht mehr damit befassen musste.

Es funktionierte nicht so gut. Am selben Abend lag sie auf ihrem Bett und hörte *Bright Eyes*. Als er die Zeilen sang: »This is the first

day of my life, I'm glad I didn't die before I met you«, stiegen heiße Tränen in ihre Augen, und sie reagierte mit Wut.

Teresa schloss den MP3-Player an den Computer an und löschte sämtliche Tracks von *Bright Eyes*. Dann löschte sie ihre gesamte Playlist. Leider hatte sie sich auch sämtliche CDs angeschafft. Sie suchte sie zusammen und ging mit ihnen in den Keller, legte sie auf den Hackklotz. Erst als sie sah, wie lächerlich sie sich verhielt, ließ sie die Axt sinken.

Den Spaß sollen sie nicht haben.

Bright Eyes war nicht Agnes' Eigentum. Er konnte ihr gar nicht gehören, weil Agnes wahrscheinlich kein einziges Wort der Texte begriff. Was könnten Zeilen wie »I want a lover I don't have to love, I want a boy who's so drunk he doesn't talk« für Agnes bedeuten? Nichts. Es waren nur starke Worte. Starke Worte, denen sie zusammen mit Johannes lauschen konnte, dicht aneinandergeschmiegt in Agnes' Bett …

Teresa legte die Axt weg und ging zurück in ihr Zimmer, stellte die Scheiben auf ihre Plätze im CD-Regal zurück.

And I know what must change, fuck my face, fuck my name
They are brief and false advertisements

Sie setzte sich an den Rechner. Im Friends-Forum für Mobbingopfer schrieb sie einen langen Beitrag, in dem sie sich für Schulmassaker begeisterte. Vorschläge machte, welche Waffen man in Schweden dazu verwenden sollte, wo es schwierig war, an Schusswaffen zu kommen. Sie erwartete viele Antworten.

Leider wurde der Beitrag gelöscht, bevor jemand darauf reagieren konnte, sodass sie stattdessen ein anderes Alias wählte und richtig auf die Tränendrüse drückte mit einer Schilderung, wie schrecklich

sie doch gemobbt werde, mit Zetteln voller hässlicher Worte, die mit einem Tacker an ihren Körper geheftet würden. Das wagten sie nicht zu löschen, und sie bekam jede Menge Mitleid, das sie nicht im Geringsten berührte.

Als sich der Herbst mit fallenden Blättern und kühlen Nachmittagen einstellte, war es offensichtlich, dass Agnes und Johannes es ernst meinten mit ihrer Beziehung. Teresa hatte ohnehin nie etwas anderes geglaubt.

Sie blieben während der Pausen zusammen und waren jeder Menge eifersüchtigen Spotts ausgesetzt, den sie gar nicht zur Kenntnis nahmen. Nach einer Weile verstummten die höhnischen Kommentare, und bald waren die beiden eine Institution, eine Tatsache, die man eben akzeptieren musste.

Teresa verhielt sich neutral. Johannes grüßte sie auf den Fluren, und manchmal unterhielten sie sich eine Weile miteinander, mit oder ohne Agnes. Teresa hatte einfach getan, was alle anderen auch getan hatten, sie hatte es akzeptiert. Es war doch ganz natürlich, dass die beiden zusammengehörten. Man musste sie nur anschauen, dann wusste man, dass sie *wie füreinander geschaffen waren*. Eigentlich nur noch zum Kotzen. Aber das war eine andere Geschichte.

Es ging so weit, dass es für einen unbeteiligten Beobachter erscheinen musste, als wären Johannes, Agnes und Teresa ein kleines Trio. Nicht in dem Sinne, wie Johannes und Agnes ein Paar waren, aber Teresa war die Dritte, die sich in ihrer Nähe aufhielt, die sich oft mit ihnen unterhielt.

In all ihrer Einsamkeit stellte Teresa sich vor, wie sie sich einen Stabmixer ins Auge bohrte oder den Kopf so lange gegen eine Betonwand rammte, bis er zerbrach.

Ende September geschah etwas, das vieles verändern sollte.

Teresas Familie war in viele Aktivitäten und Interessen zersplittert, sie aßen oft zu verschiedenen Zeiten, und jeder lebte unter demselben Dach in seiner eigenen Welt. Nur eine Sache vereinte sie immer wieder, und das war *Idol*. Arvid und Olof hatten angefangen, sich die Sendung anzusehen, und einer nach dem anderen wurde der Rest der Familie in den Hexenkreis der Castingshow hineingezogen.

Vielleicht war es eine unbewusste Notmaßnahme, zu der man gefunden hatte. Ohne *Idol* hätte sich die Familie wohl nie zusammengesetzt und wäre geradezu als dysfunktionell betrachtet worden, als hochgradig hilfsbedürftig. Aber jetzt gab es ja *Idol*, und in Ermangelung anderer Anlässe war es zu einer kleinen Familienfeier herangewachsen, bei der reichlich aufgetischt und so lebhaft diskutiert wurde, wie es im alltäglichen Trott sonst niemals geschah.

Bei *Idol* sah Teresa Tora zum ersten Mal. Tora Larsson aus Stockholm. Schon ihr erstes Casting war eine ungewöhnliche Geschichte. Jungen und Mädchen konnten hereinkommen und singen wie kaputte Schleifmaschinen und sich am Ende über die Juroren aufregen, weil sie nicht weitergekommen waren. Oder sie sangen gut und jubelten, wenn sie erfuhren, dass sie die Prüfung bestanden hatten.

Tora war anders. Klein und dünn und mit langen, blonden Haaren kam sie ins Studio und richtete ihre großen, blauen Augen auf einen Punkt knapp über den Köpfen der Juroren. Sie sagte: »Ich heiße Tora Larsson, ich werde singen.«

Die Juroren lachten herablassend, und einer von ihnen sagte: »Und, willst du etwas Spezielles für uns singen?«

Tora schüttelte den Kopf, und die Juroren zogen Mienen, als würden sie ein kleines Kind bemitleiden. »Also, wie heißt das Lied, das du singen wirst?«

»Ich weiß nicht.«

Die Juroren schauten einander an und schienen kurz davor, jemanden zu bitten, das Mädchen von der Bühne zu holen. Da begann sie zu singen. Teresa kam das Lied bekannt vor, aber sie konnte es nicht einordnen.

Tausend und eine Nacht lag ich allein, müde und träumend
Einmal mein Schicksal vereinen, mit einem Freund
Einem Freund wie du …

Es war eigentlich die Regel, dass hoffnungsvolle Jugendliche sich ein Lied aussuchten, das gerade angesagt war, und darauf setzten, dass ein Teil der Aura, die den ursprünglichen Interpreten umgab, auf sie abstrahlen würde. Aber nicht Tora. Wenn Teresa sich nicht irrte, handelte es sich hier um ein Lied, dessen Haltbarkeitsdatum vor langer Zeit schon abgelaufen war.

Aber die Stimme, die Stimme. Teresa saß wie versteinert auf dem Sofa, und ihr war, als würde diese Stimme direkt in ihr Herz eindringen. Tora Larsson machte kein Aufhebens um sich, versuchte nicht irgendetwas *darzustellen*. Sie sang einfach, und es berührte Teresa, ohne dass sie wusste, warum. Sogar die Juroren sahen während der guten Minute, die sie sang, wie Weihnachtskerzen aus. Dann verstummte ihre Stimme, und sie kamen wieder zur Besinnung und warfen sich Blicke zu.

»Du bist weiter«, sagte einer von ihnen. »Du hast ja eine Stimme wie … ich weiß nicht was. Wenn gewisse Künstler morden würden, um sie zu bekommen, dann hätten wir hier jetzt ein Schlachtfeld.

Du bist weiter. Keine Frage. Aber du musst daran arbeiten, das Publikum mit einzubeziehen.«

Tora nickte kurz und ging zur Tür. Nicht das geringste Zeichen von Freude oder ein Wort des Dankes. Sie schaute den Juroren nicht einmal in die Augen. Einer von ihnen hatte trotzdem das Bedürfnis, seine Existenz zu rechtfertigen, und rief ihr hinterher, bevor sie die Tür geöffnet hatte: »Und beim nächsten Mal such dir ein Lied aus, das deinem Talent besser entspricht. Ein schwierigeres Lied.«

Tora drehte sich halb um, und Teresa nahm kurz einen ganz fremdartigen Ausdruck in ihrem Gesicht wahr. Die Andeutung einer Grimasse, als hätte Tora gerade einen Schlag in den Rücken bekommen und wollte gleich die Klauen ausfahren. Sie drehte sich wieder um und ging hinaus.

Die Familie auf dem Sofa begann dafür oder dagegen zu argumentieren, und obwohl sich alle darauf einigen konnten, dass sie eine fantastische Stimme hatte, so war ihr Auftritt doch alles andere als blabla, blabla. Teresa hörte nicht zu und diskutierte nicht mit. Tora hatte den krassesten aller Castingauftritte hingelegt, den sie jemals bei *Idol* gesehen hatte, weil ihr alles scheißegal zu sein schien, obwohl sie ganz offensichtlich die Beste war. So musste man es machen. Teresa hatte ihren Sieger schon auserkoren.

Auf dem Weg nach oben in ihr Zimmer summte sie:

Einmal mein Schicksal vereinen, mit einem Freund
Einem Freund wie du …

DAS MAEDCHEN MIT DEN GOLDENEN HAAREN

Die Hand nahe dem Fisch ist mein
Der Fisch nahe der Hand ist sein
Der Stein in meinem Mund ist mein
Wer in mir ist ist mein
Mia Ajvide, Lyllos

1

Als Jerry auf sein Leben zurückblickte, konnte er deutlich bestimmte Punkte ausmachen, an denen es seine Richtung geändert hatte, jedes Mal zum Schlechteren. Die radikalste Kursänderung trat an jenem Nachmittag im Oktober 2005 ein, an dem er seine massakrierten Eltern auf dem Kellerfußboden gefunden hatte. Es war noch unklar, inwieweit die daraus resultierende Veränderung eine Verbesserung oder Verschlechterung darstellte.

Er hatte eine lange Zeit auf der Treppe gesessen und die Situation überdacht. Theres fuhr fort, Lennart und Laila mit den Werkzeugen zu sezieren, die sie zur Hand hatte, bis er sie bat, damit aufzuhören, weil er Schwierigkeiten hatte, sich bei diesen Geräuschen zu konzentrieren. Als sie sich auf ihn zubewegte, befahl er ihr, dort zu bleiben, wo sie war, und Theres setzte sich mitten in der Blutlache auf den Boden.

Er ging davon aus, dass viele andere Menschen von Panik ergriffen worden wären. Sie hätten geschrien, gekotzt oder so etwas in der Art. Die Szene, die sich seinen Augen darbot, konnte man sich nicht widerwärtiger vorstellen. Aber vielleicht gab es trotzdem einen positiven Nebeneffekt beim regelmäßigen Genuss extremer Gewaltfilme. Er hatte das meiste schon gesehen, ja, sogar schon Schlimmeres als das, was Theres hier angestellt hatte. Zum Beispiel *aß* sie ihre Eltern nicht auf.

Vielleicht war er aber auch nur betäubt, schlichtweg nicht in der Lage, die Situation als etwas anderes wahrzunehmen als eine

Filmszene, in der er jetzt mitspielen musste. Das Problem war, dass ihm ein Drehbuch fehlte und er nicht die geringste Ahnung hatte, was er als Nächstes tun sollte.

Ihm war bewusst, dass er die Polizei verständigen musste, und er ging alles durch, was er aus den vielen Filmen und *real crime*-Serien wusste. Er wusste, dass er ein Alibi besaß, das einer Prüfung standhalten würde, er wusste aber auch, dass dieses Alibi mit jeder Minute, die verstrich, schwächer wurde. Er wusste nicht, wie lange Lennart und Laila schon tot waren, aber man musste schon eine Weile damit beschäftigt sein, um sie derart akribisch zu Mus zu verarbeiten.

Das Einfachste wäre natürlich gewesen, sie anzurufen und alles genau so zu schildern, wie es war. Er würde vermutlich Ärger bekommen, weil er von Theres' Existenz gewusst, aber nichts gemeldet hatte, vielleicht sogar ein Jahr in den Knast wandern, aber das wäre auch alles gewesen. Sie würden Lennart und Laila begraben und Theres in die Klapsmühle stecken. Ende der Geschichte.

Nee, nee. Das gefiel ihm ganz und gar nicht. So wollte er es auf keinen Fall haben. Vor allem die Vorstellung von Theres in der Klapsmühle schmeckte ihm gar nicht. So gaga sie auch war – und sie war ganz schön gaga –, so wollte er sie nicht in irgendeiner Zelle sitzen sehen, wo sie sich für den Rest ihres Lebens die Nägel abkauen konnte. Also musste er sich etwas ausdenken. Und zwar schnell.

Nachdem er eine Weile überlegt hatte, hatte er einen miesen Plan, der allerdings das Beste war, was ihm eingefallen war.

»Theres?«, sagte er. Das Mädchen schaute ihn nicht an, drehte aber den Kopf in seine Richtung. »Ich glaube, du solltest dir jetzt …« Er unterbrach sich, formulierte es um. »Zieh dir andere Sachen an.«

Das Mädchen reagierte nicht. Er wollte nicht zu ihr gehen, wollte sich dem Ort des Gemetzels nicht zu sehr nähern und *kontaminiert* werden, wie es in der Fachsprache hieß, keine Spuren hinterlassen. Mit lauterer Stimme sagte er: »Geh in dein Zimmer. Zieh dir saubere Sachen an. Jetzt.«

Das Mädchen stand auf und hinterließ eine Blutspur, als sie durch den Keller verschwand. Jerry ging nach oben ins Haus, wo er sich einen Schlafsack holte, eine Tüte geschnittenes Brot, eine Tube Kaviarcreme und eine Taschenlampe. Er ging nach draußen und um das Haus herum, die Treppe hinunter und kam durch die Hintertür wieder in den Keller hinein. Vorsichtig und ohne in Blutflecken zu treten, ging er zu Theres' Zimmer und sah sie dort auf dem Bett sitzen und an die Wand starren. Sie hatte sich einen sauberen, schwarzen Nicki-Overall angezogen, aber in ihrem blonden Haar klebten Placken aus geronnenem Blut, und ihre Hände, Gesicht und Füße waren von fast schwarzen, koagulierten Klumpen übersät. Zum ersten Mal, seit er in diese Situation geraten war, spürte Jerry, wie sich ein Gefühl des Ekels in seinem Bauch rührte. Die Reste seiner Eltern auf Theres' Haut nahmen ihn mehr mit als der Anblick ihrer Körper.

»Komm«, sagte er. »Wir gehen.«

»Wohin?«

»Raus. Du musst dich verstecken.«

Theres schüttelte den Kopf. »Nicht raus.«

Jerry schloss die Augen und seufzte. In dem Chaos, das Theres geschaffen hatte, hatte er glatt vergessen, dass sie mehr als die offensichtlichen Probleme mit ihrem Weltbild hatte. Er war gezwungen, sich von ihren Voraussetzungen aus verständlich zu machen.

»Die Großen kommen«, sagte er. »Sie kommen hierher. Bald. Du musst weg.«

Das Mädchen zog die Schultern hoch, als würde sie vor einem Schlag in Deckung gehen. »Die Großen?«

»Ja. Sie wissen, dass du hier wohnst.«

In einer einzigen Bewegung war das Mädchen vom Bett herunter und hielt eine Axt in der Hand, die auf dem Boden gelegen hatte. Auch sie zeigte Benutzungsspuren. Sie kam auf Jerry zu.

»Halt!«, sagte er. Theres blieb stehen. »Was hast du mit dieser Axt vor?«

Theres hob die Axt an und ließ sie wieder sinken. »Die Großen.«

Jerry wich einen Schritt zurück, bis er sicher war, dass er sich außerhalb ihrer Reichweite befand, und sagte: »Okay. Okay. Ich werde dich jetzt etwas fragen, und du wirst ehrlich antworten.« Jerry schnaubte verächtlich über seine eigene Dummheit. Hatte er Theres jemals lügen gehört? Nein. Er glaubte nicht, dass sie dazu überhaupt in der Lage war. Trotzdem war es eine Frage, auf die er eine Antwort bekommen musste. Er zeigte auf die Axt.

»Willst du damit nach mir schlagen?«

Theres schüttelte den Kopf.

»Willst du mich zerhauen oder zerschneiden oder … mich auf irgendeine andere Weise auseinandernehmen?«

Noch ein Kopfschütteln. Den Grund dafür, dass Theres im Hinblick auf ihn anders dachte als im Hinblick auf seine Eltern, könnte er später noch herausfinden. In diesem Augenblick brauchte Jerry nur die Gewissheit, dass er sich nicht in Lebensgefahr befand, solange er sich in ihrer Nähe aufhielt. Sicherheitshalber fügte er hinzu: »Gut. Denn wenn du irgendetwas mit mir machst, dann kommen die Großen und holen dich. Direkt. Schwuppdiwupp, verstehst du? Du darfst mich nicht mal *berühren*, klar?«

Theres nickte, und Jerry wurde bewusst, dass alles, was er gerade ersponnen hatte, im Grunde die Wahrheit war. Er sah, wie Theres

sich Schuhe anzog, und sorgte dafür, dass sie in seinem Gesichtsfeld blieb, als sie aus dem Zimmer gingen.

Als er die Kellertür öffnete, blieb Theres wie angewurzelt stehen, weigerte sich, auch nur einen Schritt zu tun, und starrte mit großen Augen nach draußen in die Dunkelheit. Es half nichts, dass Jerry sie lockte und ermahnte. Also tat er stattdessen so, als würde er in die Nacht hinauslauschen, und flüsterte mit gespielter Angst: »Komm jetzt, Schwesterherz. Sie kommen, sie kommen. Ich kann ihre Maschinen hören!«

Endlich lösten sich Theres' Füße vom Boden, und Jerry musste zur Seite springen, als sie mit fest an die Brust gedrückter Axt auf die Türöffnung zustürmte. Sie lief bis in den Garten hinauf, wo sie sich mit panischer Hektik nach links und rechts umschaute. Jerry ergriff die Gelegenheit beim Schopf und lief mit ihr zum Wald hinüber.

Aus seiner Zeit als kleiner Junge erinnerte sich Jerry, dass sich nach etwa fünfhundert Metern im Wald eine Lichtung befand, und mithilfe der Taschenlampe konnte er sie ausfindig machen. Die Zweige einer großen Eiche hingen über der Lichtung, und der Boden war von dem trockenen Laub des vergangenen Jahres bedeckt. Er zog den Schlafsack aus seinem Beutel, öffnete den Reißverschluss und zeigte Theres, wie sie in ihn hineinkriechen musste. Dann gab er ihr die Taschenlampe, das Brot und die Kaviarcreme.

»Okay, Schwesterchen«, sagte er. »Du hast dir hier eine verdammte Suppe eingebrockt, und ich glaube nicht, dass wir da heil wieder herauskommen. Aber du musst hier bleiben, okay? Ich komme zurück, so schnell ich kann. Verstehst du?«

Theres schüttelte energisch den Kopf und schaute sich ängstlich auf der Lichtung um, die von dunklen Fichtenreihen gesäumt war. »Nicht gehen.«

»Doch«, sagte Jerry. »Ich muss. Ansonsten ist es aus mit uns. Wenn ich nicht gehe … Die Großen werden uns sonst alle beide holen. Ich muss zurückgehen und sie in die Irre führen. So ist es nun mal.«

Theres schlang die Arme um die Knie und rollte sich zu einem Ball zusammen. Jerry kniete neben ihr nieder und versuchte ihren Blick zu fangen, aber es gelang ihm nicht. Er nahm die Taschenlampe und leuchtete sie an. Sie zitterte, als wäre es eisig kalt.

Es hatte nie anders kommen können als so.

Was er überhaupt nicht fassen konnte, war die Tatsache, dass er dies alles für so lange Zeit als normal betrachtet hatte. Dass er sich daran gewöhnt hatte, dass seine Eltern ein Mädchen im Keller hatten, ein Mädchen, das jetzt dreizehn Jahre alt war und nicht die geringste Ahnung von der Welt da draußen hatte. Dass dies ganz natürlich geworden war.

Und jetzt musste er die Konsequenzen tragen. Ein zitterndes Mädchen, das er einsam im Wald zurücklassen musste, seine Eltern, die zerstückelt in ihrem Haus lagen. Er hätte es vor langer Zeit schon aufhalten können. Und trotzdem würde er jetzt weitermachen, weil es keine andere Möglichkeit gab. Er stand auf. Theres griff nach seinem Hosenbein.

»Sorry«, sagte er. »Ich muss. Sonst holen sie uns. Alle beide. Ich komme zurück, so schnell ich kann.« Er zeigte auf den Schlafsack. »Halt dich warm.«

Theres murmelte: »Die Großen gefährlich. Du wirst tot.«

Jerry konnte nicht anders, er musste lächeln. »Ich schaffe das. Ich komme zurück.« Er wagte nicht länger zu warten, sodass er sich

ohne ein weiteres Wort des Abschieds abwandte und Theres auf der Lichtung zurückließ.

Hinter seinem Rücken streckte Theres die Axt nach ihm aus, als wollte sie sie ihm geben. Als Schutz. Aber Jerry war bereits in der Dunkelheit verschwunden, und zum ersten Mal, seit sie gefunden wurde, war das Mädchen allein in der riesigen Außenwelt.

Es dauerte fünf Minuten, bis Jerry die Polizei angerufen hatte, nachdem er in das Haus zurückgekehrt war. Fünf Minuten, die er auf das verwendete, wofür er bislang noch keine Gelegenheit gehabt hatte. Er trauerte. Mit hängendem Kopf stand er reglos im Flur, während ein großer Klumpen in seinem Hals heranwuchs. Er ließ ihn wachsen, schmeckte an seiner Farbe und seiner Schwere.

Mucksmäuschenstill, im Flur seines Elternhauses. Die vielen Male, die er sich in diesem Flur immer größere Schuhe angezogen hatte. Der Duft nach Brot und nach Essen aus der Küche. Fröhlich oder traurig, heimgekommen von der Tagesmutter oder der Schule. Nie wieder. Nie wieder dieses Haus, nie wieder seine Eltern.

Der Klumpen stieg auf und senkte sich wieder in ihm. Er gab sich selbst fünf Minuten, um von allem Abschied zu nehmen. Er stand ganz still da. Er weinte nicht. Nach gut fünf Minuten ging er zum Telefon in der Küche, rief die 112 an und erklärte, dass er soeben nach Hause gekommen sei und seine Mutter und seinen Vater brutal ermordet worden seien. Er erkannte seine eigene Stimme nicht wieder.

Er setzte sich auf einen Stuhl in der Küche. Während er auf die Polizei wartete, versuchte er sich zu überlegen, wie er sich verhalten sollte. Was er *sagen* sollte, war nicht so schwierig. Er hatte sie auf dem Fußboden des Kellers gefunden. Punkt, mehr wusste er nicht.

Er war schockiert gewesen, und es hatte zwanzig Minuten gedauert, bis er die Polizei angerufen hatte.

Ihn beunruhigte die fremde Stimme, die er aus seinem Mund gehört hatte. Wie sollte er sprechen, wie sollte er sich verhalten? Er beruhigte sich selbst damit, dass es vermutlich keine vorgegebenen Muster gab. Ein Doppelmord war wahrscheinlich keine Alltagskost für die Polizei von Norrtälje, sodass sie nichts hatte, womit sie es vergleichen konnte, nichts, das sein Verhalten als verdächtig erscheinen lassen könnte.

Trotzdem erhob er sich von seinem Stuhl und ging auf den Hof hinaus, um dort zu warten. Ein normaler Mensch würde nicht in dem Haus sitzen wollen, in dem seine ermordeten Eltern lagen.

Oder?

Er wusste nichts, und seine einzige Hoffnung bestand darin, dass diejenigen, die sich jetzt näherten, ebenso wenig wussten.

Wie er erwartet hatte, wurde er umgehend zum Hauptverdächtigen auserkoren und ins Untersuchungsgefängnis transportiert. Er wurde bis ins letzte Detail darüber verhört, unter welchen Umständen er seinen Vater und seine Mutter gefunden hatte, was er selbst an jenem Tag gemacht hatte.

Er hatte gehofft, dass sie ihn nach ein paar Stunden laufen lassen würden, aber daraus wurde nichts. Die Leichen wurden abtransportiert, und die Rechtsmediziner mussten ihre Arbeit machen und seine Angaben kontrolliert werden. Jerry musste die Nacht auf einer Pritsche im Untersuchungsgefängnis verbringen, wobei ihn die Trauer um seine Eltern und die Sorgen um Theres kein Auge zutun ließen.

Mitten in der Nacht wurde er zu einem weiteren Verhör geholt. Es drehte sich um die Spuren eines Mitbewohners, die man im Keller

gefunden hatte. Kleidung, Babygläschen und Löffel mit frischen Resten. Was wusste er davon? Er wusste nichts. Er besuchte seine Eltern nicht so oft, hatte keine Ahnung, was sie so machten.

Weil er vorhergesehen hatte, dass diese Fragen kommen würden, und geahnt hatte, dass es Fingerabdrücke geben würde, gab er zu, dass er hin und wieder in seinem alten Zimmer gewesen sei. Er habe dort allerdings nie irgendeinen Bewohner bemerkt, kein einziges Mal. Das sei vollkommen neu für ihn, ein absolutes, verdammtes Rätsel. Was denn für ein Mitbewohner?

Er wurde in seine Zelle zurückgebracht, wo er noch mehr Schaumstoff aus der Plastikpritsche prokeln konnte, und am Morgen wurde er ohne ein weiteres Wort der Erklärung entlassen. Man bat ihn, sich nicht aus der Umgebung von Norrtälje zu entfernen.

Eine Busfahrt und ein kurzes Stück per Anhalter später stand er wieder auf dem Grundstück. Von außen war keine Aktivität zu erkennen, aber irgendetwas blau-weiß Gestreiftes war über die Haustür gespannt worden. Jerry schaute über die Schulter zurück, um sicherzugehen, dass ihm niemand gefolgt war. Es hatte sich so angefühlt, als wäre jemand hinter ihm gewesen, aber das konnte genauso gut auch eine Schimäre sein, die sein übermüdetes Hirn erschaffen hatte.

Er wollte nicht glauben, dass er so leicht davongekommen war. Vermutlich hatte die Polizei sein Alibi überprüft und Spuren gesichert, die ihn als Täter unwahrscheinlich machten, aber er verfügte über so viele wertvolle Informationen, dass er fast überzeugt war, man müsste es ihm ansehen können. Dass sie wiederkommen würden, um es aus ihm herauszuziehen.

Er setzte sich auf sein Motorrad und startete es. Als er vom Grundstück hinunter auf den Schotterweg rollte, der ihn von der

entgegengesetzten Seite an die Lichtung heranführen würde, beschloss er, hochachtungsvoll auf die Polizei zu scheißen. Sollten sie doch tun und lassen, was sie wollten. Das Einzige, was jetzt wichtig war, war Theres.

Warum es sich so verhielt, wusste er nicht. Er hasste die Menschen. Die Polizisten, die sich im Laufe der Nacht mit ihm befasst hatten, waren durch die Bank Arschlöcher gewesen, und seine einzige Freude hatte darin bestanden, sie gründlich an der Nase herumgeführt zu haben. Er trauerte im Grunde nicht um seine Eltern, sondern um seine Kindheit. Er hatte keine Freunde mehr. Aber Theres.

Theres?

Nein. Er wurde sich nicht richtig klar darüber. Es war einfach nur etwas, das er tun musste. Irgendwie war sie der einzige Mensch, den er nicht einmal ansatzweise hasste oder verachtete. Vielleicht lag es einfach nur daran.

Er fuhr ein Stück in den Wald hinein und lehnte das Motorrad gegen einen Baum, wartete vorsichtshalber fünf Minuten ab, um sicherzugehen, dass ihm niemand gefolgt war. Dann ging er los.

Er brauchte mehr als eine halbe Stunde, um die Lichtung zu finden, weil er von der falschen Seite kam, und als er endlich da war, erwartete ihn genau das, was er befürchtet hatte: nichts. Die Lichtung war leer. Nur das trockene Laub, das stellenweise zu Haufen zusammengeweht war. Er rieb sich die Augen.

Was zum Teufel soll ich jetzt tun?

Der Wald war nicht groß. Früher oder später würde Theres zu einer Straße kommen, jemand würde sie sehen, jemand würde … es war unmöglich, sich jedes Glied der Ereigniskette vorzustellen. Er konnte nur kalt konstatieren: Jetzt war es vorbei.

Jerry schaute sich um und entdeckte etwas Blaues am Waldrand. Die ungeöffnete Tube mit Kalles Kaviarcreme war ein paar Meter in den Wald hineingeworfen worden. Daneben lag die Plastiktüte mit dem geschnittenen Brot, auch sie ungeöffnet. Nur der Schlafsack und die Taschenlampe fehlten. Vielleicht hatte sie sie mitgenommen.

Bald würde die Tragödie ihren Lauf nehmen. Aber im Augenblick befand er sich noch auf dieser stillen Lichtung mitten im Wald, wo ihm kein Schwein Fragen stellen oder Vorwürfe erheben konnte. Er nahm die Tüte und die Tube mit und setzte sich mitten in der Lichtung auf den Boden, drückte großzügig Kaviarcreme auf eine Scheibe, legte eine andere obendrauf und biss herzhaft hinein.

Er kaute und schloss die Augen. Nach der Nacht auf der Gefängnispritsche fühlte sich sein Körper wie Brei an, und die Pampe, die er gerade herunterschluckte, machte das Ganze auch nicht besser. Er träumte davon, einfach sitzen zu bleiben, auseinanderzufließen, zu verrotten und schließlich zu dem zu werden, nach dem es sich schon lange anfühlte, zu einer formlosen Masse. In aller Stille eins zu werden mit der Natur.

Dann kam der Schluckauf. Er hatte das Brot zu hastig verschlungen.

Er hickste und hickste und konnte nichts dagegen tun. Dann begann er zu schluchzen, und das Hicksen und das Schluchzen wetteiferten darum, seinen Körper auf der Stelle hüpfen zu lassen. So viel zum Thema »Stille Vereinigung mit der Erde«. Er ließ den Kopf zwischen die Knie sinken. Plötzlich ließ er alle Vorsicht sausen, legte den Kopf zurück und schrie: »THERES! THEERRREESS!«

Der Schrei bereitete dem Hicksen und dem Schluchzen ein Ende. Ohne Hoffnung lauschte er in den Wald hinein nach einer Antwort. Nichts. Stattdessen begann es ein paar Meter von ihm entfernt im

Laub zu rascheln. Mit offenem Mund beobachtete er, wie sich eine Hand aus dem Boden nach oben streckte. Das Einzige, womit sein müder Kopf diesen Anblick in Verbindung bringen konnte, war das Plakat zu irgendeinem Zombiefilm, und seine instinktive Reaktion bestand darin, einen halben Meter zurückzuweichen.

Dann fanden die richtigen Synapsen zusammen, und er kroch nach vorn, um Theres herauszuhelfen. Sie war nicht nur unter Laub begraben. Mithilfe ihrer Axt hatte sie sich ein Loch gegraben und gehackt, in das sie, in den Schlafsack gewickelt, hineingekrochen war, bevor sie Laub und Erde wieder über sich geworfen hatte, bis sie unsichtbar war.

Jerry schaufelte jede Menge Erde mit den Händen zur Seite, bis seine Schwester in ihrem blauen Kokon freigelegt war. Er fragte sich, was sie gemacht hätte, wenn er eine ganze Woche lang in Untersuchungshaft geblieben wäre. Wäre sie so lange liegen geblieben? Wahrscheinlich ja. Er zog den Reißverschluss auf und half ihr aus der Grube. Sie hielt immer noch die Axt in der Hand.

»Du bist echt zu viel für mich«, sagte er.

Theres schaute sich aufmerksam um, musterte die Bäume, als könnten sie jeden Augenblick über sie herfallen, und fragte: »Die Großen weg?«

»Ja«, sagte Jerry. »Jetzt sind sie weg. Ganz und gar weg.«

2

In den folgenden Wochen lebte Jerry in der ständigen Angst vor einer Hausdurchsuchung. Er wusste nicht, wie sich die Polizei in Fällen wie diesem verhielt, aber in den Serien, die er gesehen hatte, waren

Hausdurchsuchungen ein ständig wiederkehrender Bestandteil. Wenn die Polizei an der Tür klopfte und die Wohnung durchsuchen wollte, dann wären sie erledigt. Er hätte Theres nirgendwo verstecken können.

Aber niemand klopfte an der Tür oder drückte auf die Klingel. Ein einziges Mal wurde Jerry erneut zur Vernehmung geladen. Als er wieder nach Hause kam, war Theres noch da, und die Wohnung sah unberührt aus. Vielleicht ging es in der Wirklichkeit doch nicht so zu wie im Fernsehen.

Viele Menschen, die Jerry noch nie zuvor gesehen hatte, kamen zu Lennarts und Lailas Beerdigung. Vermutlich Schaulustige, die von den ganzen Schreibereien in den Zeitungen angelockt worden waren. »Schlagerstars bestialisch ermordet.« Das hätten Lennart und Laila sehen sollen. Wie sie ihre Karriere trotz allem als Stars beendeten.

Erst nachdem die Beerdigung überstanden war, begann Jerry allmählich wieder Fuß zu fassen, ein Fazit zu ziehen und seine Situation klar zu beurteilen. Bis dahin waren seine Gedanken ständig nur um den Mord gekreist, und er hatte sich mehrere Male am Tag an den Computer gesetzt, um zu googeln und das Netz nach Nachrichten und Kommentaren zu durchsuchen, die seine Eltern betrafen.

Theres machte nicht viel Aufhebens um sich. Als er versuchte, sie nach den Gründen für ihre Tat zu fragen, weigerte sie sich, darüber zu sprechen, aber es kam ihm trotzdem so vor, als hätte sie eingesehen, dass sie Jerry damit geschadet hatte, möglicherweise schämte sie sich sogar dafür.

Jerry hatte nicht den blassesten Schimmer, wie es in ihrem Kopf aussah, und er hatte Angst vor ihr. Er verstaute alle Messer,

Werkzeuge und scharfen Gegenstände in einem abschließbaren Schrank. Abends richtete er ihr das Sofa im Wohnzimmer als Bett her und drehte den Schlüssel im Steckschloss zweimal, damit sie die Wohnungstür nicht öffnen konnte. Dann schloss er die Tür zu seinem eigenen Zimmer ab. Trotzdem schlief er nur schlecht ein, da er Angst hatte, dass sie sich zu ihm hineinschleichen könnte, während er schlief und vollkommen wehrlos war. Sie war seine Schwester und ein absolut unbekanntes Wesen.

Sie stellte niemals irgendwelche Ansprüche, redete überhaupt nur sehr selten. Den Großteil ihrer Zeit verbrachte sie damit, auf dem Schreibtischstuhl zu sitzen und planlos auf der Tastatur des Computers herumzutippen oder einfach nur die Wand anzustarren. Es wäre wahrscheinlich aufwendiger gewesen, einen Goldhamster zu halten. Aufwendiger, aber weniger nervenaufreibend. Ein Goldhamster besaß nicht die Eigenschaft, sich ohne Vorwarnung in einen wilden Löwen zu verwandeln.

Nur in einer Hinsicht bereitete ihm Theres auch praktische Probleme, und zwar bei der Ernährung. Sie weigerte sich, irgendetwas anderes als Babygläschen zu sich zu nehmen. Es wäre wahrscheinlich noch irgendwie gegangen, wenn nicht jeder Mensch in Norrtälje den Mann zu kennen schien, dessen Eltern ermordet worden waren. Vielleicht bildete er es sich ein, aber Jerry hatte das Gefühl, dass die Leute ihn überall anstarrten.

Er wagte es nicht, in den Coop oder zum ICA Flygfyren zu gehen und zwanzig Paletten Babygläschen aufs Kassenband zu laden. Jemand könnte misstrauisch werden und eins und eins zusammenzählen. Er versuchte das Problem zu lösen, indem er zwei Gläschen hier und zwei Gläschen dort einkaufte, aber er brauchte mindestens zehn Gläschen pro Tag, und es war zu zeitraubend, die Einkäufe auf diese Weise aufzuteilen.

Zunächst hatte er erwogen, seine Großeinkäufe übers Internet zu erledigen, doch er gab den Gedanken wieder auf. Sein Name war an allen möglichen Stellen aufgetaucht, und hundert Gläschen Babynahrung auf seiner Kreditkartenrechnung, ein großes Paket mit seinem Namen auf dem Adressaufkleber konnten auf die gleiche Weise bei irgendjemandem Neugier erwecken.

Er versuchte Theres andere Nahrung aufzunötigen, er versuchte es ihr zu erklären, aber nichts half. Als Jerry schließlich aufhörte, ihr Babygläschen zu kaufen, hörte sie einfach auf zu essen. Er dachte, dass der Hunger sie schließlich zur Räson bringen würde, aber als vier Tage vergangen waren, ohne dass sie etwas gegessen hatte, und man es ihrem Gesicht langsam ansehen konnte, gab er auf und machte sich auf eine lange Expedition, um Hühnertopf und Fleischklößchen in pürierter Form zusammenzukaufen.

Irgendwann in dieser Zeit begann Jerry ernsthaft zu verzweifeln. Die abgeschlossenen Türen, die mühsamen Einkaufstouren, die ständige Angst. Wie Theres, ohne etwas Bestimmtes zu tun oder zu sagen, einfach das Kommando über sein Leben übernommen hatte. *Warum zum Teufel hatte er sich auf das hier eingelassen?*

Er sah ein, dass er sie früher oder später weggeben musste. Ein verdammt großer anonymer Korb vor der Treppe zur Kinder- und Jugendpsychiatrischen Abteilung. Dann war er frei, sein Leben wieder wie gewohnt zu leben. Ohne Angst und Sorgen.

Doch bis auf Weiteres musste das Ernährungsproblem gelöst werden. Jerry ging den einzigen Weg, den er sehen konnte, und rief Ingemar an. Sie hatten nichts mehr miteinander zu tun gehabt, seit ihm die Gebrüder Djup erklärt hatten, dass es mit dem Zigarettenhandel vorbei sei. Als Jerry jetzt fragte, ob es sich nach wie vor so verhalte, dass Ingemar alles Mögliche besorgen könne, biss dieser sofort an.

»Wenn wir nicht über Drogen sprechen, dann … shoot. Was brauchst du?«

»Babynahrung. Kannst du Babynahrung besorgen?«

Für Ingemar war es Ehrensache, nicht nach den Gründen für Lieferungen zu fragen, aber die Stille, die auf Jerrys Worte folgte, ließ erahnen, dass seine Prinzipien in diesem Moment einer schweren Prüfung unterworfen wurden. Am Ende sagte er allerdings nur:

»Du meinst diese kleinen Gläschen? Ragout und so'n Zeugs?«

»Ja.«

»Wie viel brauchst du?«

»Hundert, vielleicht.«

»Gläschen? Das ist ja nicht direkt das Geschäft meines Lebens, weißt du.«

»Ich zahl den Ladenpreis. Elf Kronen das Glas.«

»Zwölf?«

Damit war es abgemacht. Als Jerry den Hörer auf die Gabel legte, war ihm leichter zumute. Er hatte sich entschieden. Wenn die hundert Gläschen leer waren, würde er Theres weggeben. Es war eine nette, runde Zahl, und es fühlte sich richtig an. Noch vierzehn Tage, ungefähr.

Ingemar kam mit den Gläschen, und Jerry bezahlte. Als Ingemar fragte, ob Jerry noch mehr brauchen würde, antwortete er Nein. Dann trug er die zwei Kartons selbst hinein. Die Gläschen waren in irgendeiner osteuropäischen Sprache beschriftet, und jedes von ihnen enthielt etwas, bei dem es sich mutmaßlich um Ragout handelte. Theres schien sich nicht darum zu kümmern und schaufelte den Inhalt mit derselben freudlosen Besessenheit in sich hinein, die sie bei jeder Mahlzeit an den Tag legte.

Weil die Tastatur einer der wenigen Gegenstände war, für die sie ein gewisses Interesse zeigte, hatte Jerry angefangen, ihr den

Umgang mit dem Internet beizubringen, und an jenem Abend hatten sie so etwas wie einen gemütlichen Abend miteinander verbracht, als sie nebeneinander vor dem Computer saßen und Jerry ihr demonstrierte, wie man verschiedene Foren und Seiten besuchte, wie man ein Mail-Konto einrichtete und so weiter. Vielleicht lag es daran, dass er einen Schlusspunkt für ihre Beziehung festgesetzt hatte, jedenfalls fühlte es sich sehr viel entspannter an.

In der Nacht wurde Theres krank. Als Jerry im Bett lag und zu schlafen versuchte, hörte er ein lang gezogenes Winseln aus dem Wohnzimmer. Er zögerte, bevor er aus dem Bett stieg und die Schlafzimmertür aufschloss, wie immer sehr wachsam gegenüber irgendwelchen Veränderungen bei Theres, die darauf hindeuten konnten, dass sich ihre Stimmung gewandelt hatte.

Er hätte sich keine Sorgen machen müssen. Theres war kaum in der Lage, jemandem Schaden zuzufügen. Im Zimmer stank es, und als Jerry das Licht anschaltete, sah er, dass Theres mit grünbleichem Gesicht ermattet auf dem Sofa hing. Sie hatte sich über den ganzen Fußboden erbrochen, und ihre Hand winkte schlapp.

»Aber Schwesterherz, was zum Teufel …«

Jerry holte Wischlappen und Schwabber, säuberte den Boden und stellte Theres einen Eimer hin, um sich dort hinein zu übergeben. Als er in sein Zimmer zurückkehren wollte, winselte Theres hinter seinem Rücken. Er blieb stehen, seufzte und setzte sich in den Sessel. Als er eine Weile dort gesessen hatte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Er suchte eines der Babygläschen heraus, schraubte den Deckel ab und roch am Inhalt. Seine Nasenflügel kräuselten sich. Babynahrung roch zwar nie besonders gut, aber *so* sollte sie nun auch wieder nicht riechen? Hinter dem muffigen Fleischgeruch versteckte sich ein Nebenaroma von … Aceton. Etwas Stechendes, Vergorenes.

Er drehte das Glas, um nach dem Verfallsdatum zu suchen, und stellte fest, dass es ausradiert war, unleserlich.

Theres wand sich in Krämpfen, hielt sich den Bauch und stieß ein feuchtes Quäken aus. Schweiß rann über ihr Gesicht, und ein wenig dunkelgrüne Galle drängte zwischen ihren Lippen heraus und klebte an ihrem Kinn fest. Ihr Kopf hing kraftlos über die Kante des Sofas hinab.

Jerry lief in die Küche und holte ein Handtuch und eine Schale mit Wasser. Er säuberte Theres' Gesicht, tupfte sie mit dem kühlen Wasser ab. Ihre Haut war fieberheiß, und die Augen glänzten wie Glaskugeln. Sie hatte Schüttelfrost, und eine neue Angst schlich sich in Jerrys Körper.

»Hör mal, so krank darfst du nicht sein. Das geht nicht, verstehst du?«

Er konnte sie nicht ins Krankenhaus bringen. Sie hatte keine Versicherungskarte und keinen Personalausweis oder sonst irgendetwas, sodass er genauso gut direkt zur Polizeiwache mit ihr gehen und sich selbst anzeigen konnte. Er konnte sie natürlich auch einfach dort zurücklassen, aber wenn ihn jemand dabei beobachtete und … verdammt, er konnte sie in ihrem Zustand nicht einmal hinten auf das Motorrad setzen, und wie sollte er …

Theres' durchsichtiger Blick suchte seine Augen, und sie flüsterte: »Jerry …«, worauf sich ihr Körper in neuen Krämpfen zusammenzog und die feuchte Bettwäsche sich um ihre dünnen Beine schlang. Jerry streichelte über ihren Kopf und sagte: »Das geht vorbei, Schwesterchen, das geht vorbei. Du hast dir nur ein bisschen den Magen verdorben, das ist nicht gefährlich.« Wahrscheinlich wollte er vor allem sich selbst überzeugen.

Er holte Wasser, damit sie davon trinken konnte. Fünf Minuten später spuckte sie es wieder aus. Er wechselte ihre durchgeschwitzte

Bettwäsche. Zwei Stunden später war sie wieder genauso nass. Es gelang ihm, ihr eine Ibuprofen-Tablette zu verabreichen, die sie aber sofort wieder ausspuckte. Er kaute an den Nägeln, bis die Fingerspitzen schmerzten, und wusste nicht, was er tun sollte.

Gegen sechs begann die Dämmerung an die Fenster zu atmen, und Jerry saß erschöpft im Sessel neben Theres und starrte leer auf ihren dünnen Körper, der zusammengekauert wie ein Fragezeichen auf dem Sofa lag. Sie atmete flach und keuchend, und ihre Stimme war so schwach, dass Jerry kaum hörte, was sie sagte: »Kleine ist böse. Hat sie totgemacht. Mama und Papa. Kleine wird jetzt tot. Das ist gut.«

Jerry setzte sich auf und rieb sich die Augen mit dem feuchten Handtuch, das er während der Nacht schon viele Male ausgetauscht hatte. Er beugte sich zu Theres hinunter. »Sag nicht so etwas. Du hast sie nicht getötet, weil du böse bist. Ich weiß nicht, warum du es getan hast, aber es hatte nichts mit Bosheit zu tun, so viel habe ich verstanden. Warum sagst du, dass du böse bist?«

»Du bist traurig. Weil Mama und Papa tot wurden. Kleine ist böse.«

Jerry räusperte sich und sagte mit mehr Nachdruck in der Stimme: »Du. Nenn dich nicht mehr Kleine, sag nicht mehr, dass du böse bist, und nenn sie nicht mehr Papa und Mama. Hör auf.«

Theres' Blick kehrte ins Nichts zurück. Als sie sagte: »Kleine wird bald tot«, wurde Jerry wütend. Er legte seine Hand auf ihren Kopf und klemmte ihre Schläfen zwischen Daumen und Zeigefinger ein.

»Schluss jetzt!«, sagte er. »Es heißt *ich sterbe bald*. Ich! Und du wirst nicht sterben. Den Teufel wirst du tun. Ich kümmere mich um dich. Wenn du stirbst, dann schlage ich dich tot!«

Theres kniff die Augenbrauen zusammen und tat etwas, das er noch nie zuvor gesehen hatte. Sie verzog den Mund. Sie lächelte. »Das geht nicht. Wenn man tot wird, ist man tot.«

Jerry rollte mit den Augen. »Das war ein Scherz, Dummkopf.«

Die etwas aufgelockertere Stimmung, die sich im Wohnzimmer ausgebreitet hatte, kam zu einem jähen Ende, als Theres sagte: »Mama und Papa wurden tot. Dann. Kleine hat sie gekriegt.«

Obwohl Theres ganz offensichtlich ungefährlich war, wich Jerry ein paar Handbreit von ihr zurück. »Was sagst du da? Und hör auf, dich Kleine zu nennen! Was meinst du damit, dass du sie gekriegt hast?«

»Ich habe sie gekriegt. Sie sind jetzt meine.«

»Sie sind nicht deine! Sie sind nicht einmal deine Eltern, hör auf mit diesem Unsinn.«

Theres schloss beide Augen und den Mund und drehte sich zur Seite, sodass sie Jerry den Rücken zuwandte. Ihr schmaler Brustkorb hob sich ruckweise, wenn sie atmete. Jerry lehnte sich im Sessel zurück und lauschte ihren Atemzügen, versuchte eine Weile zu schlafen, ohne dass es ihm gelang. In den Raum hinein fragte er: »Warum hast du das getan?«, aber er bekam keine Antwort.

Vielleicht lag es am Schlafmangel in Kombination mit dem Gefühl des Eingesperrtseins, aber während der Morgen kam, wurde Jerry immer ärgerlicher. Er wusste ja schon seit langer, langer Zeit, dass mit Theres ernsthaft etwas im Argen lag und dass man sie kaum für ihre Handlungen verantwortlich machen konnte. Trotzdem kam er nicht damit zurecht, dass sie ihren Taten so gefühllos gegenüberstand. *Ich habe sie gekriegt*.

So etwas kann man vielleicht rausplappern, wenn man ein paar Enten mit dem Schrotgewehr erlegt hat, aber nicht, wenn man zwei

Menschen umgebracht hat, die darüber hinaus noch Jerrys Eltern gewesen waren, ganz gleich, was er von ihnen gehalten haben mochte. *Ich habe sie gekriegt*.

Theres schien es nach dieser schrecklichen Nacht etwas besser zu gehen. Sie war immer noch blass und konnte nicht einmal einen Schluck Wasser bei sich behalten, aber sie saß aufrecht mit ein paar Kissen hinter dem Rücken auf dem Sofa und blätterte in einem illustrierten *Puh-der-Bär*-Band, den Jerry aufgehoben hatte, seit er klein war. In seinem verwirrten Zustand dachte Jerry, dass sie unverschämt zufrieden aussah, wie sie da so saß. *Ich habe sie bekommen*.

Jerry stand mit vor der Brust verschränkten Armen neben dem Videoregal und beobachtete sie dabei, wie sie sich die bunten, netten Bilder anschaute, ohne sich auch nur einen Dreck darum zu kümmern, welche Sorgen und Probleme sie verursacht hatte. Ohne darüber nachzudenken, was er tat, zog er *Cannibal Holocaust* aus dem Regal und sagte munter: »Wollen wir einen Film gucken?«

Ohne von ihrem Buch aufzuschauen, fragte Theres: »Was ist Film?«

Du wirst schon sehen, dachte Jerry und schob die Kassette in den Videorekorder. Wenn er sich überhaupt irgendetwas dabei gedacht hatte, dann war es wohl so etwas wie, dass Theres begreifen sollte, dass Töten kein Tri-Tra-Trullala war und kein *ich habe sie gekriegt*, sondern eine verdammt unangenehme Geschichte.

Der Film lief, und Menschen wurden unter Tränen und Schreien geschlachtet und zerstückelt, Eingeweide wurden herausgerissen, und Körperflüssigkeiten spritzten. Jerry spürte, dass ihn die Ereignisse um seine Eltern empfindlicher gemacht hatten und dass er die Bilder nicht mehr genießen konnte. Hin und wieder schielte er zu

Theres hinüber, die vollkommen ausdruckslos auf dem Sofa saß und sich das Blutbad anschaute.

Als der Film vorbei war, fragte Jerry: »Na, wie hat es dir gefallen? Ziemlich viele, die gestorben sind, was? Ziemlich eklig.«

Theres schüttelte den Kopf. »Sie sind nicht richtig tot geworden.«

Jerry war immer der Meinung gewesen, dass es sich bei *Cannibal Holocaust* um einen der besser gemachten Splatterfilme handelte. Es fühlte sich echt an und sah echt aus. Weil Theres das Phänomen Film völlig unbekannt geblieben war, hatte er geglaubt, dass sie es wie einen Dokumentarfilm betrachten würde, was seinen vagen Absichten entgegengekommen wäre.

»Wie?«, sagte Jerry und dehnte die Wahrheit ein wenig. »Natürlich sind sie richtig gestorben. Das hast du doch gesehen. Sie sind doch vollkommen kleingehackt worden.«

»Ja«, sagte Theres. »Aber sie sind nicht tot geworden.«

»Woher weißt du das?«

»Es ist kein Rauch gekommen.«

Jerry hatte sich darauf vorbereitet, einige Einwände aus dem Weg räumen zu müssen, bevor sie es endlich einsah, aber das hier kam so unerwartet, dass er nur erwidern konnte: »Was?«

»Es ist kein Rauch gekommen. Als sie die Köpfe kaputt gemacht haben.«

»Wovon redest du denn? Da kommt doch kein Rauch.«

»Doch. Da kommt ein bisschen Rauch. Rot.«

Theres hatte ungefähr denselben Ausdruck im Gesicht, den sie gezeigt hatte, als Jerry »Wenn du stirbst, dann schlage ich dich tot!« zu ihr gesagt hatte. Sie sah ungläubig und leicht amüsiert aus, als wäre sie davon überzeugt, dass Jerry sie an der Nase herumführte und die Wahrheit gleich ans Licht kommen würde. Da fiel bei Jerry der Groschen.

»Du meinst Blut«, sagte er. »Aber da ist doch die ganze Zeit jede Menge Blut geflossen.«

»Nein«, sagte Theres. »Hör auf, Jerry. Du weißt.«

»Nein, ich weiß nicht. Zufälligerweise habe ich noch nie jemanden getötet, sodass ich es nicht weiß.«

»Warum hast du niemanden getötet?«

Jerry wusste, wie gesagt, nicht genau, welche Reaktion er auf diesen Film erwartet hatte. Vielleicht Geschrei und Weinen und die Weigerung, weiter zuzuschauen, oder Faszination und neugierige Fragen. Oder Tränen. Mit dem hier hatte er jedenfalls nicht gerechnet. Voller Ironie sagte er: »Ich weiß nicht, es hat sich bislang wohl noch nicht die richtige Gelegenheit ergeben.«

Theres nickte mit ernster Miene. Dann sagte sie, als ob sie einem unwissenden Kind etwas erklären musste: »Blut kommt später. Erst Rauch. Ein bisschen nur. Rot. Aber dann ist er weg. Man kann nicht mehr finden. Aber das bisschen kriegt man. Das ist Liebe. Glaube ich.«

Es war etwas an ihrer Art zu sprechen. Mit der eintönigen, einschläfernden Stimme eines Börsenberichterstatters gab sie trockene Fakten bekannt, denen man nicht widersprechen konnte, und für einen Augenblick begann Jerry zu glauben, dass das, was sie sagte, die Wahrheit war. Dann verging eine Minute der Stille, und der Bann wurde gebrochen. Jerry schaute Theres an. Schweißtropfen traten unter ihrem Haaransatz hervor. Er schüttelte die Kissen und die Decke auf, sagte ihr, dass sie sich hinlegen und ausruhen solle. Als er sie gebettet hatte, setzte er sich auf die Sofakante.

»Schwesterchen«, sagte er. »Ich habe dich das schon einmal gefragt, aber jetzt frage ich noch einmal. Sagen wir mal, das ist so mit dem Rauch und diesen anderen Sachen, wenn jemand stirbt. Und

sagen wir mal, dass ich auch so etwas habe. Willst du dir das dann auch nehmen?«

Theres schüttelte müde den Kopf, und Jerry stellte die Frage, die hierauf logisch folgte: »Und warum nicht?«

Theres' Augen wurden trübe, und sie blinzelte ein paar Mal mit schweren Lidern, aber Jerry konnte sie nicht einschlafen lassen, bevor er eine Antwort bekommen hatte. Er schüttelte sie vorsichtig an der Schulter und sie sagte: »Ich weiß nicht. Es sagt stopp.«

Ihre Augenlider klappten herunter, und Jerry musste sich mit dieser Antwort begnügen. Er ging selbst zu Bett und versuchte, sich den gröbsten Schlamm aus den Gehirnwindungen zu schlafen, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Nach einer halben Stunde war er wieder auf den Beinen, duschte sich kalt ab und ging hinaus, um Brei zu kaufen.

Irgendetwas musste sie schließlich essen.

Im Treppenhaus begegnete er seinem Nachbarn, Hirsfeldt. Ein älterer Herr, dessen korrekte Kleidung in großem Kontrast zu den Spuren des Alkoholkonsums in seinem Gesicht stand. Im grellen Morgenlicht, das vom Beton reflektiert wurde, stierte er Jerry aus zusammengekniffenen Augen an. »Hast du neuerdings einen … Mitbewohner?«, fragte er.

Jerry wurde ganz flau zumute. »Nee, warum?«

»Ich hör es doch«, sagte Hirsfeldt. »Dieses Haus ist so hellhörig. Ich höre doch, dass da jemand liegt und sich die Seele aus dem Leib kotzt, und das bist nicht du.«

»Es ist eine Freundin, die ein bisschen krank ist und deswegen ein paar Tage bei mir bleibt.«

»Das ist aber nett von dir«, sagte Hirsfeldt in einem Tonfall, der erkennen ließ, dass er Jerry kein Wort glaubte. Er lupfte seinen

übertrieben eleganten Hut. »Mein herzliches Beileid, im Übrigen. Das war ja eine schreckliche Sache.«

»Ja. Danke«, sagte Jerry und eilte weiter die Treppe hinunter. Als er zwei Stockwerke weiter unten war, schaute er durch die Lücke zwischen den Treppen nach oben und meinte Hirsfeldts Mantel vor seiner Tür erkennen zu können. Als ob er dort stand und lauschte.

Jerry ließ den Gedanken an einen Spaziergang zum ICA Flygfyren sausen und ging mit hastigen Schritten zum Eckladen hinüber. Er wagte nicht, Theres zu lange allein zu lassen, wenn sie aufwachte und irgendetwas tat, während dieser Hirsfeldt durch den Briefschlitz spionierte. Warum konnten diese Leute sich nicht einfach nur um ihren eigenen Kram kümmern?

Er hatte eigentlich vorgehabt, ganz normale Haferflocken zu besorgen, aber die waren ausverkauft, sodass er gezwungen war, Sempers Frühstücksbrei ab 1 Jahr zu nehmen. Als er den Karton auf das Band legte, schenkte ihm die Kassiererin ein zweideutiges Lächeln. Er hatte sie schon ein paar Mal gesehen, sie hatte ihn gesehen und wusste bestimmt, wer er war. Wenn diese Sache mit Hirsfeldt nicht gewesen wäre, hätte er es bestimmt nicht so ernst genommen, aber jetzt fühlte er sich wie ein gehetztes Tier, als er mit dem Brei in der Plastiktüte nach Hause eilte.

Theres schlief immer noch, und Jerry setzte sich in den Sessel, um wieder zu Atem zu kommen. Als sie aufwachte, stellte er den Fernseher an und drehte die Lautstärke auf, um mögliche verdächtige Geräusche zu übertönen. Er konnte sich nicht zurückhalten, zwischendurch immer wieder zum Fenster zu gehen und auf die Straße hinunterzuspähen.

Der Tag verging in Begleitung alter Serien und Werbepausen auf TV4. Theres lag auf dem Sofa und verfolgte das Programm mit

stumpfem Blick. Er versuchte sie mit ein paar Löffeln Brei zu füttern. Schließlich setzte er sich in den Sessel, schlang die Arme um seine Knie und fürchtete, dass sie die armselige Mahlzeit wieder von sich geben würde. Als sie es nicht tat, wurde er über alle Maßen froh und fütterte sie noch ein bisschen weiter. Dann wollte sie nichts mehr haben, übergab sich aber auch nicht mehr.

Die Zwischenfälle mit Hirsfeldt und der Kassiererin hatten die Lage zugespitzt. Er konnte nicht einfach weitermachen wie bisher und so tun, als würde sich irgendwann alles von selbst regeln. Leider war Jerry nur viel zu müde, um sich eine andere Strategie auszudenken. Gelegentlich fütterte er Theres mit ein paar Löffeln Brei, freute sich, wenn sie ihn bei sich behielt, tupfte ihr den Schweiß von der Stirn und saß bei ihr, wenn die Krämpfe ihren Körper wieder durchschüttelten.

Die Stunden, die sie in ihrer kleinen Blase verbrachten, wurden für Jerry von zwei starken Empfindungen geprägt. Die eine war Klaustrophobie. Das Zimmer fühlte sich kleiner an als gewohnt, die Wände schlossen sich um ihn zusammen, und hinter den Wänden warteten wachsame Augen. Er zog sich in sich selbst zurück, wurde zu einem Brühwürfel zusammengekocht, der nur eine Funktion hatte: füttern und pflegen.

Die Klaustrophobie fand jedoch ihr Gegengewicht in einem anderen, neu entdeckten Gefühl: der Freude an der Fürsorge. Es war ein zutiefst befriedigendes Gefühl, Theres' Kopf mit der Hand zu stützen und den Löffel an ihre Lippen zu führen, zu sehen, wie sie die Nahrung, die er ihr gab, herunterschluckte und bei sich behielt. Ihm wurde warm ums Herz, wenn sie vor Erleichterung seufzte, nachdem er ihr glühendes Gesicht mit einem nassen, kühlen Handtuch abgewischt hatte.

Aber vielleicht war das alles gar nicht so schön. Vielleicht ging es nur um Macht. Darum, dass sie vollständig von ihm abhängig war. Kein Mensch hatte ihn jemals zum Überleben gebraucht, aber Theres brauchte ihn jetzt ganz offensichtlich. Niemand wusste, dass es sie gab. Er könnte ein Kissen auf ihr Gesicht pressen, und niemand würde auch nur einen Mucks sagen.

Aber tat er es auch? Nein, er nicht. Er kochte Brei und machte feuchte Tücher und wechselte die Bettwäsche und stand immer bereit und pflegte sie. Er besaß eine solche Macht über sie, dass er sie nicht einmal ausüben musste. Jerry war ein guter Junge, ausnahmsweise einmal.

Um acht Uhr begann *Idol*. Als ein Mädchen auf die Bühne kam und »Didn't we almost have it all« mit übertriebenem Pathos herausheulte, lag Theres auf dem Sofa und sang die Melodie mit schwacher Stimme mit. Jerrys Augen wurden feucht, und es lag nicht an dem Mädchen, das im Fernsehen sang.

»Verdammt, Schwesterherz«, sagte er. »Das würdest du so viel besser machen. Du könntest sie um den Verstand singen.«

Als es Abend wurde, begann es Theres wieder schlechter zu gehen. Die Krämpfe folgten dichter aufeinander, und als Jerry die Temperatur maß, zeigte das Thermometer 40,3 Grad. Um Mitternacht war sie so schwach, dass sie nicht einmal den Kopf heben konnte, um sich zu übergeben, sodass Jerry mit einem Handtuch danebensitzen und aufpassen musste. Vielleicht wäre er vor Müdigkeit zusammengebrochen, wenn ihn die Angst nicht wach gehalten hätte.

Er schleppte seine Matratze ins Wohnzimmer und legte sich neben sie auf den Fußboden. Er scherte sich nicht mehr darum, ob Hirsfeldt bei der Polizei anrief oder die Kassiererin in den Büschen lauerte und spähte, er wollte nur, dass Theres nicht starb. Er hatte

noch nie jemanden gesehen, der so krank war. Würde Ingemar noch einmal seine Visage in Norrtälje zeigen, Jerry würde sie ihm bis in den Hals hinunterhämmern.

Vielleicht war er für einen Moment eingeschlafen, als er Theres flüstern hörte: »Pipi.«

Er trug sie zur Toilette und hockte sich vor sie, um sie an den Schultern festzuhalten, damit sie nicht herunterfiel. Sie war so heiß, dass er in den Handflächen zu schwitzen begann. Es war unbegreiflich, wie ihr kleiner Körper so viel Wärme erzeugen konnte. Ihr Kopf hing herunter, und plötzlich gab sie den letzten Widerstand auf und fiel vollkommen schlaff zusammen.

»Schwesterchen? Schwesterchen? Theres!«

Er hob ihren Kopf an. Die Augen hatten sich in den Schädel gedreht, sodass nur das Weiße zu sehen war, und ein Speichelfaden rann zwischen ihren regungslosen Lippen heraus. Er legte das Ohr an ihren Mund und konnte ein ganz schwaches Atmen vernehmen, ein Hauch von Wüstenhitze an seinem Ohr. Er hob sie hoch und trug sie auf das Sofa zurück, wo er sie in kühle Tücher hüllte, sich neben sie legte und ihre Hand nahm.

»Schwesterchen? Schwesterchen? Nicht sterben. Bitte. Ich werde dich nicht weggeben. Ich werde mich um dich kümmern, hörst du mich? Ich werde es irgendwie hinkriegen, aber bitte stirb nicht. Hörst du?«

Jerry rollte sich auf seiner Matratze zusammen, ohne ihre Hand loszulassen, lag da und starrte im Halbdunkel des Zimmers ihren Mund an, weil die Lippen das Einzige waren, was sie hin und wieder bewegte, und es ihm zeigte, dass sie noch am Leben war. Jerry hing an ihren Lippen und machte sich klar, was er schon vor langer Zeit hätte einsehen müssen: *Stirb nicht. Ich habe doch nur dich.*

Vielleicht waren fünf Minuten vergangen, vielleicht eine Stunde. Vielleicht schlief er und träumte, vielleicht war er wach und sah tatsächlich, was er sah. Wenn er träumte, dann träumte er, dass er auf der Matratze neben Theres lag und ihre warme, leblose Hand hielt, als sich ihr Mund ein paar Zentimeter öffnete. Zuerst war er froh, weil es das deutlichste Anzeichen war, das sie im Laufe der letzten Stunden gezeigt hatte. Dann sah er den dünnen, roten Rauch, der sich zwischen ihren Lippen herauszukringeln begann.

Die Panik trieb einen Stachel in sein Herz, und er sprang auf die Füße. Ganz von Sinnen vor Müdigkeit und Angst griff er nach dem feuchten Badelaken und warf es über ihren Mund, über ihr Gesicht, um den roten Rauch am Austreten zu hindern. Er drückte den Frotteestoff gegen ihre Lippen, während er panisch den Kopf schüttelte.

Es ist nicht so, so geht das nicht, das geschieht nicht.

Einige Sekunden vergingen, und er erwartete, dass der rote Rauch bald durch den Stoff hindurchdringen würde. Dann wurde ihm bewusst, was er gerade tat. Er riss das Badelaken weg und legte das Ohr an ihren Mund. Er hörte und spürte nichts, und er schlug sich selbst mit beiden Händen gegen die Schläfen, bis die Bronzeglocken im Hinterkopf dröhnten.

Ich habe sie umgebracht. Ich habe sie umgebracht. Ich habe sie erstickt.

Theres schlug die Augen auf, und Jerry schrie und stolperte rückwärts, warf den Couchtisch um und fiel mit einem Krachen zu Boden. Sie streckte ihm die Hand entgegen. Jerry atmete ein paar Mal tief durch und bekam sich selbst wieder unter Kontrolle. Er nahm ihre Hand und flüsterte: »Ich dachte, du stirbst. Gerade eben.«

Theres schloss die Augen und sagte: »Ich wurde tot. Dann wurde ich nicht tot.«

Es klopfte an der Wand. Hirsfeldt war wach.

Im Laufe der Nacht ließ das Fieber nach, und am Morgen war es auf achtunddreißig Grad gesunken. Theres konnte Wasser trinken und sogar etwas aus dem Gläschen mit Aprikosenpüree essen, das noch im Kühlschrank gestanden hatte. Sie setzte sich im Bett auf und hielt den Löffel selbst. Jerry hatte am Morgen noch zwei Stunden schlafen können und fühlte sich so erleichtert, dass er es irgendwie zeigen musste. Als er ihre Wange streichelte, schaute sie ihn nicht an, lächelte nicht einmal ansatzweise. Aber sie zog den Kopf auch nicht weg.

Eine Stunde später saß Jerry am Computer und las Immobilienanzeigen im Internet.

3

Nach ein paar Tagen mit E-Mail-Wechseln und Telefongesprächen gab Jerry Theres genaue Anweisungen, wie sie sich in seiner Abwesenheit zu verhalten hatte und was sie tun und nicht tun durfte, worauf er nach Stockholm fuhr, um sich eine Wohnung in Svedmyra anzuschauen.

Es handelte sich um eine Dreizimmerwohnung mit zweiundachtzig Quadratmetern in einer Gegend, die einen dermaßen ruhigen und stillen Eindruck machte, dass man wahrscheinlich hören konnte, wenn ein Nagel auf einen der vielen verglasten Balkone fiel.

Jerry näherte sich von der U-Bahnstation aus und versuchte ein Gefühl für den Ort zu bekommen. Es fühlte sich … abgeschlossen an. Irgendwann war hier vielleicht einmal etwas los gewesen, junge

Männer mit Hüten waren durch die Straßen gegangen und hatten sich modern gefühlt zwischen den dreistöckigen Backsteingebäuden, aber das war ganz schön lange her. Sie hatten ihre Hüte auf die Ablage verbannt und hielten sich an Katzen und Fernseher.

Als Jerry die Diskussionsforen nach verschiedenen Wohngebieten durchsucht hatte, war immer wieder ein Ausdruck in Beiträgen aufgetaucht, die vermutlich von älteren Herrschaften verfasst worden waren: *Toben im Treppenhaus*. Man klagte über das ewige Toben im Treppenhaus. Jerry hatte das Gefühl, dass Svedmyra ein Ort war, in dem wenig in den Treppenhäusern herumgetobt wurde. Genug gesagt.

Die Wohnung lag im obersten Stock und war wenig aufsehenerregend. Zwei Schlafzimmer mit Blick auf ein paar Kiefern, ein großes Badezimmer mit Waschmaschine und ein Wohnzimmer mit Kücheneecke. Einhundertvierzigtausend schwarz sollte der Vertrag kosten, und der Makler versicherte ihm, dass der Letzte, der hier auf legalem Weg eine Wohnung bekommen hatte, zwölf Jahre darauf gewartet hatte.

Die Klein- und Großkriminellen, denen Jerry im Laufe seines Lebens begegnet war, wären bei einer polizeilichen Gegenüberstellung immer sofort als Kriminelle identifiziert worden, aber dieser Schwarzmakler sah so anständig und vertrauenerweckend aus, dass Jerry misstrauisch wurde. Anzug, gekämmte Haare und einschmeichelnde Zähne.

Wenn es ein Typ im Trainingsanzug mit Goldkettchen gewesen wäre, hätte Jerry weniger Bedenken gehabt, die fünfzigtausend aus seiner Tasche zu ziehen, die als Handgeld vereinbart waren. Jetzt weigerte er sich, mehr zu bezahlen als fünfundzwanzigtausend. Der Makler spulte die ganze Story ab, über den angeblichen

Wohnungstausch, die Papiere, die unterschrieben werden mussten, und so weiter, aber Jerry blieb hart.

Er drehte eine Runde durch die Wohnung, während der Makler immer irritierter seine Phrasen drosch. Jerry sah, wo er seinen Computertisch aufstellen konnte, direkt dort neben dem Breitbandanschluss, hier würde das Bett stehen, das wäre Theres' Zimmer und so weiter. Er mochte die Bude. Als er zum Makler zurückkehrte und dieser sagte, dass ohne vierzigtausend auf die Hand das Geschäft gestorben sei, erwiderte Jerry, dass er bei fünfundzwanzigtausend bleibe, aber zehn drauflegen würde, wenn alles unter Dach und Fach wäre. Einhundertfünfzigtausend total.

Fünfundzwanzig Riesen wechselten den Besitzer, und Hände wurden geschüttelt.

Als Jerry in der U-Bahn Richtung Technische Hochschule und später im Bus nach Norrtälje saß, war er ziemlich zufrieden mit sich selbst. Falls er reingelegt wurde, dann war es keine Katastrophe. Er hatte noch gut dreihunderttausend vom Internetpoker auf die Seite gelegt.

Aber er wurde nicht reingelegt. Eine Woche später konnte er die Schlüssel holen, den Vertrag unterschreiben und das restliche Geld für die Wohnung bezahlen, in der er nun gemeinsam mit seiner Tochter wohnen würde – so die offizielle Version.

Der eigentliche Umzug machte ihm Sorgen. Jerry besaß nicht viele Dinge, aber ein paar davon konnte er nicht allein die Treppe runtertragen. Das Bett, das Sofa, die Bücherregale und so weiter. Er hatte niemanden, den er um Hilfe bitten konnte, und selbst wenn Theres kräftig genug gewesen wäre, an einem Ende anzupacken, wagte er es nicht zuzulassen, dass sie sich in Norrtälje zeigte.

Es musste eine Umzugsfirma her.

An dem vereinbarten Tag erklärte er Theres, dass ein paar Männer kommen und ihnen dabei helfen würden, ihre Sachen nach Stockholm zu transportieren. Theres wurde blass vor Schreck, und ihre Blicke flogen durch die Wohnung auf der Suche nach einem Platz, an dem sie sich verstecken konnte. Jerry redete ihr so lange zu, bis er sie ins Badezimmer bugsieren konnte, wo sie die Tür hinter sich abschloss.

Eine Viertelstunde später klingelte es an der Tür, und davor standen ein paar Kerle, in deren Angesicht Jerry zu schrumpfen begann. Erst jetzt verstand er den Firmennamen, »Zwillingspack«. Zwei identische, etwa fünfundzwanzigjährige Kerle in Blaumännern türmten sich vor ihm auf. Beide waren über zwei Meter groß, und Jerrys Hand verschwand, als er sie einem von ihnen zur Begrüßung reichte.

Sie leerten das Schlafzimmer und die Küche im Handumdrehen, und Jerry gab schnell die Versuche auf, ihnen helfen zu wollen, nachdem er eingesehen hatte, dass er bei ihrem geschmeidigen Paarlauf mit Möbeln und Kartons als Requisiten nur im Weg stand. Er bestand also nur darauf, den Computer nach unten tragen zu dürfen. Er hatte sich unlängst das neueste Mac-Modell besorgt und wollte sichergehen, dass der Karton nicht irgendwo eingequetscht wurde.

Der große Umzugstransporter war nicht einmal zu einem Drittel gefüllt, und nur das Sofa fehlte noch, als Jerry den Computerkarton vorsichtig im Bücherregal platzierte und sicherte. Das Zwillingspack stand mit verschränkten Armen dabei und schaute ihm mit einem milden Lächeln zu. Jerry ging hinter ihnen die Treppe hoch. Als die beiden sein Stockwerk erreichten, hörte er, wie eine Tür geschlossen wurde, wahrscheinlich Hirsfeldt, der ihm noch bis zum letzten Augenblick hinterherschnüffeln wollte.

Mats (oder war es Martin) war in der Wohnungstür stehen geblieben und sagte: »Hallo?«

Als Jerry zu ihnen aufgeschlossen hatte, sah er zwischen ihren Rücken hindurch, dass Theres aus welchen Gründen auch immer aus dem Badezimmer gekommen war und jetzt mit aufgerissenen Augen und geballten Fäusten im Flur stand und die Zwillinge anstarrte.

Die Großen, dachte Jerry. Wenn Theres schon wunderliche Vorstellungen von erwachsenen Menschen hatte, dann wurden sie durch den Anblick der Zwillinge bestimmt nicht besser.

Jerry sagte leise: »Meine Tochter. Sie ist … ein bisschen speziell.«

Als wollte sie seine Behauptung untermauern, begann Theres langsam ins Wohnzimmer zurückzuweichen. Als die Zwillinge unbekümmert auf sie zugingen, hielt sie sich schützend die Hände vors Gesicht, während sie sich weiter zurückzog.

»Theres«, sagte Jerry, der sich nicht zwischen den beiden massiven Rücken hindurchquetschen konnte. »Theres, sie sind nicht gefährlich. Sie helfen uns.«

Theres kam in das leere Wohnzimmer. Sie warf einen panischen Blick zur Balkontür, und für einen Moment glaubte er, dass sie sich hinunterstürzen würde.

»Theres. Was für ein schöner Name«, sagte einer der Zwillinge und lenkte sie damit lange genug ab, sodass sie nicht mehr zu der Tür hinüberlaufen konnte, bevor der Fluchtweg abgeschnitten war. Stattdessen handelte sie wie das sehr kleine Kind, nach dem sie in diesem Moment aussah: Sie warf sich auf das Sofa und zog sich die Decke über den Kopf.

Mats und Martin schauten einander an, grinsten und sagten: »Jou, Mädchen. Jetzt geht die Fahrt ab.« Bevor Jerry die beiden aufhalten konnte, hatte jeder ein Ende des Sofas angehoben. Weil

ihm keine bessere Alternative einfiel, eilte Jerry ins Treppenhaus und baute sich vor Hirsfeldts Spion auf, während Mats und Martin das Sofa die Treppe hinuntertrugen. Er wagte sich nicht vorzustellen, was Theres empfand, während sie zitternd unter der Decke lag und aus ihrem geschützten Freiraum hinausgetragen wurde.

Nachdem die Zwillinge das Sofa in den Lastwagen gestellt hatten und Jerry sie davon überzeugt hatte, dass sie besser nicht versuchen sollten, sie unter der Decke hervorzulocken, setzte er sich neben sie und flüsterte: »Schwesterchen? Schwesterchen? Keine Angst. Ich bin hier, und die beiden sind nicht gefährlich.« Er suchte unter der Decke nach ihrer Hand, umfasste sie. Eine Geste, die eine Woche zuvor noch undenkbar gewesen wäre.

Als die Zwillinge die letzten Kisten hinuntergetragen hatten und bereit zum Aufbruch waren, weigerte sich Theres, ihren Kokon zu verlassen. Jerry versuchte aufzustehen, aber sie hielt seine Hand fest umklammert und fauchte: »Geh nicht. Geh nicht.«

Jerry wägte das Für und Wider ab und fragte schließlich die Zwillinge: »Ist es okay, wenn wir mitfahren? Hier hinten?« Die Zwillinge zuckten mit den Schultern und sagten, dass es zwar eigentlich nicht zugelassen sei, aber … Jerry verstand die Signale und sagte, dass sie ruhig ein paar Stunden mehr auf die Rechnung schreiben könnten. Es war ohnehin billiger geworden, als er gedacht hatte, weil die Zwillinge so schnell gearbeitet hatten.

Jerry kramte noch eine Decke heraus und wickelte sich ein, fand die Taschenlampe in einem der Kartons. Nachdem die Türen geschlossen waren und er die Lampe angeschaltet hatte, fand er die Idee doch nicht ganz so dumm. Sie ersparten sich die nächtliche Taxifahrt, die Jerry ins Auge gefasst hatte, um Theres aus Norrtälje herauszuschaffen, ohne dass sie dabei von jemandem entdeckt werden konnten, der Jerry kannte.

Als Jerry jung war, hatte er die üblichen Fantasien gehabt, wie er Norrtälje verlassen und Jahre später mit Lärm und viel Trara und groß aufgemachten Interviews in der Lokalpresse wieder dort auftauchen würde. Diesen Gedanken hatte er vor langer Zeit schon aufgegeben und sich mit der langsamen Mumifizierung in seiner einsamen Wohnung abgefunden.

Selbst wenn er jetzt in einem dunklen LKW unterwegs war, wie ein Dieb in der Nacht, hatte er sich letztendlich doch losgerissen. Gut oder schlecht? Schwer zu sagen, aber als der Wagen vom Hof rumpelte und Jerry sich vorzustellen versuchte, an welchen Stellen sie gerade vorbeifuhren, fühlte er sich ein bisschen aufgeräumt. Er war auf dem Weg. Endlich.

Als sie gut eine Viertelstunde gefahren waren, traute sich Theres aus ihrer Deckung. Sie schaute sich in dem dunklen Wagen um, und Jerry ließ den Strahl der Taschenlampe umherwandern, um ihr zu zeigen, dass keine Gefahr drohte. Sie sagte etwas, und Jerry musste sich zu ihr hinunterbeugen, damit er sie über den Lärm des Motors hinweg verstehen konnte: »Was hast du gesagt?«

»Die Großen«, sagte Theres. »Wann machen sie Kleine tot?«

»Du, Schwesterherz …« Jerry rückte näher an sie heran, aber Theres zog sich in die Sofaecke zurück. Als Jerry sie anleuchtete, sah er, dass sie immer noch mindestens so panisch war wie oben in der Wohnung. Er schaltete die Lampe aus, um sie nicht zu blenden, und sprach in die Dunkelheit hinein.

»Schwesterchen, diese ganze Sache mit den Großen, also – das ist nur eine Erfindung. Das ist nicht wahr. Das war so ein Mist, den Papa erfunden hatte, weil … weil er nicht wollte, dass du ausreißt.«

»Du lügst. Die Großen haben Hass im Kopf. Du auch gesagt.«

»Ja, aber das war ja nur, damit du … ach, scheiß drauf. Aber niemand will dich umbringen. Du musst keine Angst haben.«

Sie saßen eine lange Zeit schweigend in der Dunkelheit. Das Motorengeräusch war einschläfernd, und vielleicht wäre Jerry sogar eingeschlafen, wenn er nicht angefangen hätte zu frieren. Er zog die Decke dichter um sich und starrte auf einen dünnen Lichtstreifen unterhalb der Türen. Das Gefühl, auf dem Weg zu sein, war der Empfindung gewichen, *transportiert* zu werden, wie ein Möbel oder ein Schwein, und seine gute Laune ging baden. Als sie so weit gekommen waren, dass er an der Resonanz des Motorengeräuschs hören konnte, dass sie auf einer Straße mit Häusern an den Seiten entlangfuhren, sagte Theres: »Die Großen sind lieb?«

»Nee«, sagte Jerry. »Das wäre ein bisschen übertrieben. So würde ich es nie sagen. Die meisten sind fiese Möpse, wenn sie die Gelegenheit dazu haben. Ich wollte damit nur sagen, dass sie dich nicht gleich umbringen. Sie werden dich nicht töten. Oder dich verletzen.«

Für sich selbst fügte Jerry hinzu: *Solange sie nichts dabei verdienen können.*

Als die Türen geöffnet wurden, blendete Jerry das weiße Winterlicht. Theres war wieder unter die Decke gekrochen, und draußen warteten Martin und Mats mit vor der Brust verschränkten Armen.

»Es war der dritte Stock, oder?«, fragte einer der Zwillinge und zeigte auf Theres. »Jetzt musst du das Mädchen irgendwie nach oben bekommen. Das eine Mal war ja ganz lustig, aber …«

Jerry bat die Hünen, sich ein wenig zurückzuziehen, bevor er sich über Theres beugte und dorthin flüsterte, wo er ihr Ohr vermutete: »Komm jetzt, Schwesterherz. Keine Sorge. Ich werde dich an die Hand nehmen.« Ein paar Sekunden vergingen, und Jerry überlegte schon, ob er sie nicht in die Decke verpackt nach oben tragen sollte,

als sie eine Hand herausstreckte. Er nahm sie und zog die Decke weg, führte sie aus dem Wagen.

Theres ging mit gebeugtem Haupt, als ob sie jeden Augenblick einen vernichtenden Schlag in den Nacken befürchtete. Als dieser nicht kam, schielte sie kurz zu den Zwillingen hinüber. Sie winkten im Gleichtakt mit identischen Mienen, als wären sie aus einem Zeichentrickfilm entflohen. Jerry fragte sich, ob sie auch zusammenwohnten.

Er nahm eine aufrechtere Haltung an, als sie auf die Tür zugingen, denn hier hatten sie nichts mehr zu verbergen, und es sollte auch gar nicht erst danach aussehen. Überall gab es neugierige Augen. Hier kamen Vater und Tochter, um ihre neue Wohnung in Besitz zu nehmen, daran war nichts Auffälliges. Theres spielte ihre Rolle jedoch schlecht, und ihre Finger klemmten sich wie Zangen um seine Hand.

Sie entspannte sich ein wenig, als sie in den kleinen Aufzug traten, und schaute sich verwirrt um, als sie oben auf dem Treppenabsatz wieder ausstiegen, verstand nicht, wie dieser Ortswechsel vonstatten gegangen war. Jerry schloss auf und ließ die Tür zu ihrer Wohnung offen stehen, bevor er Theres in ihr neues Zimmer führte.

»Hier wirst du wohnen«, sagte Jerry. Als sich Theres genau in dem leeren Zimmer umschaute, fügte Jerry hinzu: »Da kommen ja noch Möbel und so rein. Wir werden ein Bett kaufen und …«

Theres ging in eine Ecke und setzte sich auf den Boden, zog die Knie bis zum Kinn hoch und sah aus, als wäre sie mit dem jetzigen Zustand des Zimmers nicht unzufrieden. Jerry hörte ein Krachen und einen unterdrückten Fluch aus dem Treppenhaus und sagte: »Du, jetzt kommen sie mit den Möbeln, also …«

Theres zog sich noch kräftiger in sich selbst zusammen und blieb sitzen, uneinnehmbar. Eine Minute später schleppten die Zwillinge

das Sofa herein, und Jerry bat sie, es zu Theres ins Zimmer zu stellen. Das Mädchen verfolgte die Arbeit der zwei großen Männer mit weit aufgerissenen Augen, während sich ihre Finger ineinander verflochten. Die Zwillinge schienen akzeptiert zu haben, dass sie keinen Draht zu Theres finden konnten, und stellten die Sachen schweigend in ihrem Zimmer ab.

Jedes Mal, wenn sie in ihr Zimmer kamen, lockerte Theres den Griff um ihre Knie ein bisschen, und als sie schließlich die beiden Kartons mit ihren Kleidern abstellten, war sie bereits aufgestanden.

»Ahem, tja«, sagte Mats oder Martin und schaute sich in der Wohnung um, in deren Weiten sich das armselige Mobiliar förmlich verlor. Er schien nach einer positiven Bemerkung zu suchen, sie aber nicht zu finden. Stattdessen bemerkte er: »Das war das.«

»Ja«, sagte Jerry. »Das war das.«

4

Ein paar Tage, nachdem sie in die Wohnung gezogen waren, bekam Theres ihre erste Menstruation. Jerry saß am Computer und versuchte ein bisschen Geld einzuspielen, als Theres aus ihrem Zimmer kam und fragte: »Wie wurde es offen?«

Jerry war so versunken in seine Pokerpartie, dass er die Augen nicht vom Bildschirm abwandte, als er fragte: »Was denn?«

Theres stand neben ihm und sagte: »Es kommt raus. Wer hat das getan?«

Jerry zuckte zusammen, als er sie ansah. Dann verstand er. Ihre Unterhosen und ihr T-Shirt hatten rote Flecken, und Blut war an ihrem linken Bein bis zum Knöchel hinuntergelaufen. Theres zeigte

keine Angst, sondern nur Verwunderung, als sie auf ihre verschmierten Finger hinunterschaute.

Jerry stieg aus der Partie aus, was er ohnehin vorgehabt hatte, und loggte sich aus *Partypoker* aus. Er kratzte sich am Kopf und wusste nicht, wo er anfangen sollte. Obwohl er selbst entschieden hatte, dass es die offizielle Version von seiner und Theres' Beziehung sein sollte, war dies die erste Situation, in der er sich tatsächlich wie ein alleinstehender Vater fühlte.

»Also …«, sagte Jerry. »Das hier ist etwas, das eben passiert. Es wird jeden Monat passieren. Dass du so blutest. Ab jetzt.«

»Wie kommt das?«

»Ehrlich gesagt … weiß ich so gut wie nichts darüber. Aber es hängt damit zusammen, dass du erwachsen wirst. Alle Mädchen bekommen das, wenn sie erwachsen werden. Dass sie jeden Monat ein paar Tage bluten.«

Theres betrachtete weiter ihre Finger, schaute an ihren fleckigen Kleidern und den rot gestreiften Beinen hinunter. Dann runzelte sie die Stirn und fragte: »Was bin ich?«

»Was meinst du? Du bist ein Mädchen, ist es das, was du wissen wolltest?«

»Mehr.«

»Du bist so etwa dreizehn Jahre alt, du bist … ich weiß nicht, was du bist. Das musst du selbst herausfinden.«

Theres nickte und ging in ihr Zimmer zurück. Jerry blieb eine Weile auf dem Stuhl sitzen und kam sich wie eine Niete vor. So war es mit Theres. Sie glaubte alles, was man ihr sagte, es sei denn, es stand im Widerspruch zu dem, was sie früher einmal gehört hatte. Als er zu ihr hineinging, saß sie unbekümmert auf dem Fußboden und blätterte in den CDs herum, während sie den Teppich unter sich vollblutete.

»Schwesterchen«, sagte Jerry. »Ich muss ein paar Sachen einkaufen. Du gehst dich so lange duschen und dann …« Jerry zog ein leeres Blatt Papier heraus, schrieb das Wort »Menstruation« darauf und gab es Theres.

»So heißt das. Wenn man so blutet, wie du jetzt. Guck es im Internet nach, während ich weg bin. Nachdem du geduscht hast.«

Jerry zog sich Schuhe und Jacke an und eilte aus der Wohnung. Dass Theres ihre Menstruation bekommen würde, war ein Umstand, den er niemals bedacht hatte. Er hatte sie kaum als Mädchen wahrgenommen, geschweige denn als junge Frau. Sie war zu speziell, um etwas anderes zu sein als nur sie selbst. Ein Neutrum. Aber jetzt war die Situation da.

Er wusste ein bisschen mehr über das Phänomen, als er Theres erzählt hatte, aber viel war es nicht. In seinen wilden Jahren hatte er wohl das eine oder andere Mal Sex gehabt, aber er war nie mit einem Mädchen zusammen gewesen. Hatte nie den Alltag eines Mädchens oder einer Frau erlebt. Außer bei Laila, natürlich, aber die hatte sehr ungern über so etwas gesprochen.

Außerdem war es schwierig, Theres etwas zu erklären, weil ihr Weltbild so vermurkst war. Kurz zusammengefasst lief es darauf hinaus, dass die Menschen hintereinander her waren. So weit konnte Jerry ihr folgen, der Mensch war des Menschen Wolf und so weiter, aber Theres' Version war gewalttätiger und konkreter, und vor allen Dingen waren es die Großen, die hinter den Kleinen her waren, um sie zu töten und zu missbrauchen.

Das freundliche Zwillingspack hatte ihre Überzeugungen zwar ein bisschen durcheinandergeworfen, sodass sie sich ein paar Mal auf den Balkon gewagt hatte, um die Menschen dort unten zu betrachten, aber ihre Grundeinstellung war durch und durch misstrauisch. Nach Jerrys Ansicht war das eigentlich eine sehr vernünftige

Haltung, aber sie müsste ein paar Grade abgeschwächt werden, um damit unter Menschen leben zu können.

In dem kleinen Supermarkt um die Ecke studierte Jerry sorgfältig die Kartons mit Binden und Tampons, aber schlauer wurde er dadurch auch nicht. Zu allem Überfluss gab es alles auch noch in unterschiedlichen Größen. Er war genötigt, sich Theres' Geschlecht vorzustellen. Das versetzte ihn in eine leichte Erregung, die ihn unangenehm berührte, und er griff sich von jeder Sorte einmal small und einmal medium.

An der Kasse saß ein Mann in seinem Alter, und als er die Kartons über den Scanner zog, sagte Jerry: »Meine Tochter. Das erste Mal.« Der Mann nickte verständnisvoll und fragte, ob Jerry alleinerziehend sei. Allerdings, das war er. Und die Mutter? Nee, die war abgehauen. Nach Sundsvall, ausgerechnet. Wollte nichts von ihrer Tochter wissen. Traurig, so etwas. Ja, traurig.

Jerry war ziemlich zufrieden mit sich, als er wieder auf dem Weg nach Hause war. Damit war das schon einmal klargestellt. In diesen kleinen Supermärkten standen die Leute ja ständig zusammen und tratschten. Der Mann an der Kasse machte einen redseligen Eindruck, und falls jemand neugierig wurde, hatte Jerry jetzt schon mal eine glaubwürdige Version von sich und Theres in Umlauf gebracht. Gute Arbeit.

Als er nach Hause kam, saß Theres mit nassen Haaren vor dem Computer. »Wie sieht es aus?«, fragte er.

»Das ist Englisch«, sagte Theres. »Ich verstehe nicht.«

»Nee, verdammt«, sagte Jerry. »Steh auf.«

Theres tat, was er gesagt hatte, und tatsächlich hatte sie den Bezug seines Schreibtischstuhls vollgeblutet. Jerry zog einen Karton mit Tampons und einen mit Binden heraus und gab sie ihr. »Hier.

Damit hört das Bluten auf. Oder, es blutet zwar, aber es ist wie ein Verband. Ein Pflaster. Verstehst du?«

Theres drehte die Kartons in den Händen und schüttelte den Kopf. Jerry öffnete den Karton mit Tampons und fand darin ein paar fest komprimierte Baumwollstäbchen und ein Plastikrohr. Er setzte sich in den Sessel und las die Gebrauchsanweisung, bis er verstanden hatte, wie man es machte.

Warum mussten Mädchen eine Menstruation haben? Wozu war das eigentlich gut? Die Gebrauchsanweisung enthielt keine Antworten auf diese Fragen, nur die praktischen Handlungsanweisungen. Seine Wangen röteten sich, als er Theres erklärte, wie sie es einführen und herausnehmen sollte und wie es mit der Schnur und der Einführhilfe funktionierte. Als sie ihre Unterhose herunterzog, um seinen Anweisungen zu folgen, wandte er den Kopf ab und sagte: »Geh ins Badezimmer und mach es dort.«

Theres gehorchte, und Jerry ließ sich in den Sessel sinken. Er fühlte sich schmutzig. Das war kein neues Erlebnis, aber auf diese Weise wollte er sich nicht schmutzig fühlen. Theres bekam allmählich Brüste und war hübsch oder eher schön. Er hatte sie ganz in seiner Macht, und ein komplettes Szenario flimmerte für ein paar Sekunden vor seinem inneren Auge vorbei, bis er die Zähne zusammenbiss und die ungewollten Bilder mit Gewalt aus seinem Kopf verbannte.

Sie war seine Schwester, und er war kein verdammter inzestuöser Pädophiler, basta! Sie hatte dieses Problem, das Mädchen eben bekommen, und es war auch nichts anderes, als würde er einmal im Monat Nasenbluten bekommen. Ein Wattebausch in die Nase und fertig. Dass ihm so unangenehm zumute geworden war und er den Kopf abwenden musste, zeigte nur, dass er ein Psycho war, der schmutzige Gedanken im Kopf hatte.

Das war es mit der Sache. Als Theres eine Weile später aus dem Badezimmer rief, dass sie es nicht konnte, ging er zu ihr und half ihr, den Tampon einzuführen, kontrollierte, dass die Schnur an der richtigen Stelle hing, und erklärte ihr, dass sie ihn ein paar Mal am Tag auswechseln musste, und das sollte sie, verdammt noch mal, selber machen. Anschließend wusch er sich die Hände.

5

Vielleicht hatte es mit der Menstruation zu tun, vielleicht auch nicht, jedenfalls veränderte Theres sich. Hin und wieder öffnete sie ihre Schale und riskierte einen Blick auf die Außenwelt. Sie hatte ernsthaft begonnen, sich für das Internet zu interessieren, und wenn Jerry den Rechner nicht benutzte, saß sie oft davor und klickte sich durch Wikipedia-Artikel, meistens über verschiedene Tiere.

Eines Tages, als Jerry im Wohnzimmer saß und Zeitung las, fragte Theres: »Warum steht das so da?«

Jerry schaute auf den Bildschirm und sah, dass Theres – wahrscheinlich, weil sie ein paar Links gefolgt war – auf einer Seite gelandet war, die poesi.nu hieß. Auf dem Bildschirm war ein Gedicht über Katzen zu sehen.

»Das ist Lyrik«, sagte Jerry. »Gedichte. Die schreibt man so, glaube ich. Findest du das gut?«

»Ich weiß nicht. Was ist gut?«

»Was weiß ich. Jedenfalls scheint man heutzutage nicht mehr zu reimen. Schreib doch selbst etwas, dann wirst du sehen, ob jemand etwas dazu sagt.«

»Wie soll ich schreiben?«

Jerry klickte auf ein anderes Gedicht, das er deutlich unzusammenhängender fand und in dem es darum ging, dass jemand nicht wusste, was er werden wollte. Er deutete auf den Bildschirm. »Du musst einfach so was in der Art schreiben. Hier und da ein paar Sätze. Warte, wir richten dir erst ein Konto ein.« Jerry gab einen erfundenen Namen ein und verband ihn mit Theres' Mail-Account. Warum hatten sie ihr überhaupt einen Mail-Account eingerichtet, wem sollte sie denn schreiben? Na ja, jetzt hatten sie wenigstens einen Nutzen davon. »Jetzt musst du dir nur noch einen Benutzernamen aussuchen und auf Enter drücken, dann kannst du schreiben, was du willst.«

Jerry kehrte zu seinem Sessel und der Abendzeitung zurück, während Theres' Finger regungslos über der Tastatur verharrten. Nach einer Weile fragte sie: »Wie heiße ich?«

»Theres. Das weißt du doch.«

»Wann habe ich Theres bekommen?«

»Du meinst den Namen?« Jerry dachte nach, und ihm wurde bewusst, dass er selbst ihn sich vor langer Zeit ausgedacht hatte, ihn seitdem aber so oft verwendet hatte, dass er zu einer Selbstverständlichkeit geworden war. Er sah kein Problem darin, ihr die Wahrheit zu sagen. »Du hast ihn von mir bekommen.«

»Wer ist Theres?«

»Das bist doch du.«

»Vorher.«

Jerry ahnte, dass sie sich dem Dickicht näherten, das Theres' Menschenbild für ihn darstellte, und gerade jetzt hatte er keine Lust, sich dort hindurchzukämpfen. Er sagte: »Du musst nur einen Benutzernamen hineinschreiben, nicht deinen richtigen Namen.

Schreib Bim oder Bom oder was auch immer«, worauf er sich wieder der Zeitung zuwandte.

Er hörte die Tastatur klackern, und fünf Minuten später sagte Theres: »Wie soll ich es machen?«

Jerry stand auf und schaute auf den Bildschirm. Unter dem Benutzernamen Bim hatte sie tatsächlich ein Gedicht geschrieben, das lautete:

wo ich bin darf niemand sein
drinnen liegt das herz und denkt
grütze ist nicht lecker
das gerede irrt
der name bedeutet nicht ich
der mond ist mein vater

»Der Mond ist mein Vater«, sagte Jerry. »Was meinst du damit?«

»Er schaut zu, wenn ich schlafe«, sagte Theres. »Ein Papa macht das.«

Theres' Schlafzimmer war so gelegen, dass der Mond manchmal in das Fenster hineinleuchtete, wenn sie abends zu Bett ging. Die Idee, wie Väter sich verhalten, hatte sie vielleicht irgendwo beim Lesen aufgeschnappt.

»Klar«, sagte Jerry. »Gutes Gedicht. Schick es ab.«

Er zeigte ihr, wie sie auf Senden klicken musste. Anschließend saß Theres mit den Händen auf den Knien da und starrte auf den Bildschirm, bis Jerry fragte, worauf sie denn warte.

»Dass jemand etwas sagt«, antwortete sie.

»Das kann dauern, weißt du. Guck morgen mal nach.«

Theres stand vom Computer auf und ging auf den Balkon hinaus. Jerry sah, dass sie ihr Gesicht betastete, dass sie mit den Fingern darüber hinwegstrich, während sie auf die Straße hinunterspähte.

Am folgenden Tag hatte eine gewisse Josefin einen lobenden Kommentar zu dem Gedicht hinterlassen. Jerry zeigte ihr, wie man auf Kommentare antwortete und eigene erstellte. Als Theres eine Weile dagesessen und geklickt und geschrieben hatte, fragte sie: »Sind das Menschen?«

»Wer?«

»Die da schreiben.«

»Was sollten die sonst sein?«

»Ich weiß nicht. Sind es kleine Menschen?«

»Die meisten von ihnen schon. Oder junge Menschen, zumindest.«

Als Jerry Theres erklärt hatte, wie die Lyrikseite funktionierte, hatte er gesehen, dass fast alle Benutzer Mädchen im Alter von vierzehn bis zwanzig Jahren waren, Jungen oder ältere Personen gab es nur vereinzelt. Ohne dass es seine Absicht gewesen war, schien er Theres eine Möglichkeit eröffnet zu haben, der Welt einen Schritt näherzukommen und Gleichaltrige kennenzulernen.

Theres saß mehrere Stunden lang so still und konzentriert vor dem Computer, dass Jerry sie nicht mit der Ankündigung unterbrechen wollte, dass er jetzt dort arbeiten müsse. Nachdem sie sich alle Gedichte durchgelesen hatte, die es gab, sagte sie: »Sie sind traurig.«

»Wer? Die da schreiben?«

»Ja. Sie sind traurig. Sie wissen nicht, was sie tun sollen. Sie weinen. Es ist schade um sie.«

»Ja, so ist das wohl.«

Theres runzelte die Stirn und konzentrierte sich. Sie schaute auf den Computer, auf ihre Hände. Dann stand sie auf und ging eine Weile auf den Balkon hinaus. Als sie wieder hereinkam, fragte sie: »Wo sind sie?«

»Die Mädchen? Irgendwo, hier und da. Eine wohnt vielleicht im Haus gegenüber, eine andere könnte in Göteborg leben. Ganz weit weg, also.«

Jerry hatte den ganzen Tag in der Wohnung verbracht, und draußen begann es zu dämmern. Ihm kam eine Idee. »Wollen wir rausgehen und gucken?«, sagte er. »Vielleicht sehen wir jemanden?«

Theres erstarrte. Dann nickte sie.

In den folgenden Tagen und Wochen wagte sich Theres immer weiter aus der Wohnung heraus. Zu Anfang wollte sie sich sofort verstecken, wenn sie einen erwachsenen Menschen erblickte, aber allmählich begann sie zu akzeptieren, dass der Hunger der Großen normalerweise gestillt war und sie sich nicht gleich auf sie stürzen würden.

Kinder interessierten sie nicht, weil sie der Auffassung war, das sie einer anderen und ungefährlichen Art angehörten. Nein, in erster Linie waren es Menschen in ihrem eigenen Alter, nach denen sie auf der Jagd war. Sie wollte sehen, was sie machten, wie sie aussahen, was sie sagten. Mehr als ein Mal musste Jerry sie aus peinlichen Situationen herausziehen, wenn sie jemanden unverhohlen anstarrte oder ganz offensichtlich Gespräche belauschte.

Ihre Sprache wurde der eines normalen Teenagers immer ähnlicher, und Jerry kaufte ihr Kleidung, die aussah wie das, was ihre Altersgenossen trugen. Das Einzige, was nicht in den Griff zu bekommen war, waren ihre Haare. Jerry versuchte mit ihr zum

Friseur zu gehen, aber sobald die erwachsene Frau die Schere in die Hand nahm, begann Theres zu schreien und weigerte sich, auf dem Stuhl sitzen zu bleiben. Nichts und niemand konnte sie davon überzeugen, dass es ungefährlich war.

Abgesehen von ihrer Frisur, die Jerry mit der Küchenschere bearbeitete, konnte man sie also für irgendein beliebiges Mädchen halten, wenn sie nicht diesen ständig abwesenden, ausweichenden Blick gehabt hätte. Jerry ließ sich durch diesen Anschein von Normalität nicht täuschen. Er wusste, dass er im Grunde keine Ahnung hatte, wie es in ihrem Kopf wirklich aussah. Nicht die geringste Ahnung.

Wäre Jerry ehrgeiziger und rastloser gewesen, hätte ihn ihre Lebensweise wahrscheinlich verrückt gemacht, aber während die Tage ineinander übergingen und die Sonne ihre Bahnen über den Marktplatz von Svedmyra zog, war Jerry ganz zufrieden mit seinem Dasein.

Er machte einen Abstecher in sein Elternhaus und suchte ein paar Sachen heraus, die er behalten wollte, bevor er das Haus von einer Firma entrümpeln ließ und einen Makler beauftragte, es zu verkaufen. Die Geschichte des Hauses brachte es mit sich, dass man von dem schon sehr niedrigen Ausgangspreis noch um einiges runtergehen musste, aber als alle Rechnungen bezahlt und die Provision abgezogen worden war, blieben noch ein paar Hunderttausend für Jerry übrig, genug, um ein Jahr oder zwei sorgenfrei davon leben zu können.

Er spielte *Civilization* und *Lord of the Rings* im Internet, chattete mit anderen Spielern, schaute Filme zusammen mit Theres oder allein und ging spazieren. An manchen Abenden saßen sie zusammen und schauten sich seine gesammelten VHS-Kassetten mit

Musikvideos verschiedener Künstler an. *Bowie, U2, Sinéad O'Connor*.

Besonders Sinéad hatte es Theres angetan, immer und immer wieder bat sie Jerry, noch einmal zurückzuspulen, damit sie »Nothing compares 2 U« mitsingen konnte. Nach einem dieser Abende wühlte Jerry ein paar unausgepackte Kartons durch und fand seine alten Zettel mit den Akkordfolgen wieder, die Lieder, die sie zusammen gesungen hatten, als Theres klein war.

Während aus dem Winter Frühling wurde, übte Jerry wieder fleißig Gitarre, und sie sangen alle Lieder noch einmal, schrieben hin und wieder Texte nach Theres' Ideen dazu und komponierten ein paar neue Stücke. Spaßeshalber besorgte sich Jerry ein Mikrofon, sodass sie die Songs mit *GarageBand* einspielen und hinterher auf dem Rechner an ihnen herumbasteln konnten.

Jerry hatte keine musikalischen Ambitionen, aber es war eine Schande, dass eine Stimme, wie Theres sie besaß, niemals bekannt werden würde. Obwohl sie kaum Texte hatten, waren die Lieder, die er von Theres aufgenommen hatte, besser als das meiste, was Jerry im Radio gehört hatte.

Er wurde das Gefühl nicht los, dass alles so verdammt … vergeudet war.

6

Man kann Dinge planen, man kann sich jahrelang auf Ereignisse vorbereiten, die dann trotzdem nicht eintreffen. Oder man gähnt zufällig zur richtigen Zeit am richtigen Ort, und die gebratene Taube fliegt einem in den Mund. Wenn man an so etwas wie das Schicksal

glauben möchte, dann ist es eine launische Gottheit. Manchmal steht es in der Tür und versperrt den Weg, der von deiner Geburt an für dich ausersehen war, manchmal nimmt es dich an die Hand und führt dich, sobald du auch nur die Nase um die Ecke steckst. Und die Sterne schauen zu und schweigen.

Eines schönen Tages Anfang Mai, als Jerry aus dem Supermarkt kam, lag eine Brieftasche auf der niedrigen Mauer neben den Fahrradständern. Er setzte sich daneben und schaute sich um. Keiner der Menschen, die draußen waren und sich in der Frühlingssonne bewegten, schaute in seine Richtung. Er steckte die Brieftasche ein.

Als er zu Hause war, untersuchte er seinen Fund und wurde enttäuscht. Er hatte auf ein paar Hunderter gehofft, vielleicht ein paar lustige Plastikkarten und einen verärgerten Besitzer, der einen ganzen Nachmittag damit verbringen musste, herumzutelefonieren und Konten sperren zu lassen.

Aber die Brieftasche gehörte einem jungen Mädchen, laut Ausweis sechzehn Jahre alt, und sie enthielt nur ein paar Zettel mit Telefonnummern, zwei Zwanziger und eine EC-Karte der Nordea-Bank. Vielleicht wäre nichts weiter aus dieser Episode geworden, möglicherweise hätte er die Brieftasche sogar dorthin zurückgelegt, wo er sie gefunden hatte, hätte er nicht diesen Zettel in einem Seitenfach gefunden.

»IDOL 2006« stand dort ganz oben mit weißem Text auf blauem Grund. Es war ein Flugblatt, auf dem Zeit und Ort der Vorausscheidungen für die diesjährige Ausgabe bekannt gegeben wurden. Grand Hôtel, vierzehnter Mai.

Jerry schaute sich den Ausweis an. Wahrscheinlich träumte das Mädchen – Angelika Tora Larsson – von einer Künstlerkarriere.

Noch war Jerry darauf eingestellt, der Brieftasche eine Chance zu geben, sich mit ihrer Besitzerin wiederzuvereinigen. Dann fiel sein Blick auf das Kleingedruckte ganz unten auf dem Flugblatt: »Mindestalter 16 Jahre. Bitte Personalausweis und ausgefülltes Anmeldeformular mitbringen.«

Und in diesem Moment trat das Schicksal zur Seite und gab die Tür frei.

»Du, Schwesterherz? Möchtest du in diesem Programm mitmachen, das wir gesehen haben? Du erinnerst dich, wo sie alle gesungen haben?«

Theres saß am Computer und las einen Artikel über Tiger. Sie nickte, ohne den Blick vom Bildschirm abzuwenden.

»Du«, sagte Jerry. »Mal ganz im Ernst. Würdest du das wirklich wollen? Da sind vermutlich viele Leute und so.«

»Du kommst mit.«

»Ja, ja. Klar. Natürlich komme ich mit. Aber das wäre doch super, irgendwo zu singen, wo die Leute hören können … wie du singen kannst. Das ist ja irgendwie Verschwendung, dass du immer nur hier mit mir singst, oder?«

Theres antwortete nicht, und Jerry wurde bewusst, dass er eigentlich nur mit sich selbst redete, dass sie ja schon geantwortet hatte. Jerry zeigte ihr Angelikas Ausweis. »Was meinst du, sieht dieses Mädchen dir ähnlich?«

»Ich weiß nicht.«

Jerry musterte die Fotografie. Sie war vermutlich schon vor ein paar Jahren aufgenommen worden, weil das Mädchen noch gar nicht richtig wie ein Teenager aussah. Sie war Theres nicht direkt ähnlich, abgesehen von den langen blonden Haaren, aber er glaubte

nicht, dass sie es so genau nehmen würden. Es handelte sich ja nicht gerade um ein politisches Gipfeltreffen.

Er spann den Faden weiter. Sozialversicherungsnummer, Name. Kontrolle, Fernsehen. Alles in allem war es wohl keine besonders gute Idee. Er war von der bloßen Möglichkeit mitgerissen worden. Aber es war zu gefährlich. Man wusste nicht, wohin das alles führen konnte. Na ja, den Ausweis würde er jedenfalls behalten, man wusste ja nie, wann man ihn gebrauchen könnte.

Theres stand vom Computer auf und sagte: »Komm jetzt.«

»Wohin soll ich kommen?«

»Wir gehen jetzt. Zum Fernsehprogramm.«

Jerry musste lächeln. »Nee, das ist erst in zehn Tagen, weißt du, und ich glaube nicht, dass … wir müssen uns das wohl noch einmal überlegen.«

Er überlegte. Und überlegte. Aus Spaß lud er das Anmeldeformular herunter und füllte es aus, aus reiner Neugierde schaute er nach, welche Adresse das Grand Hôtel hatte. Nur um zu sehen, ob es funktionierte, änderte er mit einer Nadel und einem dünnen Faserschreiber eine Eins in Angelikas Geburtsdatum in eine Vier. Um zum Abschluss zu bringen, was er angefangen hatte, zog er den Ausweis ein paar Mal durch den Kies, damit er ein bisschen mitgenommen aussah und der Eingriff nicht mehr so auffiel.

Weil sie nichts anderes vorhatten, übten Theres und er ein paar Lieder ein, die gut klangen, wenn sie sie a cappella sang. Theres wollte »Tausend und eine Nacht« singen, was Jerry für keine gute Idee hielt. Aber es spielte ja keine Rolle, da sie ohnehin nicht mitmachen würde.

Sicher wäre es gut, wenn Theres rauskommen und Leute in ihrem Alter treffen könnte, und natürlich war es fast ein Verbrechen, dass

nicht mehr Menschen sich von ihrer Stimme berühren lassen durften, und zugegebenermaßen sehnte sich Jerry auch nach einer gewissen Wiedergutmachung, nach einem *Jetzt sperrt mal die Ohren auf, ihr verdammten Kanaillen*, aber wer auch immer diese Kanaillen sein mochten, sie konnten auf lange Sicht gefährlich werden.

So dachte er die ganze Zeit, und so dachte er immer noch, als sie am vierzehnten Mai um acht Uhr morgens mit der U-Bahn nach Kungsträdgården fuhren, um einfach mal zu schauen, was sich am Grand Hôtel so tat. Sie gingen Hand in Hand am Nybrokajen entlang, und Jerry konnte fast keine ihrer Fragen beantworten. Im Zentrum von Stockholm fühlte er sich verloren.

Bis jetzt hatte sich nur sein Verstand dagegen gewehrt, während seine Gefühle und Impulse sie die ganze Zeit vorwärtsgetrieben hatten. Jetzt aber begannen auch die Gefühle in dieselbe Richtung zu marschieren. Er hatte nicht die geringste Kontrolle über die Situation. Nachdem sie den Berzelii Park passiert hatten und in die Stallgatan abgebogen waren, blieb Jerry stehen, ließ Theres' Hand los und sagte: »Nee, nee. Ich glaube nicht, dass wir das tun sollten, Schwesterchen. Uns geht es doch gut, so wie es jetzt gerade ist, oder? Diese Sache wird uns nur in Schwierigkeiten bringen.«

Theres schaute sich um. Mädchen und Jungen in ihrem Alter, allein oder in Gruppen, mit oder ohne Eltern, gingen an ihnen vorbei. Ohne in Jerrys Richtung zu sehen, schloss sie sich dem Strom an.

Jerry war drauf und dran, »Schwesterchen!« zu rufen, biss sich aber rechtzeitig auf die Lippen, schloss zu Theres auf und sagte: »Tora. Wir gehen jetzt nach Hause.«

Theres schüttelte den Kopf und ging weiter. Ohne dass Jerry es richtig bemerkt hatte, klumpten sich die verschiedenen Gruppen zusammen, und sie standen plötzlich ganz hinten in einer Schlange,

die mehr als hundert Meter lang war, und von hinten kamen immer mehr Leute nach. Jerry zog vorsichtig an Theres' Hand, aber sie stand mit offenem Mund da, starrte all die Mädchen an, die nur wenig älter waren als sie, und weigerte sich, sich von der Stelle zu rühren.

Jerry begriff, dass er sie nicht mehr von dort wegbekommen konnte, ohne eine Riesenszene zu machen, und er wusste nicht, was sie sich einfallen lassen könnte, falls er anfangen sollte, sich unberechenbar zu verhalten. Er hatte gesagt, dass sie gehen würden. Sie waren gegangen. Jetzt waren sie hier. Danach richtete sich Theres, also stellte Jerry sich mit nass geschwitztem Rücken mit in die Schlange und flüsterte: »Denk dran, dass du Tora heißt. Wenn jemand fragt. Tora Larsson. Du heißt Tora Larsson, okay?«

Theres schüttelte den Kopf. »So heiße ich nicht.«

Jerry war klar, welchen Fehler er gemacht hatte, und formulierte es anders. »Nein, das stimmt. Aber falls jemand fragt, wie du heißt, dann antwortest du: Tora Larsson.«

»Ja.«

»Und wenn jemand fragt, wie alt du bist, was antwortest du dann?«

»Sechzehn.«

»Okay. Okay.«

Obwohl es nicht okay war. Ganz und gar nicht. Jerry fühlte sich ertappt und deplatziert und bedroht, während er zwischen all den Mädchen stand. Die meisten von ihnen waren wohl zwischen sechzehn und zwanzig Jahre alt. Etwas weiter entfernt hatte sich eine Gruppe von jungen Männern zusammengefunden, es gab ein paar ältere Mädchen, aber die Mehrzahl war kaum älter als Theres, und nur sehr wenige wurden von einem Erwachsenen begleitet.

Mit Theres verhielt es sich genau umgekehrt. Er hatte sie mitten unter Menschen noch nie so ruhig erlebt, und sie war wahrscheinlich aus demselben Grund so ruhig, aus dem Jerry in dieser Duftwolke aus Haarspray, Lipgloss und Kaugummi eine leichte Panik verspürte. Sie war bei ihren Leuten. Jerry war es nicht.

Nach einer Stunde begann die Schlange sich vorwärtszubewegen, und nach weiteren zwei Stunden standen sie vor dem Empfangstisch. Jerry ballte die Hände in den Hosentaschen zu Fäusten, als Theres ihr Anmeldeformular und den Ausweis abgab. Sein Herz blieb fast stehen, als die ältere Frau, die sich um die Anmeldungen kümmerte, vom Papier auf den Ausweis und wieder auf das Papier schaute.

»Benutzt du deinen zweiten Vornamen?«, fragte sie. Theres antwortete nicht. »Hallo«, sagte die Frau. »Ich rede mit dir.« Jerry bemerkte, dass Theres' Lippen sich kräuselten und ein leichtes Knurren zu hören war. Er ging schnell dazwischen.

»Ja«, sagte er. »Sie benutzt ihren zweiten Namen. Er ist nach der Großmutter.«

Die Frau ignorierte ihn und fasste Theres ins Auge. »Hör mal, Mädchen. Wie heißt du?«

»Tora«, sagte Theres. »Tora Larsson.«

»Na, bitteschön«, sagte die Frau und schrieb den Namen neben eine Nummer. »Das war doch nicht so schwer. Wir wollen doch nicht, dass wir deinen Namen nicht richtig haben, wenn du am Ende vielleicht gewinnst?« Ihr Tonfall gab deutlich zu verstehen, dass sie einen Sieg von Theres für so wahrscheinlich hielt wie eine Discoplatte von Bruce Springsteen, aber Theres bekam einen Zettel mit einer Nummer darauf, den sie sich am Pulli festmachen sollte.

Dann hieß es nur noch warten. Die hoffnungsfrohen Kandidaten saßen vereinzelt oder in Grüppchen in einem gigantischen Saal im

Untergeschoss. Immer wieder wurden Gruppen von vier Leuten in einen der vier Räume im darüberliegenden Geschoss gerufen, wo ein erstes Vorsingen stattfand und die Glücklichen aussortiert wurden, die ein paar Tage später vor der richtigen Jury antreten durften.

Jerry ließ sich mit Theres in einer Ecke hinter einer riesigen Yuccapalme aus Plastik nieder. Während Theres sich umschaute, saß Jerry mit gesenktem Kopf da und verfluchte seine eigene Dummheit. Als er den Kopf schließlich wieder hob, fiel sein Blick auf Theres, die langsam zwischen den Gruppen von Jugendlichen hindurchging und sie studierte, als wären sie Bilder einer Ausstellung. Das war relativ normal. Das war okay. Das war schließlich einer der Gründe dafür, dass sie überhaupt gekommen waren, oder?

Immer mit der Ruhe, Jerry. Keine Sorge. Alles ist im grünen Bereich.

Nach einer Viertelstunde kam Theres zurück und setzte sich neben ihn.

»Sie haben Angst«, sagte sie.

»Wer?«, fragte Jerry. »Die am Wettbewerb teilnehmen?«

»Alle kleinen Mädchen und alle kleinen Jungs«, sagte Theres. »Sie haben Angst vor den Großen.«

»Sie sind wohl vor allen Dingen nervös, denke ich.«

»Sie sind nervös, weil sie Angst haben. Ich raff das nicht.«

Jerry lächelte, trotz allem. Die neuen Ausdrücke, die Theres sich wie Textbausteine angeeignet hatte, klangen immer noch fremd in ihrem Mund. »Was genau raffst du denn nicht?«, fragte er.

»Warum sie Angst haben. Wir sind viele. Die Großen sind nicht viele.«

»Nee«, sagte Jerry. »So kann man es natürlich auch sehen.«

Ein Stückchen weiter saß ein Mädchen, dass sogar jünger aussah als Theres, und Jerry fragte sich, ob noch mehr hier unter falscher Flagge fuhren. Das Mädchen selbst massierte sich manisch die Kopfhaut und fing plötzlich an zu zittern und zu schluchzen. Theres stand auf und ging zu ihr hinüber, ging vor ihren Füßen in die Hocke.

Jerry hörte nicht, was sie sagten, aber nach einer Weile hörte das Mädchen auf zu weinen und nickte tapfer. Sie griff nach Theres' Hand und tätschelte sie kurz. Theres ließ es geschehen. Dann stand sie auf und setzte sich wieder zu Jerry.

»Was war mit ihr los?«, fragte er.

»Das durfte ich nicht sagen«, sagte Theres und starrte geradeaus vor sich hin. Jerry hatte sie noch nie so erlebt. Eine schwere, gravitätische Ruhe strahlte von ihr aus, und sie war so stark, dass Jerry unbewusst ein Stück näher an sie heranrückte, von ihr angezogen wurde, um seine eigene Unruhe zu vermindern. Sie saß mit durchgedrücktem Rücken da, vollkommen still und mit einem Ausdruck der Unberührtheit im Gesicht, der verkündete, dass sie alles durchschaut hatte, dass das Gespenst nur vorgegaukelt war.

Etwas später brach ein älteres Mädchen mit schwarzem, toupiertem Haar zusammen und zog eine Freundin mit hinunter, bis sie beide dasaßen und schluchzten, während die Mascara ihre Wangen verschmierte.

Das Resultat war in diesem Fall nicht sofort zu erkennen, aber Jerry beobachtete, dass die beiden Mädchen Theres sofort an sich heranließen und zuhörten, was sie zu sagen hatte. Eine von ihnen lachte und schüttelte den Kopf, als ob Theres etwas gesagt hatte, das absurd, aber ermutigend war. Als sie merkte, dass Theres keine Miene verzog, hörte sie auf zu lachen und beugte sich näher an sie heran, um zuzuhören.

Und so ging es weiter. Von den Wartenden brach niemand mehr zusammen, aber manchmal kamen ein Mädchen oder ein Junge aus den oberen Räumen zurück, die offensichtlich nicht die Reaktion bekommen hatten, die sie erwartet hatten. Die Jungen waren meistens wütend, und Theres kümmerte sich nicht um sie, aber manchmal kam auch ein Mädchen herunter, dem Tränen über die Wangen rollten, und schon war Theres da und tröstete sie. Oder was auch immer sie dort machte.

Manche ignorierten sie einfach, andere wurden aggressiv, wenn diese Fremde in ihrer schlimmsten Stunde Kontakt zu ihnen suchte, aber viele erwiderten Theres' Annäherung und setzten sich zu einem Gespräch mit ihr zusammen. Manchmal endete es mit einer Umarmung, die Theres annahm, ohne sie zu erwidern, manchmal bekam sie einen Zettel oder eine Karte. Vermutlich ein Name, eine Telefonnummer.

Gegen drei Uhr kam endlich eine Frau mit einem Headset und einer Mappe in der Hand herein und rief Theres' Nummer zusammen mit drei anderen auf.

Theres, die gerade in ein Gespräch mit einem rothaarigen Mädchen verwickelt war, die beinahe die Treppen von den Juryräumen heruntergetragen werden musste, reagierte nicht. Jerry lief zu ihr hinüber und sagte, dass sie jetzt an der Reihe sei. Theres stand auf und verabschiedete sich von dem rothaarigen Mädchen, die mit erstickter Stimme flüsterte: »Viel Glück.«

»Willst du, dass ich mitkomme?«, fragte Jerry.

»Das ist nicht nötig«, sagte Theres und machte sich auf den Weg zur Treppe. Jerry sah sie auf der oberen Ebene mit der Headset-Frau in einem Raum verschwinden, und es stach ihm ins Herz. Irgendetwas hatte sich an diesem Tag unwiderruflich verändert. Er

wusste nicht, ob es zum Guten oder zum Schlechten war. Wie immer.

Drei Minuten später kam Theres wieder heraus. Einige der Mädchen, mit denen sie gesprochen hatte, waren noch geblieben, wahrscheinlich, um zu sehen, wie es ihr ergehen würde, und sie war sofort von sieben eifrig fragenden Gesichtern umzingelt.

Von Theres' Gesicht konnte man nichts ablesen. Sie sah genauso aus, wie sie hineingegangen war. Das Einzige, was Jerry verriet, wie es gegangen war, war ein knappes Nicken und dann sieben jubelnde Stimmen.

DAS ANDERE MAEDCHEN

Sie konnten zu mir sagen, was sie wollten
Sie konnten zur Hölle fahren
Aber ein einziges böses Wort über dich
Und ich trete in den Ring
Håkan Hellström, Ich weiß nicht, wer ich bin,
aber ich weiß, dass ich dein bin

1

Der Auftritt von Tora Larsson hatte Teresa erschüttert. Sie kochte innerlich und musste irgendwo Druck ablassen. Als sie an dem Abend zurück in ihrem Zimmer war, ging sie auf *Lunarstorm*, um zu sehen, wie die Diskussionen liefen. *Idol* war immer ein heißes Gesprächsthema.

Sie glaubte, von spontaner Dyslexie befallen worden zu sein. Sie brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass alles, was sie las, dort auch wirklich so stand. Tora Larsson war die meistdiskutierte Kandidatin des Abends, und die meisten fanden sie schlecht bis katastrophal. Sie hätte keine Ausstrahlung, keine Präsenz. Sie trüge hässliche Kleider, und ihre Frisur wäre noch hässlicher. Sie hätte ein echtes Scheißlied gesungen. Das Einzige, worüber sich niemand beschwerte, war ihre Stimme, aber alles andere an ihrer Erscheinung wurde aufs Genaueste geprüft und für schlecht, albern, sinnlos und langweilig befunden.

Teresa hatte sich in Chatrooms und Diskussionsforen immer besonnen verhalten. Abgesehen vom Wolfsforum war sie der berechnende Troll, der seinen Köder dort hindurchzog, wo er den größten Effekt erzielen konnte, um anschließend das pathetische Schnappen der kleinen Fische mit einem ironischen Lächeln zu betrachten. Aber jetzt sah sie rot. Sie war so erregt, dass ihre Finger kaum gehorchen wollten, als sie sich mit ihrem Alter Ego Josefin einloggte und zu Toras Verteidigung antrat.

Sie versuchte trotz allem ruhig zu bleiben. Sie schrieb einen Beitrag, in dem sie die Auffassung vertrat, dass Tora Larsson die

großartigste Stimme hatte, die jemals in *Idol* zu hören gewesen sei, und dass das, was die anderen als fehlende Ausstrahlung bezeichneten, nichts als unverstellte Natürlichkeit war. Dass es schön war, jemanden zu sehen, der nicht versuchte, Britney oder Christina zu sein. Dass Tora Larsson ihrer Überzeugung nach einfach alles singen konnte, weil sie sich selbst treu blieb und nicht jemand anders sein wollte.

Das umfasste lange noch nicht alles, was Teresa empfand, aber weil sie die wichtigsten Punkte nicht in Worte fassen konnte, musste das erst einmal reichen. Sie schickte den Beitrag los. Die Antworten kamen schnell. Einige, die derselben Meinung waren wie sie, trauten sich aus ihren Löchern und unterstützten sie vorsichtig, aber die Mehrheit hatte nur Hohn und Spott für sie übrig. Man müsse schon Mobbingopfer sein oder so etwas, um so ein Mauerblümchen toll zu finden. Tora sei ja wohl vollkommen durch den Wind und würde nicht eine einzige Stimme bekommen, und so weiter.

Es war eine Erleichterung für Teresa, jetzt alle Vernunft über Bord werfen zu können. Sie hatte sich unwohl dabei gefühlt, so besonnen über das zu schreiben, was sie wirklich bewegte. Stattdessen gab sie dem, was in ihr gärte und kochte, jetzt freien Lauf.

Ihre Formulierungsfreude feierte einen Triumph nach dem anderen, als sie die hohlen Birnen ihrer Schmäher beschrieb und behauptete, dass sie so lange mit Einweg-Pop zwangsernährt worden seien, dass ihre Synapsen durchbrannten, sobald sie einen richtigen Menschen sahen, dass sie aufhören sollten, vor ihrem Rechner zu sitzen, und stattdessen vor dem Elin-Lanto-Altar auf die Knie fallen sollten, den sie bestimmt in ihrem Schlafzimmer stehen hatten, und zwar direkt neben dem signierten Poster von Hitparadenmoderator Kaj Kindwall.

Weniger begabte Gemeinheiten kamen retour, und Teresa war in ihrem Element. Manchmal bekam sie vorsichtige Unterstützung von der Außenlinie, irgendjemand piepste: »Hallo, Josefin. Du hast recht«, und goss damit noch Öl in ihr Feuer. Einige der Verleumder gaben auf und neue kamen hinzu. Ihre Unterstützer aber blieben ihr treu.

Als es eins wurde, schrieb Teresa: »Gute Nacht« und loggte sich aus. In ihrem Kopf schwirrten die Gedanken umher, aber der Druck, den sie verspürt hatte, war verschwunden. Als sie sich ins Bett legte, hing das Bild von Tora Larsson noch lange an ihrer Netzhaut, bevor sie einschlafen konnte.

Am folgenden Tag wurde in der Schule viel darüber geredet, aber Teresa hielt sich aus den Diskussionen heraus. Instinktiv wusste sie, dass man Leute nicht davon überzeugen konnte, dass etwas ganz fantastisch war, wenn sie nicht selbst schon so dachten. Ihr Verhalten im Netz war lediglich eine Methode, sich abzureagieren, und sollte nicht dazu dienen, Anhänger für ihre Sache zu gewinnen.

Außerdem gab es im Hinblick auf die Schule einen entscheidenden Unterschied. Dort herrschte, ebenso wie im Netz, die allgemeine Ansicht, dass Tora Larsson nichts taugte und keine Chance hatte. Sie wurde von den populären und lautstarken Mädchen vertreten, deren Meinung Gewicht hatte, und von den wenigen Jungen, die sich überhaupt darum scherten. Rein statistisch gab es sicher jemanden, der eine andere Auffassung hatte, aber im echten Leben wagten sie nicht zu mucksen und hielten sich folglich aus den Gesprächen heraus, oder sie schwammen mit dem Strom.

Ein Mädchen aus der 9a namens Celia stellte sich in der Schulmensa hin und legte eine gemeine Persiflage auf Tora hin. Mit leerem, starrendem Blick und halb geöffnetem Mund lallte sie zu

allgemeinem Gekicher: »Tausend und eine Nacht hab ich schon ins Bett gemacht.« Teresa wurde rot vor Wut, sagte aber nichts. Sie war sich selbst nicht darüber im Klaren, was genau an Tora Larsson es war, das so an ihr Herz gegriffen hatte, aber irgendetwas gab es dort, und sie handelte danach. Sie fühlte sich wie ein treuer Krieger, als sie in der Mittagspause Sekundenkleber in das Schloss von Celias Spind drückte.

Teresa verfolgte die entscheidenden Momente der Endausscheidung mit immer weiter heruntergekauten Nägeln. Die Jurymitglieder waren wenig beeindruckt von Tora Larssons Bühnenpräsenz, und man hatte ständig den Eindruck, dass ihr Weiterkommen auf der Kippe stand. Aber am Ende setzte sich ihre Stimme durch. Vielleicht war es nur ein Spiel für die Galerie, aber die Jury schien ihr eher widerwillig einen Platz unter jenen zwanzig einzuräumen, deren Schicksal ab jetzt die Fernsehzuschauer in der Hand hatten. Wie gerne hätten sie nur einmal über ihre unglaubliche Stimme hinweggesehen. Aber sie war mehr als perfekt, sie war magisch und konnte einfach nicht ignoriert werden.

Teresa konnte fürs Erste durchatmen. Jetzt lag es an ihr und allen anderen, die es *verstanden* hatten, Teresa im Wettbewerb zu halten, damit sie mehr von ihr hören konnten.

Die folgende Woche war die Qualifikationswoche bei *Idol*. Mit der Betonung auf *Qual*, wie es hieß. Tora Larsson sollte bereits im ersten Halbfinale antreten, und je näher der Abend rückte, desto ängstlicher wurde Teresa, bis sie irgendwann nicht mehr wusste, wohin sie mit sich sollte.

Sie wusste, dass es lächerlich war, so viele Gefühle in eine verdammte *Idol*-Kandidatin zu stecken, aber sie konnte es nicht ändern. Sie hatte sich Toras Auftritte noch viele Male im Internet

angesehen, und was sie dabei schon das erste Mal so getroffen hatte, beseelte sie immer noch.

Als sich die Familie wie gewohnt vor dem Fernseher versammelte, befand sich Teresa in einer Blase. Sie wollte das Geplapper der anderen nicht hören, wollte vor allem nicht ihre Meinung hören. Wenn sie irgendetwas Negatives über Tora sagten, könnte sie möglicherweise explodieren. Als Tora schließlich auf die Bühne kam, bohrten sich Teresas Nägel in die Handflächen, und sie war gespannt wie eine Pianosaite.

Ein paar Monate waren seit dem ersten Casting vergangen, aber Tora hatte sich nicht großartig verändert. Irgendeine Stylistin vom Sender war offensichtlich auf ihr Haar und ihr Outfit losgelassen worden, aber der allgemeine Eindruck von einem Menschen, der aus einer anderen, weniger kaputten Welt kam, war intakt geblieben.

Passend dazu sang Tora »Life on Mars?«. Und wahrscheinlich hatte Teresa während des ganzen Auftritts nicht ein einziges Mal geblinzelt. Etwas war nämlich anders gewesen. Tora ignorierte das Studiopublikum zwar komplett, aber hin und wieder schaute sie in die Kamera. Jedes Mal, wenn Teresa ihrem Blick begegnete, traf es sie wie ein kleiner Stromschlag.

It’s a god-awful small affair
To the girl with the mousy hair …

Aber es war keine kleine Affäre. Wieder einmal fand Teresa, dass es der beste Auftritt war, den sie in *Idol* gesehen hatte. Als es vorbei war, sagte sie, dass es ihr nicht so gut gehe, und ließ ihre Familie im Wohnzimmer zurück. Es ging ihr ausgezeichnet, aber erstens wollte

sie die Kommentare der anderen nicht hören, und zweitens musste sie natürlich telefonieren.

Weil sie die Prepaidkarte für ihr Handy nicht komplett verbrauchen wollte, setzte sie sich ins Schlafzimmer ihrer Eltern und rief immer und immer wieder Toras Nummer an, bis ihr Zeigefinger und Mittelfinger wehtaten. Dann kehrte sie rechtzeitig zum Fernseher zurück, um das Resultat zu sehen. Tora war weitergekommen. Natürlich.

Sie verbrachte den Rest des Abends damit, Tora in verschiedenen Internetforen zu verteidigen. Ihre Anhänger waren etwas zahlreicher geworden, aber immer noch gab es eine große Mehrheit von Leuten, die Tora mehr oder weniger miserabel fanden. Wahrscheinlich waren diejenigen, die Tora mochten, so von ihr eingenommen, dass sie ihr durch hartnäckiges Anrufen in die nächste Runde geholfen hatten.

2

Teresa betrachtete viele Dinge mittlerweile anders. Seit sie begonnen hatte, alles über Wölfe zu lesen, hatte sie über sich selbst in Wolfsgestalt fantasiert. Die Zähne, die Geschmeidigkeit, die Gefährlichkeit. Der einsame Wolf. Sie war der einsame Wolf, der durch die Wohnsiedlungen streifte und den ängstlichen, kleinen Menschen einen Schrecken einjagte, sodass sie sofort die Lokalredaktion anriefen.

Aber in der Schule hatte sie den anderen Aspekt des Menschen als Wolf kennengelernt und gespürt: das Rudelverhalten. Das soziale

Spiel, die Hackordnung. Sie hatte sich so für Tora engagiert, dass ihre Meinung als Lackmuspapier für die Ordnung, den Zusammenhalt zwischen den Menschen in ihrer Umgebung dienen konnte.

Sie sah. Sah, wie es einem Alphaweibchen wie Celia gestattet war, festzulegen, wie die Gruppe zu denken habe. Wenn sie kläffte, hieß es einfach, die Ohren anzulegen und zu lachen, zu wimmern, Unterwerfung zu zeigen. Sonst drohte der Biss. Ein abschätziger Kommentar über deine neuen Hosen. Sofort fanden alle, dass diese Hosen verdammt hässlich waren.

Die Jungen standen zusammen und knufften einander an, physisch oder verbal. Wer durfte wie gemeine Sachen zu wem sagen und über wen durfte wiederum dieser sich lustig machen, ohne dass das Rudel ihm seine Missbilligung demonstrierte, indem es sich von ihm abwandte?

Bei Wölfen wurde die Rangordnung im Großen und Ganzen schon im Welpenstadium bestimmt, aber weil die Schulklassen neu zusammengestellt worden waren, handelte es sich hier eher um die zweite Phase im Leben der Wölfe, in der die Hierarchien festgelegt wurden: der Eintritt der Geschlechtsreife.

Teresa sah zum ersten Mal in aller Deutlichkeit, wie dieser Kampf vor ihren Augen in den Fluren, auf dem Pausenhof, in der Schulmensa ausgefochten wurde. Tag für Tag. Und es machte ihr Angst. Der einsame Wolf mag eine romantische Vorstellung sein, aber in der Praxis handelt es sich um ein Tier, das zum Sterben bestimmt ist.

Die Grüppchenbildung in den Pausen, der Kleidungscode, der Musikgeschmack und die Insiderwitze, die das Rudel zusammenschweißten. Teresa hätte gerne darauf verzichtet, in irgendwelchen SMS-Verteilern zu stehen, den ganzen Tratsch

mitzubekommen oder auf Partys eingeladen zu werden, sie wollte einfach nur in Ruhe gelassen werden.

Aber das wurde sie nicht mehr. Sie hatte sich zwar nie auf den Rücken gelegt und die Kehle gezeigt und wurde deswegen auch nicht ausdrücklich gemobbt, aber es wurde gestichelt und gespottet. Ein lustiger Kommentar über den Umfang ihrer Schenkel unter der Dusche, ein Junge, der Grimassen schnitt, während sie an ihm vorbeiging. Eine anonyme SMS: »Rasier dich unter den Armen, bevor einer kotzt.«

Mehr nicht, aber mehr als genug.

Sie nahm an einem ununterbrochen laufenden *Idol* teil, bei dem sie nicht gewinnen konnte. Sie konnte höchstens mit Würde verlieren.

Bei dem im Fernsehen übertragenen Wettbewerb stand die erste Mottoshow an. Elf Künstler sollten auf zehn reduziert werden, und das Thema lautete »Achtzigerjahre«. Teresa hatte keine Zeitungen gelesen und hatte keine Ahnung, was sie zu sehen bekommen würde. Als das Programm begann, erfuhr sie, dass Tora als Fünfte auftreten würde.

Die vier, die vorher kamen, betrachtete sie als Vorgruppe. Arvid und Olof begannen mit einem ironischen Headbanging, als es einem der Jungen misslang, einen auf taff zu machen, während er »Poison« zum Besten gab. Maria fand es nett, als ein pummeliges Mädchen fast platzte, als sie mit aller Kraft »The greatest love of all« schmetterte.

Dann kam Tora. Teresa kroch in einen Tunnel, an dessen Ende nur der Fernseher zu sehen war. Alles wurde ausgeschaltet, sogar wortwörtlich. Nur ein einsames Scheinwerferlicht auf der Bühne, wo Tora Larsson in einem einfachen, schwarzen Kleid stand, das mit

dem Hintergrund verschmolz, sodass fast nur noch ihr Gesicht zu sehen war. Sie schaute direkt in die Kamera und sang:

»It's been seven hours and fifteen days
Since you took your love away …«

Teresa hörte auf zu atmen. Die Kameraperspektive änderte sich, aber Tora schaute einfach weiter in die erste Kamera, und bald wurde auf sie zurückgeschaltet. Toras Gesicht füllte den Bildschirm. Sie schaute direkt in Teresa hinein, die sich erst wieder ans Atmen erinnerte, als ihre Brust zu schmerzen begann.

Der Song ging weiter, und die Frage, ob der Auftritt gelungen war oder nicht, stellte sich nicht mehr. Teresa war hingerissen. Hinfortgerissen. Sie saß nicht länger in ihrem Wohnzimmer, umgeben von ihrer Familie. Sie war bei Tora, sie war in ihren Augen, in ihrem Kopf. Sie schauten ineinander hinein und lösten sich auf, flossen zusammen.

Am Ende des Lieds fielen ein paar Tränen aus Toras Augen, und erst, als der letzte Ton verklungen war, bemerkte Teresa, dass ihre Wangen ebenfalls feucht waren.

»Mein Schatz, was ist denn?«, fragte eine weit entfernte Stimme. Teresa kehrte ins Wohnzimmer zurück und blickte direkt in das Gesicht ihrer Mutter. Sie wischte die Tränen aus den Augen und fuchtelte irritiert mit den Händen. Sie wollte hören, was die Jury sagte.

Sie waren nicht so beeindruckt. Tora besaß zwar eine unglaubliche Stimme, aber das hier war schließlich kein Imitationswettbewerb. Man musste schon mit etwas Eigenem kommen, und das hier war ja die reinste Kopie der Vorlage, blabla, blabla. Teresa fasste gar nicht, worauf sie hinauswollten, musste aber zur Kenntnis nehmen,

dass Tora ganz unbegreiflicherweise in Gefahr geraten war. Das Rudel knurrte.

Tora nahm die negativen Beurteilungen mit derselben Gleichgültigkeit und demselben Stolz entgegen, wie sie sich die positiven angehört hatte. Keine Dankbarkeit, keine Trübsal. Sie wartete einfach, bis sie fertig waren, und ging, woraufhin die Bühne von einem rosafarbenen Flummi in Besitz genommen wurde, der »Girls just wanna have fun« sang.

Teresa durchlitt die restlichen Songs, während ein schicksalsschwerer Klang ihr Skelett zum Zittern brachte. Als es an der Zeit war, anzurufen und abzustimmen, stand sie wortlos auf und ging ins Schlafzimmer ihrer Eltern. Sie hatte ihre Hand gerade nach dem Hörer ausgestreckt, als Maria hereinkam und sich auf das Bett setzte.

»Wie geht es dir, mein Schatz?«, fragte sie. »Bist du traurig wegen irgendwas?«.

Mit zusammengebissenen Zähnen erwiderte Teresa: »Nein, Mama. Ich bin nicht traurig. Ich möchte nur in Ruhe gelassen werden.«

Maria setzte sich bequemer hin, und Teresa hätte schreien können. Maria legte den Kopf schief. »Erzähl schon. Was ist los? Ich sehe doch, dass etwas ist. Warum hast du vorhin geweint?«

Teresa konnte sich nicht länger beherrschen. Ihre Stimme bebte vor Zorn, das Telefon glühte in ihrem Augenwinkel, und sie kotzte sich aus: »Warum musst du dich ausgerechnet jetzt kümmern? Ich will einfach meine Ruhe haben, kapierst du das nicht?«

»Das ist wirklich nicht gerecht. Du weißt ganz genau, dass ich immer …«

Teresa konnte es nicht mehr ertragen. Sie stand vom Bett auf und lief in ihr Zimmer hinauf, holte ihr Handy heraus und begann zu telefonieren. Die Prepaidkarte reichte nur noch für drei Anrufe.

Zehn Minuten später ging sie nach unten und setzte sich wieder zu den anderen, und es passierte genau das, was sie erwartet hatte. Tora Larsson wurde herausgewählt. Die mit Abstand beste Sängerin, die sie jemals gesehen hatte, hatte nicht genug Stimmen bekommen, um im Wettbewerb zu bleiben.

Sie wusste nicht, wie viele anriefen, und es war vermutlich kein vernünftiger Gedanke, aber in diesem Augenblick war sie davon überzeugt, dass genau ihre Stimmen gefehlt hatten. Die vielleicht zwanzig Anrufe, die sie geschafft hätte, wären entscheidend gewesen. Tora wäre im Rennen geblieben, wenn Maria sie nur in Frieden gelassen hätte.

3

Teresa hatte das Wochenende vor sich, um sich zu beruhigen. Am Freitag hielt sie sich von den Diskussionsforen fern, wollte die schadenfrohen Kommentare nicht sehen. Am Samstag kam sie langsam wieder zur Besinnung. Es war vorbei. Sie war einfach viel zu engagiert gewesen, aber jetzt war es vorbei.

Sie hatte nicht vor, weiter *Idol* zu gucken. Du lieber Himmel, es war doch nur ein Mädchen, das sang, mehr nicht. Tora Larsson. Ein Mädchen, das ein paar Jahre älter war als sie und mit einer fantastischen Singstimme gesegnet war. Musste man sich deswegen so aufregen? Nein. Und doch.

Sie waren so verschieden, wie zwei Personen aus demselben Land und mit demselben Alter nur sein konnten, und doch gab es an Tora etwas, in dem Teresa sich selbst wiedererkennen konnte. Trotz ihrer Verschiedenheit war sie selbst es gewesen, die vor dem bedrohlichen Publikum gestanden hatte, vor der arroganten Jury. Die eine Mauer um ihr Herz hatte und es gleichzeitig blutend in ihren Händen hielt. Der stumme Schrei, die Panik im Stillstand.

Man kann nicht sagen, warum man etwas oder jemanden liebt. Man kann Gründe erfinden, wenn es nötig ist, aber das Wichtige geschieht im Dunkeln und außerhalb unserer Kontrolle. Man weiß es einfach, wenn es da ist. Und wenn es sich wieder entfernt.

Es wäre vielleicht richtig zu sagen, dass Teresa trauerte, so wie man einen Freund betrauern kann, der ins Ausland gezogen ist oder noch weiter weg, auf die andere Seite. Sie würde Tora Larsson niemals wiedersehen, dieses berauschende Wiedererkennen nicht mehr erleben, dass es dort eine Filiale ihrer eigenen Seele gab. Diesem Blick nicht mehr begegnen.

Obwohl Teresa öfter einsam war, kam es eher selten vor, dass sie sich einsam fühlte. An diesem Wochenende ging es ihr so. Eine Leere war entstanden, die ihr wie ein weißer Schatten folgte, wohin sie auch ging. Planlos streifte sie durch den Garten und hörte Bright Eyes, saß eine Weile zusammengekauert in der Steinhöhle, die ihr und Johannes' geheimer Ort gewesen war.

I want a lover I don't have to love, I want a boy who's so drunk he doesn't talk …

Sie blieb eine Weile vor Johannes' altem Haus stehen und betrachtete es. Auf dem Grundstück war ein Gerüst mit zwei Schaukeln aufgebaut worden, und buntes Plastikspielzeug lag auf dem Rasen herum. Ein paar Bäume waren gefällt worden. Bright

Eyes sang krächzend in ihren Ohren, und sie spürte, wie ihr alles immer weiter entglitt. Als wäre sie vierzehn Jahre alt und alles längst zu spät.

Aus einem Impuls heraus durchwühlte sie ihren Kleiderschrank. Ab jetzt würde sie nur noch farbenfrohe Sachen tragen! Ständig lief sie in Schwarz, Weiß, Grau herum. Jetzt suchte sie nach Hosen, Blusen, T-Shirts oder Strickjacken in anderen Farben. Ab heute würde sie wie ein Regenbogen aussehen!

Sie gab auf, als sich die einzigen ihrer neuen Laune entsprechenden Kleidungsstücke, die sie fand, entweder als zu kurz oder zu eng für ihre verdammten fetten Schenkel und ihren runden Bauch herausstellten. Am Ende griff sie sich eine gelbe Zipfelmütze, zog sie sich auf den Kopf und legte sich bäuchlings auf das Bett, um Kristian Lundbergs letztes Buch zu lesen, *Hiob*.

> Ich träumte von ihr. Sie stand an meinem
> Bett, hellgrau wie Asche und flüsterte in mein
> Ohr – »Fürchte dich nicht, fürchte nicht!«

Die Leere, die die ganze Zeit neben ihr herschwebte, machte sie rastlos und unkonzentriert. Sie presste die Handflächen gegen ihre Ohren und murmelte: »Niemand mag mich, niemand will mich haben, nur weil ich Würmer esse …« immer und immer wieder, bis sie zu schwitzen begann und sich widerlich in ihrer Zipfelmütze fand. Da ging sie in die Küche und aß ein paar Butterbrote.

So verging das Wochenende.

In der Schule passierte nichts Besonderes, nirgendwo passierte irgendetwas Besonderes. Johannes und Agnes hatten sich identische Halsbänder besorgt, blaue Steine, die bei einem Indianerstamm Glück bedeuteten oder irgend so was. Sie fragten Teresa, ob sie am

nächsten Wochenende mit auf ein Konzert kommen wolle, ein paar lokale Bands, aber Teresa lehnte dankend ab. Sie konnte nicht anders, sie mochte die beiden einfach, aber sie hielt es nicht aus, länger mit ihnen zusammen zu sein. Sie waren schlicht und einfach zu glücklich.

Eines Nachmittags, als Teresa sich auf ihr Fahrrad setzte, um nach Hause zu fahren, hörte sie, wie Jenny zu Caroline sagte, dass es supereklig aussehe, wenn fette Leute Fahrrad fuhren, wenn der Sattel im Hintern verschwand, schlimmster Analsex. Teresa weinte erst eine Weile, während sie nach Hause strampelte, bevor sie dazu überging, sich auszumalen, wie Jenny mit einer glühenden Eisenstange vergewaltigt wurde.

Am Abend saß sie vor ihrem Computer und überlegte, ob sie bei Lunarstorm ein paar Trollköder auswerfen sollte, aber irgendwie schien das Trollen seinen Reiz verloren zu haben, nachdem sie ganz echt für Tora gehasst und gekämpft hatte. Stattdessen ging sie in das Diskussionsforum über Wölfe. Ein paar Sichtungen in Värmland, jemand, dem ein Huhn weggefressen worden war (was auch ein Marder gewesen sein könnte), jemand, der Vergleiche zu Wildschweinen anstellte, weil diese eine viel größere Bedrohung darstellten. Der Thread wurde immer dünner und löste sich in Wildschweinrezepte auf.

Ein neuer Thread darüber, dass die bloße Existenz eines Wolfs in der Umgebung in diesen Zeiten der Umweltzerstörung paradoxerweise das Gefühl der Sicherheit erhöhte. Dass es die wilde, schöne und zugegebenermaßen auch gefährliche Natur da draußen immer noch gab. Teresa legte ihr Kinn in die Hand und scrollte nach unten. Sie erstarrte.

In einem Beitrag war der Name »Tora Larsson« vorbeigehuscht. Sie las ihn genauer durch. Das Alias »MyrraC« verglich den Wolf

mit der Kandidatin Tora Larsson aus *Idol*. Dass es um dieselbe Sache ging. Die Angst vor dem Fremden. Wenn sich etwas nicht auf eine vorhersagbare und regelgerechte Weise verhielt, wurde es ausgestoßen, abgewählt, egal, wie schön oder natürlich es war.

Teresa fand den Vergleich etwas hinkend, aber trotzdem. Der Beitrag war erst ein paar Minuten zuvor geschrieben worden, und nach ihrem Profil und ihrem Bild zu urteilen, war MyrraC etwa fünfzehn, sechzehn Jahre alt. Teresa schrieb als Antwort, dass sie es genauso empfinde, dass dies alles so verdammt traurig sei.

Myrra war online, und nur ein paar Minuten später kam schon eine Antwort. Nachdem sie ein paar Beiträge gewechselt hatten, fragte Myrra, ob sie Josefins Mail-Adresse bekommen könne, damit sie nicht mehr das Wolfsforum benutzen musste, um sich darüber auszutauschen.

Nachdem sie eine Weile hin und her überlegt hatte, stellte sie die Adresse ins Forum und schrieb als Kommentar dazu: »Der Name bedeutet nicht ich.« Erst nachdem sie auf den Senden-Button geklickt hatte, fiel ihr ein, woher sie diese Zeile hatte. Sie blätterte durch ihre alten Dokumente, bis sie das Gedicht gefunden hatte, das sie damals als Antwort geschrieben hatte.

Alle Menschen tragen eigentlich einen anderen Namen
In jedem Menschen gibt es einen anderen Menschen
Das Gerede irrt und hinter den Worten gibt es andere Worte
Man sieht uns nur im Dunkeln
Man hört uns nur in der Stille

War tatsächlich erst ein Jahr vergangen, seit sie es geschrieben hatte? Es kam ihr viel länger vor. Trotzdem fand sie das Gedicht

immer noch gut und schämte sich nicht dafür. Für eine Dreizehnjährige war es gar nicht schlecht.

Sie zog ihre gelbe Zipfelmütze über und fühlte sich ein bisschen glücklicher. In einem Anfall von Nostalgie ging sie in die Garderobe und holte die Kiste mit den Plastikperlen. Vorsichtig holte sie all die kleinen Döschen heraus, und es schnürte ihr die Kehle zu, als sie an das kleine Mädchen dachte, das stundenlang davor sitzen und sie nach verschiedenen Systemen sortieren konnte. Zum Gedächtnis begann sie eine Halskette aufzuziehen. Sie benutzte die allerkleinsten Perlen und entdeckte, dass ihre Finger seit damals viel ungeschickter geworden waren. Es war eine beispiellose Friemelei, aber aus Treue zu ihrem jüngeren Ich brachte sie die Arbeit zu Ende.

Ihr könnt zur Hölle fahren, dachte sie, ohne jemand Konkretes damit zu meinen, und band sich mit einer gewissen Mühe die Kette um den Hals. Dann kontrollierte sie ihre Mails. Wie erwartet fand sie dort etwas von MyrraC, aber auch eine Mail, die zehn Minuten früher eingetroffen war und von sereht@hotmail.com stammte. Sie sah vage nach einer Art von Spam oder Virus aus, und sie wollte sie löschen, klickte aber aus Versehen doppelt darauf, und die Mail wurde geöffnet.

> hallo ich erinnere mich an das gedicht danke dass du nette sachen sagst wenn ich singe ich erinnere mich auch an dein gedicht in jedem menschen gibt es einen anderen menschen wie wahr ich hieß damals bim du kannst mir schreiben ich mag auch wölfe

Teresa las die Worte immer und immer wieder, versuchte die Bedeutungen zu entwirren. Die Mail hatte also diejenige

geschrieben, die auf poesi.nu unter dem Namen »Bim« das Gedicht geschrieben hatte, das Teresa aus einer spontanen Eingebung heraus zitiert hatte, als sie ihre Mail-Adresse herausgegeben hatte. Bei poesi.nu hatte sie ebenfalls ihr Alias »Josefin« verwendet und war deshalb wiedererkannt worden.

So weit, so gut. Solche Sachen kamen vor, wenn sich Fäden in den Maschen des Netzes kreuzten. Aber warum war die Mail so seltsam geschrieben, und was meinte Bim oder Sereht mit diesem »dass du nette sachen sagst wenn ich singe«? Teresa wusste sehr wohl, was damit angedeutet wurde, aber es schien ihr allzu unwahrscheinlich. Sie schrieb eine Antwort, in der sie über all die Merkwürdigkeiten hinwegsah und Bim fragte, ob sie noch mehr Gedichte geschrieben habe, sie selbst habe damit nicht weitergemacht.

Dann saß sie vor dem Rechner und wartete, aktualisierte alle zwei Minuten den Eingangskorb. Zehn Minuten später kam eine Antwort.

> wenn ich bim heiße dichte ich ein bisschen wenn ich tora heiße singe ich wenn ich Theres heiße mache ich gar nichts aber ich heiße auch wolf und beiße und heiße kleine die in ihrem zimmer ist weil die großen sie essen wollen wie heißt du.

Teresa glaubte.

Sie glaubte, dass dies dieselbe Person war wie Tora Larsson. Wenn Theres geschrieben hätte: »Hallo! Ich heiße eigentlich Tora Larsson. Toll, dass du mich bei Idol gemocht hast«, wäre Teresa skeptisch gewesen. Aber das hier passte. Das außerirdische Wesen, das sie im Fernsehen verfolgt hatte, sollte so sprechen, so schreiben. Und jetzt schrieb sie *ihr*. Teresa legte die Hände auf ihr Herz. Es

schlug wie nach einem Dauerlauf, und die Hitze stieg in ihre Wangen. Ihre Finger waren schwitzig und rutschten über die Tasten, als sie eine Antwort zu formulieren begann.

Immer mit der Ruhe, Teresa. So merkwürdig ist es nicht.

Sie löschte, was sie geschrieben hatte, und stand auf. Die Uhr auf ihrem Nachttisch zeigte Viertel nach zwölf. Als sie ins Badezimmer ging, war es überall sonst im Haus schon still und dunkel. Sie duschte lange, drehte am Schluss den Warmwasserhahn ganz zu und stand noch lange unter dem rinnenden, eiskalten Wasser. Dann zog sie sich an, setzte die gelbe Zipfelmütze auf und setzte sich wieder an den Rechner. Während ihrer Abwesenheit hatte Theres noch eine Mail geschrieben.

> wie heißt du ich heiße meistens Theres du bist wohl klein und nicht groß weil du mit einem anderen namen dastehst und bist verdammt ausgekocht denn dann darfst du nicht schreiben du darfst nur schreiben wenn du dieselbe bist die du sagst und dann sollst du jetzt schreiben denn ich werde bald schlafen

Teresas Finger waren jetzt trocken und kühl. Sie flogen unbehindert über die Tasten, als sie schrieb:

> Hallo Theres
> Ich heiße eigentlich Teresa fast wie du und ich bin vierzehn Jahre alt. Du bist sechzehn, oder? Ich habe das wirklich so gemeint, was ich im Wolfsforum geschrieben habe. Ich fand dich mit Abstand die Beste bei Idol und es fühlt sich total komisch an, hier zu sitzen und dir zu schreiben, ich bin fast ein bisschen ängstlich deswegen. Du hast bestimmt ein viel spannenderes Leben als ich und ich weiß nicht so recht, was ich erzählen soll. Ich habe Wölfe schon

> immer gemocht und weiß eine ganze Menge über sie. Ich höre viel von Bright Eyes und lese manchmal Gedichte. Was machst du, wenn du nicht singst?

Teresa hatte keine Lust, die Mail noch einmal durchzulesen, um zu sehen, ob sie irgendwo peinlich oder schlimm war. Sie schickte sie einfach ab. Nach fünf Minuten kam eine Antwort.

> ich bin vierzehn jahre alt wie du da sind wir fast dieselben mit demselben namen aber ich weiß nicht wo man punkte setzt wenn man schreibt du kannst es mir beibringen ich habe nichts spannendes und du sollst keine angst haben ich sollte angst haben aber jetzt habe ich keine angst ich mache fast nichts aber jetzt muss ich schlafen und morgen schreiben wir mehr

Sie waren im selben Alter und trugen fast denselben Namen. Theres und Teresa. Perfekt.

BEIDE MAEDCHEN

Ich kann nicht einmal gehen
ohne deine Luft in meinen Lungen
ich kann nicht einmal stehen
wenn du nicht zusiehst
und durchsichtig grau
werde ich
ohne deinen Atem
Kent, Dein Atem

1

Max Hansen.

Wenn dieser Name Ihnen etwas sagt, dann interessieren Sie sich entweder für alte Filme, oder Sie sind in der Musikbranche tätig. Das Ehepaar Hansen war aus Dänemark eingewandert, und als 1959 ihr einziger Sohn geboren wurde, gaben sie ihm den Namen Max nach dem Schauspieler, der in dem ersten Film mitgespielt hatte, den sie gemeinsam im Kino gesehen hatten, *Die schöne Helena*.

Es wäre bestimmt interessant gewesen, Max Hansens Kindheit und Jugend unter die Lupe zu nehmen, um herauszufinden, wie ein solcher Mensch geformt wurde, aber das würde den Rahmen dieser Erzählung sprengen. Es sei nur gesagt, dass die Familie nach Stockholm zog, als Max zwei Jahre alt war, dass er als Schwede aufwuchs und dass er im Oktober des fünfundvierzigsten Jahres nach diesem Umzug seinen ersten Auftritt in dieser Geschichte hatte.

Zwischen zwanzig und dreißig hatte Max versucht, eine Musikkarriere als Sänger der Glam-Rock-Band *Campbell Soup* zu starten, aber das Einzige, was dabei herausgekommen war, war ein Kontakt zu der wesentlich erfolgreicheren Band *Ultrabunny*, die ihn nach einigem Hin und Her und vielen Zufällen zu ihrem Manager machte.

Als *Ultrabunny* sich aufgrund der totalen Schreibhemmung ihres Texters und Songwriters auflöste, sah sich Max nach anderen Bands um, denen er auf die Sprünge helfen könnte. Er hatte eine gewinnende Art, einen festen Händedruck und war ein Experte darin, sich als wichtiger darzustellen, als er eigentlich war. Nach ein

paar Jahren hatte er einen kleinen Stall voller mehr oder weniger erfolgreicher Acts.

Das war Mitte der Achtzigerjahre, und das Café Opera war der Tummelplatz für alle, die in der Musikbranche etwas waren oder werden wollten. Max gehörte nicht zu den echten Platzhirschen, aber er sah zu, dass er die richtigen Personen einlud, in der richtigen Gesellschaft verkehrte und Kontakte knüpfte, die sich als wertvoll erweisen konnten. Wenn sich ein vielversprechender Songwriter die Nase pudern musste, war Max Hansen gern bereit, etwas abzugeben, und wenn eine bekanntere Band hereinrauschte, konnte schon einmal eine Flasche Champagner im Kühler auf deren Tisch landen. Von wem? Von Max Hansen, am Tisch da drüben. Komm setz dich zu uns, alter Kumpel, wie war noch dein Name? Bring dich ins Gespräch, bring dich ins Gespräch.

Junge Mädchen, die allein wegen ihres Aussehens eingelassen wurden, schwärmten um die Tische herum und spielten Eisprinzessin. Max guckte sich die mit dem falschen Emblem auf der Handtasche und dem etwas zu hungrigen Blick aus. Plauderte eine Weile mit ihnen, sah zu, dass er ein paar Gesichter grüßte, die sie aus dem Fernsehen kannten, und hatte damit die Katze meistens im Sack. Nach Hause damit in seine Zweizimmerwohnung in der Regeringsgatan und wham, bam, thank you ma'am, breakfast not included. Sein ungeschlagener Rekord stand bei dreißig in einem Monat, aber da war er gezwungen gewesen, an manchen Abenden auch im Riche auf die Pirsch zu gehen, wenn das Café ausgestorben war.

Es lief wie geschmiert. Max besaß ein extrem ausgeprägtes Gespür für Hierarchien, was für ihn Segen und Fluch zugleich war. Ein Segen, weil es ihm verriet, welche Position er in einer Gruppe einzunehmen hatte, und ein Fluch, weil es ihm gnadenlos

klarmachte, dass er selbst auf einer Position zwei Stufen unterhalb der absoluten Spitze steckengeblieben war.

Wenn es sich nur um eine Stufe gehandelt hätte, wären seine Künstler vermutlich auch dann bei ihm geblieben, nachdem sie es geschafft hatten, und hätten ihn mit sich nach oben gezogen. So wie es im Moment aussah, verließen sie ihn, sobald sie Erfolg hatten und der Vertrag auslief.

Er hatte das Glück gehabt, eine vollkommen unbekannte Band, *Stormfront*, unter fragwürdigen, für ihn sehr vorteilhaften Bedingungen fünf Jahre unter Vertrag nehmen zu können und zu erleben, wie sie bereits nach einem Jahr ihren Durchbruch schaffte. Das sorgte für jede Menge Kohle, aber auch jede Menge Ärger. Die Band redete schlecht über ihn, bezeichnete ihn als Parasiten, und was eigentlich sein Glück werden sollte, wurde für ihn zum Anfang vom Ende.

Ein paar Jahre, nachdem *Stormfront* ihn verlassen und zum Abschied noch auf seinen Dielenteppich gepisst hatte, hatten sich die Verhältnisse ins Gegenteil verkehrt. Die einzigen jungen Künstler, bei denen er eine Chance hatte, waren diejenigen, die noch nie von ihm gehört hatten. Oder die genau wussten, wer er war, aber total verzweifelt waren. Er hatte trotz allem seine Kontakte.

Ende der Neunzigerjahre gab es in der Branche ein geflügeltes Wort, das die Lage ziemlich genau zusammenfasste: »Max Hansen – letzte Chance«. Es gab noch Songwriter, Produzenten und Leute in der Plattenindustrie, an die er sich wenden konnte, wenn er etwas auf Lager hatte, aber sie gehörten zu den niederen Rängen. Die glücklichen Tage war vorbei.

Eines aber hatte Bestand: sein Appetit auf junge Mädchen. Weil es nicht mehr reichte, die richtigen Leute zu grüßen, um Eindruck zu schinden (und weil die richtigen Leute nicht mehr

zurückgrüßten), musste er die schwereren Geschütze auffahren, um gelegentlich noch einmal junges Lammfleisch ins Stroh zu bekommen, nämlich halbe Versprechungen.

Die Zeiten hatten sich geändert. Mitte der Achtzigerjahre war der Traum vom Berühmtsein für die allermeisten tatsächlich nur ein unerreichbarer Traum gewesen. Nach der explosionsartigen Vermehrung der Doku-Soaps konnten Lisa aus Skellefteå und Mugge aus Sundbyberg plötzlich allen Ernstes davon träumen, dass sie der neue Stern am Showbiz-Himmel werden konnten, dass jeden Augenblick etwas Großes passieren würde, und so griffen sie nach jeder Möglichkeit.

Max hing in der Spy Bar herum und hielt nach jenen Ausschau, deren Stern schon im Sinken begriffen war. Die ihre Tourneen durch die Provinz und Supermarkteröffnungen schon hinter sich hatten und ihren Traum jetzt nur noch mit Playback-Gigs in Kleinstadtpizzerien am Leben hielten. Da schlug er zu.

Sein Spitzname, »Letzte Chance«, war in diesem Zusammenhang nicht unbedingt ein Nachteil. Die Mädchen, um die es sich handelte, waren sich oftmals schmerzhaft bewusst, dass ihre Zeit vorbei war, auch wenn sie die Fassade noch aufrechterhielten. Die »letzte Chance« deutete zumindest an, dass es eine Chance *gab*, und genau darüber pflegte Max mit ihnen zu sprechen.

Ungenutztes Potenzial, eine gute Stylistin, ein Songwriter, den ich kenne und der schon mit den Backstreet Boys zusammengearbeitet hat, ein Bekannter in einer Plattenfirma, der gerade genau so jemanden sucht wie dich, Kontakte in Asien, dort sind sie ja so verrückt nach schwedischen Mädchen.

Manchmal funktionierte es, manchmal funktionierte es gar nicht. Im November 1999 musste Max seinen ersten sexlosen Monat verzeichnen, seit er zwanzig geworden war. Er ließ eine

Haartransplantation vornehmen, um die Tolle aufzupeppen, ließ sich ein paar Falten aus der Oberlippe schneiden und dachte über seine Situation nach.

Es war nicht unbedingt so, dass er die Mädchen komplett an der Nase herumführte. Er gab ihnen ein paar Telefonnummern, arrangierte die eine oder andere Begegnung. Bei einem Mädchen aus *Big Brother* schaffte er es sogar, eines ihrer Videos in der Sendung *Tracks* zu platzieren und ihr eine Handvoll kleiner Auftritte in Einkaufszentren zu verschaffen. Okay, seine Versprechungen waren groß, aber es waren harte Zeiten, harte Zeiten.

Er beschloss, die Strategie zu wechseln. Die Baggerei in der Spy Bar war immer schwieriger geworden, und er entschied sich, von ganz unten anzufangen. Er begann auf den öffentlichen Abschlusskonzerten der Musikschulen herumzuhängen, behielt alle Mädchen im Auge, die im Fernsehen auch nur einen Ton sangen, und versuchte zu jeder von ihnen Kontakt herzustellen.

Manchmal gelang es ihm, eine von ihnen in einer Castingband für eine Tournee in Japan unterzubringen oder ein paar Jobs als Lara-Croft-Darstellerin auf einer Spielemesse zu besorgen. Er spielte Videos ein mit Mädchen, die in ihrer Unterwäsche tanzten, und er wurde deutlicher in seinen Ansagen: liegen oder fliegen und ja, er würde es aufnehmen.

Als er eines Abends halb betrunken auf seinem Sofa saß und zu einer Braut wichste, die er ein paar Tage zuvor aufgenommen hatte, als sie in BH und Stringtanga plump zu »Oops! I did it again« tanzte, sah er ein, dass er nicht mehr tiefer sinken konnte und dass er nicht die geringste Lust hatte, etwas dagegen zu unternehmen. Dann kam es ihm, und er ging schlafen.

So war die Situation, als Max Hansen Ende September 2006 den Fernseher einschaltete, um sich die Ausscheidungen für *Idol* anzusehen. Jedes Mädchen und jeder Junge, die durchgeschleust wurden, besaßen mehr oder weniger Talent. Er glaubte, dass er sofort abhaken konnte, welche von ihnen weiterkamen und wie es anschließend für sie laufen würde. Er interessierte sich vor allem für diejenigen, die herausgewählt wurden.

Ein unglaublich süßes und unschuldiges Mädchen aus Simrishamn regte seinen Appetit an, aber er ahnte schon, dass sie zu denjenigen gehörte, bei denen der gesamte Kontakt über die Eltern abgewickelt wurde. Er schrieb sie sich trotzdem auf, wenn auch eher als Geschäfts- denn als Lustobjekt.

Dann trat Tora Larsson mit »Life on Mars?« auf und weckte etwas in ihm, das die meiste Zeit nur dahinschlummerte: seine Neugierde. Er konnte sich keinen Reim auf sie machen. Er war schon lange im Geschäft und musikalisch genug, um eine makellose Stimme zu erkennen, wenn er sie hörte, aber das Mädchen? Und der Auftritt? Was war das eigentlich? War es fantastisch oder grottenschlecht?

Außergewöhnlicherweise hatte er nicht die geringste Ahnung, wie es mit ihr weitergehen würde, obwohl ihre Stimme noch lange nach ihrem Auftritt in seinem Kopf nachklang. Sie war schön wie eine Puppe und eiskalt auf eine Weise, die gleichzeitig abstoßend und erregend wirkte.

Tora kam weiter, und am nächsten Tag bekam Max über einen Bekannten bei TV4 ihre Kontaktdaten. Eine Adresse, sonst nichts. Er druckte seinen Standardbrief mit ein paar Veränderungen aus, entschied sich aber, noch abzuwarten, wie es weiterging, bevor er

ihn abschickte. Vermutlich hatte sie schon mehrere Angebote bekommen.

Er schaute zu, wie Tora »Nothing compares 2 U« sang. Er freute sich darüber, dass sie hinausflog, weil es seine Chancen erhöhte. Wenn es jemals einen ungeschliffenen Diamanten gegeben hatte, dann diesen hier. Sie hatte die Stimme und das Aussehen, aber es fehlte ihr noch verdammt viel, um Karriere machen zu können und bei den Leuten anzukommen.

Und wer sollte diesen Diamanten schleifen, wenn nicht Max Hansen? Voller Inspiration warf er das Standardschreiben zur Seite und formulierte einen neuen Brief, in dem er auf ihre tatsächlichen Stärken und Schwächen einging und erläuterte, wie er ihr helfen konnte und welche Möglichkeiten ihr offenstanden.

Wie immer übertrieb er natürlich ganz gewaltig, aber trotzdem steckte eine Menge Wahrheit in dem, was er geschrieben hatte. Es gelang ihm, sich selbst davon zu überzeugen, dass er sie nur unter seine Fittiche nehmen und dieser zarten Pflanze helfen wollte, sich zu entwickeln, und so weiter. Ihm traten beinahe Tränen in die Augen, und erst als er die Erektion bemerkte, die er beim Schreiben des Briefs bekommen hatte, wurde er in die Wirklichkeit zurückgeholt.

Er ging sofort zum Briefkasten hinunter und warf den Brief ein. Schon auf dem Rückweg zu seiner Wohnung hatte ein Teil von ihm begonnen, ängstlich auf eine Antwort zu warten.

Er wollte es unbedingt. Oh, wie sehr er es wollte.

2

Das *Idol*-Abenteuer hatte für Jerry und Theres eine ungeheure Belastung dargestellt, wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise. Es hatte sie beide ebenso verändert wie ihre Beziehung zueinander. Jerry hatte Eigenschaften an sich entdeckt, von denen er gar nicht gewusst hatte, dass er sie besaß, und er hatte an Theres ganz neue Seiten entdeckt.

Es hatte bereits bei der ersten Ausscheidung begonnen. In der U-Bahn hatte er sie gefragt, was sie all diesen weinenden Mädchen eigentlich gesagt hatte, um sie zu trösten, und Theres hatte geantwortet: »Worte.«

»Das ist mir schon klar. Aber welche Worte?«

»Ganz normale Worte. Wie es ist.«

Mehr als das konnte er nicht aus ihr herausbekommen, und seine Neugier sollte stattdessen von einem anderen Ereignis gestillt werden.

Im Frühling und Sommer segelte Theres durch die verschiedenen Phasen der *Idol*-Ausscheidungen, als wäre es etwas ganz Natürliches für sie, während Jerry immer müder wurde. Er konnte nicht begreifen, dass es so *viel* war. Er dachte, dass man hinging, der Jury vorsang, angenommen oder nicht angenommen wurde, und dann musste alles nur noch gesendet werden.

Aber so lief es nicht. Nach der ersten Runde im Grand Hôtel war Theres gebeten worden, drei Tage später mit demselben Nummernzettel, derselben Kleidung und derselben Frisur

wiederzukommen, damit es keine Probleme beim Schnitt gab. Dort sang sie vor der Hauptjury, kam weiter und wurde von einer kleinen Gruppe Mädchen beklatscht.

Auch dabei hatte es Zusammenbrüche und zerlaufene Mascara gegeben, auch dabei hatte Theres sich gekümmert und den Mädchen Worte ins Ohr geflüstert, die Jerry trotz aller Anstrengung nicht verstehen konnte. Theres bekam noch mehr Zettel mit Telefonnummern, die sie anscheinend niemals anzurufen gedachte.

Aber damit nicht genug. Einen guten Monat später fand die *final audition* im Oscarstheater statt, und Jerry hatte Stunden und Tage des Wartens durchleiden müssen, während Theres allein oder in Gruppen singen musste. Jeden Tag hoffte er, dass sie rausfliegen würde, damit es endlich vorbei wäre, und jeden Tag kam sie weiter. Es herrschten Schweiß und Resignation, und in jeder Ecke stand ein Jugendlicher und sang, und alles wurde von Kameras gefilmt. Es war die Hölle auf Erden.

Als Theres am Ende unter den zwanzig Glücklichen war, die zu den Live-Shows im Herbst wiederkommen durften, empfand Jerry nichts anderes als eine spontane Erleichterung. Nicht weil sie weitergekommen war, sondern weil es endlich vorbei war. Für dieses Mal. Sollte der Herbst die Mühen des Herbstes tragen.

An einem äußerst warmen Tag im Juli durfte Jerry endlich erfahren, was genau Theres den anderen gesagt hatte.

Sie waren in den kleinen Supermarkt gegangen, um sich ein Eis zu kaufen, als hinten bei den Gefrierfächern Stimmen laut wurden und kurze Zeit später der Filialleiter mit einem etwa dreizehnjährigen Mädchen im Schlepptau auf die Tür zum Lager zuging.

Den wenigen einsilbigen Repliken konnte Jerry entnehmen, dass das Mädchen geklaut hatte und ihr jetzt die Hammelbeine lang gezogen werden sollten. Mit einer Hand umklammerte der Filialleiter den Unterarm des Mädchens, und sie schluchzte: »Nein, nein, Entschuldigung, ich werde nie wieder …« Wie alle unerwarteten Ereignisse, denen ein gewisses Maß an Gewalt innewohnte, erzeugte auch dieses eine Stummheit im Körper, und Jerry schaute mit hängenden Armen zu, wie der Filialleiter die Schwingtür zum Lager aufstieß und das Mädchen mit sich hineinzog.

Er hielt den Filialleiter für einen netten Kerl und glaubte, dass er eher ein kleines Exempel statuieren als das Mädchen wirklich der Polizei übergeben wollte. Das war seine Deutung. Theres deutete es anders.

Als Jerry aus seiner vorübergehenden Lähmung erwachte, fiel sein Blick auf Theres. Sie war zu dem Regal mit Haushaltswaren hinübergegangen, hatte sich ein Tranchiermesser genommen und es aus seiner Verpackung gerissen. Jetzt ging sie mit entschlossenen Schritten und dem Messer auf Bauchhöhe auf das Lager zu.

»Schwesterchen? Schwesterchen!«

Er lief ihr hinterher und packte sie an der Schulter. Theres hob das Messer und drehte sich zu ihm um. Ihre Augen waren leer und das Gesicht zu einer Grimasse verzerrt. Instinktiv ließ Jerry ihre Schulter los und hob abwehrend die Hände. Theres schien schon zustechen zu wollen, hielt dann aber ihren Arm zurück. Ein leises Knurren drang aus ihrer Kehle.

Unglaublich, das Jerry noch die Geistesgegenwart besaß, die Frage zu erkennen, die sich hinter ihrer Miene, hinter ihrer Haltung verbarg: *Warum hältst du mich auf? Ich gebe dir eine Sekunde, um dich zu erklären.*

»Du irrst dich«, sagte Jerry. Es war das Erstbeste, was ihm einfiel, um sich selbst ein bisschen Luft zu verschaffen.

»Du irrst dich. Du machst einen Fehler. Kleines Mädchen wird tot«, sagte Theres. »Der Große tötet sie. Kein Fehler.«

Jerry bemühte sich, in deutlichen Sätzen zu sprechen, die Theres hoffentlich als wahr akzeptieren würde: »Doch, ein Fehler. Er wird sie nicht töten. Er wird ihr nicht wehtun. Er wird ihr … Worte sagen. Ein paar harte Worte. Dann wird sie gehen dürfen.«

Theres ließ ihr Messer eine Spur sinken. »Woher weißt du das?«

»Du musst dich auf mich verlassen.« Jerry zeigte auf die Türen zum Lager. »In ein paar Minuten wird sie dort wieder herauskommen. Sie wird nicht verletzt sein. Das schwöre ich dir.«

Das Messer stieg wieder auf Bauchhöhe, während Theres auf die Türen starrte, wartete. Jerry sah sich um. Zum Glück waren keine anderen Kunden im Laden, aber es konnte jederzeit jemand hereinkommen.

»Theres? Kannst du mir das Messer geben?«

Theres schüttelte den Kopf. »Wenn das kleine Mädchen nicht kommt, wird der Große tot.«

Jerry kratzte sich heftig am Hinterkopf. Die Kopfhaut war feucht, und es floss immer mehr Schweiß. Ihn befiel dieses schwindelnde Gefühl, dass sein alltägliches Zusammenleben mit Theres nichts anderes war als ein Balancieren über Hängebrücken. Letztendlich existierte eine Kluft zwischen ihnen, ein Abgrund, dessen Boden er nicht erahnen konnte. Jetzt wurde er für einen Augenblick sichtbar.

»Okay«, sagte Jerry. »Aber wenn … *sobald* das kleine Mädchen herauskommt, dann gibst du mir das Messer, ja?«

Theres nickte.

Sie warteten. Eine Minute verging. Zwei. Kein anderer Kunde betrat den Laden. Jerry stand neben Theres und starrte auf die

geschlossenen Türflügel. Als eine weitere Minute verflossen war, begann eine irrationale Angst seine Brust zu umklammern. Dass Theres vielleicht recht hatte. Dass gerade jetzt ein Mord oder eine Vergewaltigung hinter diesen Türen stattfand. Er schielte zu Theres hinüber. Ihr Gesicht war hart, verschlossen. Dieses Mädchen musste sofort kommen, sonst würde etwas Schreckliches passieren.

Da kam sie. Die Türen öffneten sich, und der Blick des Filialleiters fiel auf Jerry, den er mit einem Nicken begrüßte. Er deutete auf das verheulte Wesen, das demütig hinter ihm aus dem Lager kam.

»Manchmal muss man eben Klartext sprechen, oder?«

Jerry nickte und machte einen Schritt zur Seite, um das Messer vor den Blicken des Filialleiters zu verbergen. Das Mädchen ging weiter zum Ausgang, und der Filialleiter rief ihr nach: »Du darfst gerne wiederkommen. Aber mach so was nie wieder.«

Das Mädchen schüttelte ihren hängenden Kopf, und Theres folgte ihr nach draußen. Jerry ließ sie gehen, weil sie das Messer mittlerweile nicht mehr in der Hand hielt. Er schaute hinüber und sah es auf der Eistruhe liegen.

Der Filialleiter redete munter weiter, wie notwendig es sei, dass man sich direkt um solche Sachen kümmere und die Jugendlichen nicht einfach machen lasse, denn sonst bekäme man später die Rechnung. Jerry brummte zustimmend und nickte, während er hinter seinem Rücken nach dem Messer griff. Als der Filialleiter sich abwandte, versteckte er es zwischen den Chipstüten. Dann ging er hinaus.

Theres und das Mädchen saßen eng nebeneinander auf der Mauer vor dem Laden. Das Mädchen hatte sich zu einem weinenden Bündel zusammengekauert, und die Szene kam ihm bekannt vor. Dieses Mal wollte Jerry herausfinden, was da passierte. Die Mädchen hatte ihre Köpfe dicht zusammengesteckt und schenkten ihm

keine Beachtung, sodass er um sie herumschlich, bis er hinter der Mauer auf dem Bürgersteig stand.

Schon bei seinen letzten Schritten hatte er Theres' Stimme wie ein rhythmisches Murmeln vernommen, steigend und fallend, als würde sie ein Wiegenlied singen. Als er näher kam, konnte er verstehen, was sie sagte.

»Du sollst keine Angst haben.«

»Nee.«

»Du sollst nicht traurig sein.«

»Nee.«

»Du bist klein. Sie sind groß. Sie tun Böses. Sie werden tot sein. Sie sind böse, weil sie tot werden. Du bist klein. Du wirst nicht tot werden.«

»Was, wie meinst du das?«

»Du wirst immer leben. Dir tut nichts weh. Du tust nicht weh. Du hast schönen Gesang im Kopf. Sie haben hässliche Worte. Du bist weich. Sie sind hart. Sie wollen dein Leben haben. Gib ihnen nicht dein Leben. Gib keine Tränen. Fürchte dich nicht.«

Ihre Stimme hatte einen hypnotischen Klang, der Jerry dazu brachte, auf der Stelle hin und her zu schwanken. Selbst er wurde von der Botschaft berührt. Fürchte dich nicht, fürchte dich nicht. Die Angst, die er eben noch im Supermarkt verspürt hatte, wurde fortgespült wie eine Zeichnung im Sand. Er hatte Theres noch nie mit dieser Stimme sprechen hören. Sie war liebkosend, einladend, heilend. Es war die Stimme der tröstenden Mutter, die Stimme des Arztes, der sagt, dass alles wieder gut wird, und es war die Stimme desjenigen, der dich im Dunkeln an die Hand nimmt und hinausführt.

Obwohl die Stimme nicht direkt zu Jerry sprach, schaukelte er in ihrem Rhythmus und glaubte an die einfache Wahrheit, die sie offenbarte: Es gab nichts, vor dem man Angst haben musste.

In seinem Schwanken verlor er kurz das Gleichgewicht und bewegte den Fuß zur Seite, um sich wieder aufzurichten. Theres hörte es und drehte sich zu ihm um. Eine Sekunde lang schaute sie ihm in die Augen und betrachtete ihn wie einen Fremden. Dann wich ihr Blick aus, und sie stand auf. Das andere Mädchen erhob sich ebenfalls. Ihr Kopf war jetzt erhoben, erleichtert. Jerry schüttelte sich, als müsste er aus einem Traum erwachen, den er eigentlich nicht verlassen wollte.

Auf dem Heimweg sagte Theres mit ihrer gewohnten Stimme: »Du darfst nicht lügen. Du sollst nicht lügen.«

»Wieso?«, fragte Jerry. »Ich habe doch nicht gelogen. Es kam doch so, wie ich gesagt hatte.«

Theres schüttelte den Kopf. »Du hast gesagt, dass das kleine Mädchen nicht verletzt wird. Es gab Verletzung. Der Große verletzte. Du hast nicht richtig gesagt.«

Nee, dachte Jerry, *und das war auch verdammt gut so*.

Im Spätsommer kam es manchmal immer noch vor, dass sie mit der Gitarre jamten und Entwürfe für Lieder schrieben, aber etwas war anders zwischen ihnen geworden. Nach dem Zwischenfall im Supermarkt hatte Jerry das Gefühl, dass er endgültig in die Gruppe der »Großen« einsortiert worden war und man sich somit nicht mehr auf ihn verlassen konnte. Dass es nichts als Statistik war, dass Theres seine Anwesenheit akzeptierte: Er hatte bislang nicht versucht, sie umzubringen, und würde es in Zukunft vermutlich also auch nicht versuchen.

Er bedankte sich bei seinem Glücksstern, dass sie sich nicht daran erinnerte, wie ihre Bekanntschaft begonnen hatte. Damals war er wirklich darauf aus gewesen, ihr Schaden zuzufügen. Vielleicht war auf irgendeine Weise doch noch eine Erinnerung daran bei ihr erhalten und nährte einen Verdacht, dass er böse Absichten verfolgte. Aber er war damals ein anderer gewesen. Aber war er das wirklich? Wird man irgendwann ein anderer, von Grund auf?

Vielleicht nicht. Aber man verändert sich. Wenn Jerry auf seine Jugendzeit zurückblickte, konnte er kaum begreifen, was das für ein Mensch war, der in Wochenendhäuser eingebrochen war und wie ein Räuber gelebt hatte. Es war ein unsympathischer Charakter in einem schlechten, fast vergessenen Film.

Als er auf der Kellertreppe seines Elternhauses gesessen und gesehen hatte, wie die Überreste seiner Eltern auf dem Boden zerstreut herumlagen, hatte er die Schwelle überschritten. Nein. Es war kurz danach gewesen. Als er sich entschieden hatte, ihre Mörderin zu schützen und sich um sie zu kümmern. Er hätte sich anders entscheiden können. Aber in jenem gedrängten Augenblick hatte er einen Schritt in eine unerwartete Richtung getan und einen neuen Weg eingeschlagen. Seitdem war er diesem Weg gefolgt, und er hatte ihn immer weiter von seinem früheren Ich weggeführt. Es war nur noch eine unscharfe, weit entfernte Gestalt, die bald schon Ansichtskarten schicken musste, um ihm noch etwas mitteilen zu können.

3

Zwei Monate bevor Max Hansen sich hinsetzte und sein Schreiben an Theres verfasste, hatte sie einen Brief von TV4 bekommen, in dem man zur Qualifikation gratulierte und die Kandidaten bat, sich fünf Stunden vor Beginn der Aufnahme zwecks Tonprobe und Maske im Studio 2 in Hammarbyhamnen einzustellen. Darüber hinaus lag ein neuer Vertrag bei, in dem sie zustimmte, sämtliche Rechte auf alles abzugeben.

Jerry konnte nicht begreifen, welcher idiotische Impuls ihn dazu gebracht hatte, diesen Stein ins Rollen zu bringen. Der Brief und der Vertrag sagten ihm, dass er keine Kontrolle mehr hatte, dass er und Theres in der Maschinerie von TV4 gefangen waren. Sie brachten keine Steine mehr ins Rollen, der Stein rollte jetzt mit ihnen.

Vielleicht hätte er die Papiere vergessen und alles ignorieren können, wenn Theres nicht gewusst hätte, dass sie kommen würden. In der Endausscheidung war ihr alles von einem Mädchen erklärt worden, die es im Vorjahr geschafft hatte und erst kurz vor dem Ziel gescheitert war. Theres wusste, was Sache war, und kannte das Datum schon, bevor die Papiere sie erreichten. Da war nichts zu machen.

Und außerdem war es ja dasselbe wie bei den Ausscheidungen. Ganz gleich, wie viel Angst Jerry vor der ganzen Geschichte hatte, so war er doch auch neugierig, wie es wohl weitergehen würde. Der Stein. Etwas war in Bewegung gesetzt worden und musste seine Bewegung vollenden.

Sie studierten »Life on Mars?« ein, und als der Tag für die Aufnahmen gekommen war, gab Jerry Theres genaueste Instruktionen. Der Zwischenfall im Supermarkt spukte in seinem Kopf herum, und Jerry bemühte sich bis an die Grenzen seiner Geduld, Theres immer und immer wieder zu erklären, dass sie niemals, was immer auch passieren mochte, die Großen verletzen dürfe.

»Wenn sie mich tot machen wollen?«

»Das werden sie nicht tun. Das kann ich dir versprechen.«

»Aber wenn sie es wollen?«

»Das werden sie nicht. Sie werden dir überhaupt nicht wehtun.«

»Aber sie wollen. Sie wollen immer.«

Und so weiter, und so weiter. Es näherte sich der Zeitpunkt, an dem sie aufbrechen mussten, und Jerry war sich nicht sicher, ob er weitergekommen war. Er griff zu dem letzten Argument, das ihm einfiel: »Okay. Vergiss das alles. Aber eines sage ich dir. Ich werde sehr, sehr wütend sein, wenn du etwas anstellst. Wütend und traurig.«

»Warum?«

»Weil … weil man nichts als einen verdammten Haufen Probleme davon bekommt.«

Theres schwieg für eine Weile. Dann sagte sie: »Du willst die Großen beschützen.«

»Wenn du so denken möchtest, dann bitteschön. Aber eigentlich möchte ich nur dich beschützen. Und mich.«

Jerry musste eine Weile jammern, bis auch er eine Zugangskarte für die TV4-Studios bekam, aber es war ja schließlich kein unbekanntes Phänomen, dass die *Idol*-Kandidaten jemanden zur Unterstützung dabeihaben wollten. Er versprach, dass er sich im Hintergrund halten und die Vorbereitungen für die Aufnahmen nicht stören würde.

Er saß direkt an der Bühnenkante, als Theres das Mikrofon testete und zu dem Playbackband sang, das für sie produziert worden war. Wie immer bekam er von ihrer Stimme eine Gänsehaut, und jegliche Aktivität im Studio schien während der gut drei Minuten, die das Lied dauerte, zum Erliegen zu kommen.

Anschließend bekam Theres Anweisungen, wie sie sich in Bezug auf die Kameras zu bewegen hatte, und Jerry kaute an den Fingernägeln, als er beobachtete, wie Theres' Körper sich anspannte, als ein Choreograf sie vorsichtig an den Schultern fasste, um sie in die richtige Position zu bringen. Jerry war kurz davor, von seinem Platz aufzuspringen und sich anzubieten, die Anweisungen des Choreografen weiterzuvermitteln, aber der junge Mann – der nach Jerrys Meinung wahrscheinlich homosexuell war – war in seinen Bewegungen so weich und anschmiegsam, dass Theres ihn offensichtlich nie als wirkliche Bedrohung auffasste.

Jerry hörte nicht, was gesagt wurde, aber er sah, dass Theres den Anweisungen lauschte, auf die Kameras und in die Kameras schaute. Als sie den Song anschließend noch einmal vortrug, zeigten ihre Bewegungen und die ihrer Augen, dass sie zumindest einen Teil der Choreografie übernommen hatte.

Es folgte die Mittagspause, und als Theres stillschweigend akzeptierte, dass sie nicht inmitten all der anderen Kandidaten sitzen und Kindernahrung essen konnte, begann sich Jerry ein wenig zu entspannen. Sie passte sich trotz allem der Situation an, und das Ganze würde vielleicht wirklich glatt über die Bühne gehen.

Nach der Mittagspause tauchte eine Frau auf, die Theres' Kleidung skeptisch musterte, verschwand und kurze Zeit später mit einem silbrig schimmernden Kleid wiederkehrte. Sie drückte es Theres in die Hände und wies sie an, in eine der Umkleidekabinen zu gehen und es sich anzuziehen. Auch das verlief ohne Probleme.

Die Frau hatte sich von dem Titel des Songs inspirieren lassen und etwas herausgesucht, das wie eine Mischung aus Abendkleid und Raumanzug aussah. Es stand Theres nicht besonders gut, was sie nicht im Geringsten scherte.

Eine Stunde vor Aufnahmebeginn wurde sie aufgefordert, in die Maske zu gehen. Nachdem sie ein paar Treppen hinauf- und durch diverse Korridore geführt worden waren, gelangten sie in einen großen Raum, in dem acht Friseurstühle standen. Eine junge Frau mit einer außergewöhnlich hochgebundenen blonden Frisur saß auf einem Stuhl und las in einer Illustrierten, während eine große Afrikanerin in Jerrys Alter zwischen den Stühlen herumging und den Boden fegte.

Die blonde Frau stand auf, als sie hereinkamen, hieß Theres willkommen, ohne sie dabei anzuschauen, und streckte ihr die Hand entgegen. Als Theres sie nicht nahm, griff Jerry danach. Die Hand war schmal und kalt und rund, und am Handgelenk hingen jede Menge Armbänder. Sie zeigte einen großzügigen Ausschnitt, der ein Paar unnatürlich kugelförmige Brüste hervorhob. Jerry nahm an, dass er sie attraktiv finden sollte, aber er tat es nicht.

Theres setzte sich auf den Stuhl, und als Jerry sich neben ihr aufstellte, zeigte die Frau auf einen normalen Stuhl am anderen Ende des Raums und sagte: »Wäre echt klasse, wenn du dich da hinten hinsetzen könntest.« Als Jerry zögerte, sagte sie: »Draußen auf dem Flur wäre vielleicht sogar noch besser.«

Jerry trollte sich zu dem angewiesenen Stuhl hinüber und setzte sich ganz vorn auf die Kante. Er hatte böse Ahnungen und wollte sich bereithalten. Die Frau warf einen schwarzen Friseurumhang über Theres, die auf ihr eigenes Spiegelbild starrte. Stille. Das Einzige, was man hören konnte, war das flüsternde Geräusch des Besens, der über den Fußboden gezogen wurde.

Jerry schielte zu dem Geräusch hinüber. Die Frau am Ende des Besens hatte ein breites, dunkelbraunes Gesicht und kohlrabenschwarzes, krauses Haar, das hinten zu einem Knoten zusammengebunden war. Sie wog bestimmt neunzig Kilo, und alles an ihr war groß und rund und weich, und man hätte fast glauben können, dass sie einzig und allein als greller Kontrast zu der blonden Strenge der Kosmetikerin in diesem Zimmer platziert worden war.

Die Putzfrau schien seinen Blick zu bemerken, wandte ihm ihr Gesicht zu und feuerte ein Lächeln ab, das nicht zu erwidern unmöglich war. Jerry kam sich wie ein Idiot vor, als seine Mundwinkel ohne sein Zutun nach oben schossen, und er musste den Blick senken. Dann erblickte er sich in einem Spiegel, und das Lächeln erstarb.

Damit kann man wirklich keinen Staat machen.

Er sah aus wie ein Relikt aus den Fünfzigern. Zur Feier des Tages hatte er sein Haar in einer Art Rockabilly-Manier nach hinten und nach oben gekämmt, und mit seinen kräftigen Koteletten, die abzurasieren er nie über das Herz gebracht hatte, sah er aus wie ein reichlich betagter Elvis. Sein fettes Gesicht, die dunklen Ringe unter den Augen, die Nase, die mit den Jahren immer größer zu werden schien. Dass jemand diesem Gesicht ein Lächeln geschenkt hatte, war schon ein Ereignis.

Im Spiegel sah er etwas Silbernes aufblitzen, und dann ging alles sehr schnell. Die Maskenbildnerin hatte augenscheinlich beschlossen, dass Theres' Gesicht keine größeren Maßnahmen erforderte und ihre Aufmerksamkeit stattdessen ihrem Haar zugewandt. Es war lang, blond und von Natur aus leicht gelockt.

Als Jerry das silberne Blitzen sah, hatte die Maskenbildnerin mit einer Hand schon Theres' Haarschopf umfasst und mit der anderen nach einer Schere gegriffen, die einen Augenblick bevor sie sich zu

Theres' Hals senkte, einen Lichtstrahl reflektierte. Wenn Jerry vorher gesehen hätte, was hier zu geschehen drohte, hätte er es noch verhindern können. Jetzt hatte seine Aufmerksamkeit im entscheidenden Augenblick versagt, und es war zu spät.

Theres begann zu knurren und warf sich zur Seite, was den Stuhl, auf dem sie saß, in eine hastige Drehbewegung versetzte. Die Fußstütze traf die Maskenbildnerin an den Schienbeinen. Sie japste vor Schmerz nach Luft und kippte nach hinten. In der nächsten Sekunde schoss Theres aus dem Stuhl und warf sich auf sie, riss ihr die Schere aus der Hand.

Es ging alles so schnell. Jerry hatte sich gerade erst von seinem Stuhl erhoben, als Theres schon mit der Schere ausholte, um sie der Maskenbildnerin ins Gesicht zu rammen. Glücklicherweise gab es jemanden, der schneller war als er. Als Theres den Arm hob, schloss sich eine dunkle Hand um ihr Handgelenk. Mit einer einzigen Bewegung hob die Putzfrau Theres auf und setzte sie mit einem Rums auf den Stuhl zurück, während sie sagte: »Hey, girl! You mad or something?«

Sie nahm Theres die Schere weg und warf sie auf den Schminktisch. Dann blieb sie mit den Händen auf Theres' Schultern stehen, während Jerry herbeieilte. Der Ausdruck in Theres' Gesicht war neu. Er sah Angst darin, aber auch reines Erstaunen. Ihr Unterkiefer hing herab, und die blauen Augen waren aufgerissen.

»Danke«, sagte Jerry zu der Putzfrau. »Oder … thank you very much.«

»Ist schon okay«, erwiderte die Putzfrau mit starkem amerikanischen Akzent. »Was ist das Problem mit dem Mädchen?« Sie drückte Theres' Schultern kräftig zusammen. »Hm? Was ist dein Problem? Bist du so nervös?« Theres rührte sich nicht, sondern starrte nur

wie gebannt auf die Offenbarung im Spiegel, die sich hinter ihr auftürmte.

Die Maskenbildnerin erhob sich auf wackeligen Beinen.

»Also, verdammt …«, sagte sie. »Das ist doch vollkommen krank, so was muss ich mir nicht bieten lassen.« Sie hatte zu weinen begonnen, und die zerlaufene Maskara verlieh ihr ein gespensterhaftes Aussehen. Sie zeigte auf Theres und schluchzte: »Die ist doch total verrückt, die darf gar nicht hier sein, die darf überhaupt nirgendwo sein, die muss in die Klapse …«

Die Maskenbildnerin stolperte aus dem Raum, wahrscheinlich um vor einer höheren Instanz Bericht zu erstatten. Die Putzfrau drehte Theres' Stuhl, bis sie von Angesicht zu Angesicht vor ihr zu sitzen kam, und versuchte vergeblich ihren Blick zu fangen.

»Hey, girl«, sagte die Putzfrau. »Du bist so schön. Du solltest nicht so böse sein. Komm, jetzt machen wir dich schön.«

Sie steckte Theres' Haar hoch, und Theres ließ es geschehen. Sie schloss einen Ondulierstab an und begann Locken in Theres' Haar zu drehen, ohne dass Theres irgendetwas anderes machte, als zu starren. Nachdem so ein paar Minuten vergangen waren, drehte Theres den Kopf in Jerrys Richtung und stellte die Frage, die ihre unbegreifliche Akzeptanz gegenüber diesen Berührungen erklärte. Sie fragte: »Ist das ein Mensch?«

Jerry errötete und begann eine Antwort zu stottern, aber die Putzfrau lachte und sagte: »Wo bist du denn die letzten hundert Jahre gewesen, Mädchen?«, während sie weiter an Theres' Haaren arbeitete.

»Du musst sie entschuldigen«, sagte Jerry. »Sie ist es nicht so gewohnt, hier … draußen zu sein.«

»Ihr müsst ja an einem merkwürdigen Ort leben, wo wohnt ihr denn genau?«

»Ja, also … Svedmyra.«

»Svedmyra? Da wohnt ihr? Habt ihr denn keine Schwarzen in Svedmyra?«

»Da wohnen meistens so … alte Schweden.«

Die Putzfrau schüttelte den Kopf und begann, Mousse in Theres' Kopfhaut einzumassieren. Jerry war der Putzfrau unglaublich dankbar für ihr Eingreifen und hätte Theres gerne darüber informiert, dass sie tatsächlich ein Mensch war und dazu noch ein guter. Aber wenn es die Voraussetzung für Theres' Toleranz war, dass sie die Putzfrau als etwas anderes betrachtete, dann sollte das vielleicht lieber noch eine Weile so bleiben.

Natürlich hatte Theres auch vorher schon Schwarze gesehen, aber Jerry hatte keine Ahnung, was sie über sie dachte, weil er nie gefragt hatte. Vielleicht trug auch der kräftige Akzent der Putzfrau dazu bei, dass Theres sie als etwas Fremdes betrachtete.

»Entschuldigung«, sagte Jerry, »wie heißt du eigentlich?«

Die Putzfrau wischte sich den Schaumfestiger am Kittel ab und streckte ihm die Hand entgegen. »Paris.« Sie sprach es wie *pärris* aus. »Und du?«

»Jerry. Paris … wie die Stadt, oder?«

»Ja. Meine Schwester heißt Venice.«

Jerry versuchte, einen Kalauer über einen mutmaßlichen Bruder namens London zu formulieren, aber es wollte ihm nicht so recht gelingen, und bevor ihm etwas anderes einfiel, kehrte die Maskenbildnerin mit einem Mann im Schlepptau zurück.

Der Mann trug eine Passierkarte an einem Band um den Hals. Er war um die dreißig und sah aus, als hätte er eine Woche nicht geschlafen. Als die Maskenbildnerin zu erzählen begann, was passiert war, fuhren seine Augenbrauen in die Höhe, während sich gleichzeitig seine Augenwinkel in einer Miene von *Here we go*

again nach unten senkten. Vermutlich waren Klagen von Seiten der Maskenbildnerin kein seltenes Ereignis.

Er hörte eine halbe Minute lang desinteressiert zu und warf anschließend einen Blick auf Paris, die Theres' Augenbrauen gerade eine Nuance dunkler färbte, um ihre blauen Augen hervorzuheben, zuckte mit den Schultern und sagte: »Ja, ja. Aber jetzt scheint ja wieder alles in geordneten Bahnen zu laufen«, worauf er sich umdrehte und ging.

Die Maskenbildnerin lief ihm hinterher, und Jerry hörte sie sagen: »Eigentlich bin ich ja diejenige, die das hier macht!«, und die Antwort bekommen: »Ganz offensichtlich nicht.«

Paris wedelte vorsichtig mit einer Puderquaste über Theres' Gesicht, und ein weiteres Mal konnte Jerry nur darüber staunen, dass Theres dabei die Augen geschlossen hatte, als ob sie es behaglich fand. Paris senkte die Stimme und sagte: »In Amerika haben wir diesen Ausdruck: *Go fuck yourself.*« Sie nickte zur Tür hinüber. »Diese Frau. Wie oft wollte ich schon … wie sagt ihr hier?«

Jerry überlegte eine Weile und sagte schließlich: »Scher dich zum Teufel.«

»Scher dich zum Teufel. Like … Fuck off to the Devil?«

»Yeah«, sagte Jerry. »Fuck off to the Devil. Scher dich zum Teufel.«

Paris knöpfte den Friseurumhang auf und zog ihn von Theres herunter. Sie sagte: »Scher dich zum Teufel«, lächelte Theres groß an und sagte: »Nicht du, honey. Du hast das gut gemacht. Das nächste Mal vielleicht nicht ganz so gefährlich.«

Sie hob den Besen wieder auf, den sie während des Tumults fallen gelassen hatte, und fuhr mit ihrer Arbeit fort. Theres stand vor dem Spiegel und betrachtete sich. In ihrem Silberkleid sah sie aus, als käme sie gerade aus einem Science-Fiction-Film, ein

wunderschönes Wesen, das auf die Erde geschickt worden war, um die Menschen zu umgarnen und zu verführen. Oder um umgarnt und verführt zu werden.

Jerry räusperte sich und ging zu Paris hinüber, streckte die Hand aus. »Ja, dann vielen Dank«, sagte er. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

Paris schaute auf seine Hand, ohne sie zu ergreifen. »Du könntest stattdessen etwas tun.«

»Wie bitte?«

»Ein Abendessen wäre schön«, sagte Paris, während sie sich auf die Bewegungen des Besens über den Boden konzentrierte.

»Abendessen?« Jerry hatte jedes einzelne Wort verstanden, das sie gesagt hatte, aber was sie damit andeutete, war dermaßen unvorstellbar, dass er den Worten keinen Sinn entnehmen konnte.

Paris seufzte und ließ den Besen ruhen. »Abendessen, ja. Du lädst zum Abendessen ein. Irgendwann. Irgendwo. Ihr macht so etwas nicht in Schweden?«

»Doch, doch, absolut«, sagte Jerry. »Absolut. Das mache ich gerne. Jederzeit. Überall. Oder … soll ich … hast du ein Telefon?«

Mit einem Kajalstift schrieb Paris ihre Telefonnummer auf eine Papierserviette, und Jerry steckte sie sich in die Brieftasche, als handelte es sich um das Schürfrecht für eine Goldader. Dann zog er sich mit Theres aus dem Raum zurück, winkte und verschwand um die Ecke.

Für den Rest des Tages kam er sich vor wie auf dem Mond. Oder auf dem Mars. Die Gravitation hatte ihn aus ihren Fängen entlassen, und er wog höchstens zwanzig Kilo. Immer wieder zog er die Serviette mit Paris' Telefonnummer heraus, um sicherzugehen, dass sie noch da war. Nachdem er sie ein paar Mal auseinander- und wieder zusammengefaltet hatte, begannen die Ziffern undeutlich zu

werden, und er übertrug sie auf einen Papierzettel, den er sich in die Brieftasche steckte. Und noch auf einen weiteren Zettel, den er sich in die Hosentasche steckte.

Er hatte noch nie – nie! – zuvor erlebt, dass ihm jemand – wie sagte man? – ein Angebot gemacht hatte. Nie. Er würde sie zum Abendessen einladen. Wohin sollte er sie einladen? Keine Ahnung. Er aß nie im Restaurant. Er musste zusehen, dass …

So gingen Jerrys Gedanken.

An diesem Tag gab es keine weiteren Zwischenfälle mit Theres, und das war gut so, denn Jerry war nur noch in sehr geringem Ausmaß anwesend. Zu zwanzig Kilo, ungefähr. Der Rest befand sich irgendwo im Weltraum.

In jener Woche kam Theres weiter, und in der folgenden fiel sie mit »Nothing compares 2 U« durch. Der eigentliche Gewinner bei *Idol* war Jerry. Ein paar Tage nachdem er ihre Nummer bekommen hatte, rief er Paris an. Er hatte die Restaurantseite von *Dagens Nyheter* studiert und schlug Dragon House vor, ein Büfettrestaurant am Hornstull. Iss so viel du magst, und so weiter.

Sie trafen sich, sie aßen beide enorme Mengen Thai- und Chinagerichte, tranken eine Menge Bier. Jerry erfuhr, dass Paris zweiundvierzig Jahre alt war, dass sie vor fünf Jahren nach Schweden gekommen war. Der Vater ihres jetzt neunjährigen Sohns hatte hier einen Job bekommen. Sie hatten sich vor drei Jahren getrennt, nachdem der Mann auf seiner Arbeit etwas mit einer Schwedin angefangen hatte.

Paris hatte alle möglichen Jobs in den USA und in Schweden ausprobiert, unter anderem hatte sie eine kurze Zeit als Maskenbildnerin bei einem lokalen Fernsehsender in Miami gearbeitet. Daher ihre Fähigkeiten. Sie betrachtete sich selbst als einen *survivor* und war

in der Beurteilung von Menschen und Zusammenhängen knallhart kategorisch. Das war schlecht, das war gut, der war ein Idiot und der war ein *sweetheart*.

Jerry schien das Glück zu haben, in die Kategorie *sweetheart* zu fallen, weil er eine lange Umarmung bekam, als sie sich voneinander verabschiedeten. Als er fragte, ob er wieder anrufen dürfe, sagte Paris, dass sie nichts anderes erwarte, *honey*.

An dem Tag, als Max Hansens Brief durch den Briefschlitz fiel, stand Jerry auf dem Balkon und rauchte, während er sich bis in kleine Details hinein ausmalte, wie es wäre, mit Paris zu schlafen. Sie hatten sich ein paar Mal getroffen, er hatte sie küssen dürfen, und ihre Lippen waren ein Vorgeschmack. Er stellte sich vor, dass es so sein würde, als fiele man in ein Daunenkissen. Sich von ihren großen Brüsten, ihren runden Armen umschließen lassen, sich in ihren Körper hineingraben. Verschwinden.

Seine Fantasien hatten derart übertriebene Formen angenommen, dass er sich ertappt fühlte, als Theres zu ihm auf den Balkon kam. Seine Hände legten sich instinktiv vor seinen Unterleib, obwohl es nichts anderes zu verbergen gab als Gedanken.

Theres legte den Kopf schief. »Warum schämst du dich?«

»Nein, ich bin nur eine rauchen gegangen.«

Theres hielt ihm ein Papier hin. »Jemand schreibt, dass ich gut bin. Jemand will mit mir reden. Du sollst das lesen und sagen, ob es gut ist.«

Jerry nahm Max Hansens Brief mit ins Wohnzimmer, setzte sich in den Sessel und las ihn zwei Mal durch. Er konnte nicht sagen, ob es leere Worte waren oder eine reale Möglichkeit. Obwohl ihn die Geschichte mit *Stormfront* in einem gewissen Ausmaß beeindruckte, ging es doch letzten Endes nicht darum.

Jerry legte den Brief zur Seite und schaute Theres an, die mit auf den Knien gefalteten Händen wie eine geduldige Heiligenfigur auf dem Sofa saß.

»Das ist ein Agent«, sagte Jerry. »Jemand, der mit dir arbeiten möchte.«

»Wie soll ich arbeiten?«

»Ja, singen. So singen, dass du es als Arbeit machen kannst. Vielleicht ein Album einspielen.«

Theres' Blick wanderte zu dem CD-Regal an der Wand. »Soll ich auf eine Scheibe singen?«

»Vielleicht, ja. Würdest du das gerne machen?«

»Ja.«

Jerry nahm den Brief wieder in die Hand, drehte ihn hin und her, als wollte er seinen Wert und seine Bedeutung ertasten. Dieser Max Hansen schien ehrlich an Theres interessiert zu sein, und er musste den Tatsachen ins Auge sehen: Ihr Geld würde nicht für immer reichen.

Das war schließlich genau das, wovon er vor langer Zeit schon einmal geträumt hatte. Die Möglichkeit, ein paar harte Kronen aus dem Naturereignis Theres herauszupressen. Jetzt, wo sich die Chance bot, war er sich nicht mehr so sicher. Viel vergiftetes Wasser war seitdem den Berg hinuntergelaufen. Er faltete den Brief zusammen, steckte ihn in die oberste Schreibtischschublade und sagte: »Wir werden sehen.«

Irgendwo in seinem Inneren wusste er, dass er die Schublade wieder aufziehen würde, dass sich ein neuer Stein ganz oben auf dem Hügel gezeigt hatte und dass er mit oder ohne sein Zutun losrollen würde.

Max Hansen, dachte er. *Miese Chancen*.

4

Anfang November saß Teresa auf dem Bett und hatte neben sich eine leere Sporttasche stehen. Sie wusste, dass sie etwas in die Tasche hineinlegen sollte, aber sie wusste nicht, was. Ihr Zug würde in einer Stunde abfahren, und sie war in ihr Zimmer hinaufgegangen, um zu packen. Sie glotzte auf die leere Tasche.

Zwei Tage zuvor hatte Theres ihr eine Mail geschrieben und gefragt, ob sie am Wochenende zu ihr nach Stockholm kommen wolle. Teresa war es nach einigem Hin und Her gelungen, eine Zugfahrkarte über das Internet zu kaufen, bevor sie ihre Eltern vor vollendete Tatsachen stellte. Sie würde am Samstag nach Stockholm fahren, könnte jemand sie zum Bahnhof bringen?

Sie würde eine Freundin besuchen. In Stockholm. Ja, sie war sich ganz sicher, dass es kein böser Onkel war. Sie hätten sich im Netz kennengelernt und wollten sich jetzt IRL treffen. Also in echt. Ja, sie würde am selben Abend nach Hause kommen, und ja, sie wusste genau, wo sie hinmusste und wie man dorthin kam. Svedmyra.

Sie wollte nicht sagen, dass es sich um das Mädchen handelte, das sie alle bei *Idol* gesehen hatten. Vielleicht, weil sie dann glauben könnten, dass sie log. Weil sie es sowieso nicht glauben würden. Weil dadurch etwas offenbart wäre, was sie geheim halten wollte.

Ihre Eltern wussten, wie einsam sie war, und vermutlich akzeptierten sie es deshalb. Sie gab ihnen Theres' Adresse und Telefonnummer und versprach sie anzurufen, sobald sie angekommen war.

So weit, so gut.

Erst als sie die Tasche packen wollte, kam sie ins Stocken. Sie war noch nie allein mit dem Zug verreist. Man musste doch eine Tasche dabeihaben, wenn man reiste, oder? Aber was sollte sie einpacken? Was brauchte sie?

Wer bin ich?

So konnte man es auch ausdrücken. Was wollte sie zu Theres mitnehmen, was wollte sie ihr zeigen, wer wollte sie sein? Sie saß auf ihrem Bett, schaute auf die leere Tasche und dachte, dass sie ein Hohn war. Die Tasche war sie selbst. Leer. Nichts. Sie hatte nichts zu bieten.

Sie ging ins Badezimmer, schminkte sich, so gut sie konnte, und war mit dem Resultat zufrieden. Sie hatte gelernt, das Rouge so aufzutragen, dass sie aus bestimmten Winkeln nicht ganz so schwabbelig aussah. Sie gab ihrem Haar mit ein wenig Mousse mehr Halt, damit um die Stirn mehr Luft war. Kajal, Lidschatten.

Als sie fertig war, rief Göran von unten, dass sie jetzt fahren müssten, wenn sie den Zug noch erreichen wollten. Ohne nachzudenken, warf Teresa die Wegbeschreibung, ihr Handy, den MP3-Player, ihr Notizbuch und ihren schwarzen Jogginganzug in die Tasche. Den Jogginganzug vor allem deshalb, weil sie etwas brauchte, um die Tasche zu füllen.

Auf dem Weg zum Bahnhof fragte Göran Teresa weiter über das Mädchen aus, das sie treffen wollte, und Teresa erzählte wahrheitsgemäß, dass sie sich in einem Forum über Wölfe kennengelernt hatten, dass sie gleichaltrig waren und dass sie in Svedmyra wohnte. Bei allem anderen log und flunkerte sie.

Göran wartete, bis der Zug eingefahren war, und verabschiedete sich mit einer Umarmung, die zu erwidern sie sich nicht überwinden konnte. Als sie auf ihrem Platz saß und der Zug sich in Bewegung setzte, winkte Göran ihr zu. Sie winkte ohne großen

Enthusiasmus zurück und sah dann, wie er sich umdrehte und zum Wagen zurückging.

Es dauerte nicht mehr als ein paar Minuten, bis die Reise ihre Klauen in sie geschlagen hatte. Dass sie reiste. Dass sie allein in einem Zug saß und zu einem fremden Ort fuhr. Zwischen zwei Punkten war sie ein *Passagier*, jemand, der auf dem Weg war. Der frei war. Sie sah ihr Spiegelbild im Fensterglas und erkannte sich nicht wieder.

Wer sitzt da? Wer könnte das sein?

Sie zog ihr Notizbuch und einen Stift heraus, setzte sich bequem hin und begann an dem Stift zu saugen, während sie hin und wieder einen Blick auf sich selbst im Fenster warf. Sie wäre so gerne diese spannende Fremde gewesen, die im Zug saß und schrieb, aber ihr fiel nichts ein. Kein einziges Wort. Ihre Fantasie war schon immer schwächlich gewesen, jetzt war sie geradezu ohnmächtig.

Sie schrieb: »Ich sitze in einem Zug …«, aber dann war Schluss. Sie schrieb es noch einmal. Und noch einmal. Nachdem sie zehn Minuten dagesessen und zwei Seiten mit immer denselben fünf Worten gefüllt hatte, betrachtete sie sich selbst. Die Fremde.

Jetzt reichte es aber!

Sie stopfte das Notizbuch zurück in die Tasche und ging zur Toilette. Dort stützte sie sich auf das Waschbecken und betrachtete sich eine ganze Weile im Spiegel. Dann benetzte sie ihr Gesicht, füllte die Hände mit Seifenschaum und wusch sich gründlich, massierte die Schminke bis auf den letzten Rest fort. Anschließend feuchtete sie ihr Haar an, um es wieder herunterzuzwingen, und trocknete sich mit Papierhandtüchern ab, bis das Haar wieder platt und formlos an ihrem Kopf klebte.

Sie zog sich aus, holte den schwarzen College-Sweater und die schwarzen Jogginghosen aus der Tasche und zog sie an. Als sie sich

das Resultat im Spiegel anschaute, konnte sie feststellen, dass sie absolut daneben aussah.

Hier hast du mich.

Als sie sich wieder auf ihren Platz setzte, erkannte sie das Gesicht auf der anderen Seite der Fensterscheibe wieder. Das Scheusal, mit dem sie schon ihr ganzes Leben verbracht hatte und das jetzt mit nach Stockholm fahren durfte. Teresa schlug ihr Notizbuch auf und schrieb:

Alles was Flügel hat fliegt
Alles was Zähne hat beißt
Du hast Flügel du hast Zähne
Tu doch was
Benutz deine Hände, greif!
Benutz deine Zähne, beiß!
Benutz deine Flügel, flieg!
Flieg, flieg, flieg doch mal
verdammt verdammt verdammt

Der Strom von Menschen am Hauptbahnhof erschreckte sie. Als sie die Treppe vom Bahnsteig herunterkam, spürte sie ganz buchstäblich, dass sie sich in tiefes Wasser gewagt hatte. Vor ihr strömte ein Fluss, sie konnte darin ertrinken. Weil sie nicht wusste, in welche Richtung sie gehen sollte, stieg sie in den Fluss hinab und ließ sich von ihm treiben, bis sie die Sperren vor der U-Bahn erreicht hatte.

Sie legte Geld auf einen Schalter und sagte »Svedmyra«. Sie bekam drei Coupons und fragte, wohin sie gehen solle, worauf sie sich in einen neuen Strom einreihte. Sie hielt ihre Tasche fest umklammert und hatte die ganze Zeit Angst. Es waren zu viele Menschen, und sie war zu einsam und zu klein.

Als sie in die U-Bahn gestiegen war, kontrolliert hatte, dass sie wirklich in Svedmyra hielt, und sich einen Sitzplatz gesucht hatte, wurde es besser. Sie konnte ruhig sein, sie hatte ihren Platz. Aber immer noch zu viele Menschen. Die meisten davon Erwachsene mit ausdruckslosen Gesichtern, die sie von allen Seiten umgaben. Jederzeit konnte ein Arm ausgestreckt werden oder jemand sie ansprechen, irgendetwas von ihr wollen.

An jeder Station stiegen ein paar Leute aus. Als die U-Bahn in Svedmyra hielt, saß kaum mehr jemand in ihrem Abteil. Teresa trat auf den Bahnsteig und faltete ihre Karte auseinander. Sie hatte Theres' Adresse mit einem Kreuz gekennzeichnet, wie auf einer Schatzkarte.

Eine dünne Schneedecke lag auf den Straßen, und sie fror in ihrem dünnen College-Sweater. Sie spielte, dass sie ein schwarzes Loch war und dass nicht sie sich bewegte, sondern dass Theres' Haus von ihr angezogen wurde, auf dem Weg war, von ihr aufgesaugt zu werden.

Sie erreichte die richtige Straße, und die richtige Eingangstür bewegte sich auf sie zu. Erst als sie im Aufzug stand und auf den obersten Knopf drückte, musste sie das Spiel aufgeben. Sie wurde nervös, und nur ihre unterkühlte Haut hielt sie davon ab, in Schweiß auszubrechen.

Flieg, flieg, flieg, verdammt verdammt …

Der Aufzug hob sie empor.

Auf der Tür stand »Cederström«, wie Theres es gesagt hatte. Teresa drückte auf die Klingel und versuchte ihr Gesicht zu einer angemessenen Miene zu ordnen, fand keine passende und pfiff darauf.

Sie wusste nicht, was sie erwartet hatte. Theres hatte geschrieben, dass sie mit »Jerry« zusammenwohnte, ohne zu erklären, wer dieser

Jerry war. Der Mann, der die Tür öffnete, sah aus wie einer der Männer, die im Park auf den Bänken saßen, abgesehen von seinem karierten Hemd, das nagelneu aussah.

»Hallo«, sagte Teresa. »Wohnt hier Theres?«

Der Mann musterte sie und warf einen Blick an ihr vorbei ins Treppenhaus. Dann trat er zur Seite und sagte: »Komm rein. Sieht kalt aus, das da.«

»Ich habe eine Jacke.«

»Aha. Bringt nichts, in solchen Fällen.« Er deutete ins Innere der Wohnung. »Sie ist da hinten.«

Teresa zog die Schuhe aus und ging mit einem festen Griff um den Trageriemen ihrer Tasche durch den Flur. Nach wie vor bestand das Risiko, dass alles nur ein großer Bluff war. Dass es vielleicht dieser Mann war, der die Mails geschrieben hatte, und dass ihr bald etwas Schreckliches zustoßen würde. Sie hatte schon von solchen Sachen gehört.

Ihr Herz begann zu klopfen, als sie im Wohnzimmer niemanden fand. Sie horchte in den Flur hinaus und wartete auf den Knall, mit dem die Tür in das Schloss fiel. Er kam nicht. Die Tür zu einem weiteren Zimmer stand offen, und sie entdeckte Theres, die mit den Händen auf den Knien auf einem Bett saß.

Alles fiel von ihr ab. Die beängstigenden Menschenmassen, die Sorge, sich zu verfahren oder irgendetwas falsch zu machen. Die Kälte auf den Straßen und die vorübergehende Furcht vor dem Mann in dem karierten Hemd. Weg. Sie hatte das Kreuz auf der Karte erreicht, Theres. Es verwunderte sie nicht im Geringsten, dass Theres nicht aufstand und ihr entgegenkam. Stattdessen betrat Teresa das Zimmer, stellte ihre Tasche an der Tür ab und sagte: »Jetzt bin ich hier.«

»Gut«, sagte Theres und legte die Hand neben sich auf das Bett. »Sitz hier.«

Teresa setzte sich neben sie. In Gedanken hatte sie verschiedene Phrasen durchgespielt, um das Gespräch zu eröffnen, hatte versucht, sich auszumalen, was sie tun oder sagen sollte, wenn ihr Treffen sich auf die eine oder andere Art gestaltete. Ausgerechnet diese Möglichkeit hatte sie nicht in Erwägung gezogen. Dass sie einfach nur nebeneinandersitzen und nichts sagen würden.

Es verging eine Minute oder mehr, und Teresa begann warm zu werden und sich zu entspannen. Nach dem Chaos der Reise war es unheimlich schön, einfach nur still dazusitzen und nichts zu denken. Sie bemerkte, dass der Raum kalt war, geradezu spartanisch. Keine Poster an den Wänden, kein mehr oder weniger ordentlich aufgestellter Krimskrams. Nur ein Bücherregal mit Kinderbüchern, ein CD-Spieler und ein CD-Rack. Ihre eigene Tasche an der Tür sah wie ein Eindringling aus.

»Ich habe ein Gedicht geschrieben«, sagte Teresa. »Im Zug. Willst du es lesen?«

»Ja.«

Teresa zog die Tasche heran. Sie schlug das Notizbuch auf und las sich das Gedicht noch einmal durch. Dann riss sie es heraus und gab Theres die Seite. »Hier. Ich glaube, das ist für dich.«

Theres schaute das Papier lange an. Teresa schielte zu ihr hinüber und sah, dass sich ihre Augen die Zeilen hinunterbewegten, worauf sie wieder zum Anfang hinaufsprangen und von vorn begannen. Und noch einmal begannen. Teresa wurde ungeduldig, und als sie es schließlich nicht mehr aushielt, fragte sie: »Wie findest du es?«

Theres ließ den Zettel sinken. Ohne Teresa anzuschauen, sagte sie: »Es handelt davon, dass Menschen Wölfe sind. Und Vögel. Das

finde ich gut. Aber es sind auch hässliche Wörter darin. Darf es in Gedichten hässliche Wörter geben?«

»Ja, das darf es bestimmt. Wenn sie passen.«

Theres las sich das Gedicht noch einmal durch. Dann sagte sie. »Sie passen sehr gut. Als ob man wütend ist. Weil man kein Wolf ist. Oder kein Vogel.« Sie schaute Teresa das erste Mal in die Augen. »Das ist das beste Gedicht, das ich gelesen habe.«

Teresas Wangen erröteten. Es war beinahe nicht auszuhalten, dem Blick eines Menschen zu begegnen, der gerade so etwas gesagt hatte, und ihre Nackenmuskeln riefen ihr zu, dass sie den Kopf zur Seite wenden sollte. Aber die Augen saßen fest und hielten den Kopf zurück. In Theres' großen, hellblauen Augen zeigte sich keine Spur von Ironie oder eine Erwartung oder irgendein anderes Gefühl, das eine Erwiderung von Teresa verlangte. Das Einzige, was dieser Blick sagte, war: *Du hast das beste Gedicht geschrieben, das ich jemals gelesen habe. Dort bist du. Ich sehe dich.* Deshalb konnte Teresa die Verbindung aufrechterhalten, und nach ein paar Sekunden fühlte es sich ganz natürlich an.

Theres zeigte auf Teresas Notizbuch und sagte: »Hast du noch mehr geschrieben?«

»Nee. Das war das Einzige.«

»Kannst du mehr schreiben?«

»Ja, vielleicht.«

»Wenn du schreibst, möchte ich es lesen.«

Teresa nickte. Plötzlich wollte sie nicht mehr hier sitzen. Sie wollte nach Hause in ihr Zimmer und Gedichte schreiben, das ganze Notizbuch voll. Anschließend wiederkommen und neben Theres sitzen, während sie ihre Gedichte las. Das wollte sie. So wollte sie es haben.

Jerry zeigte sich im Türrahmen. »Aha, hier sitzt ihr also. Wie läuft's?« Theres und Teresa nickten synchron, und Jerry schnaufte belustigt. »Verdammt, ihr seht aus wie … ich weiß nicht was.«

»Dick und Doof?«, schlug Teresa vor.

Ein Grinsen machte sich in Jerrys Gesicht breit, und er zeigte auf Teresa, wackelte mit dem Zeigefinger. Dann kam er ins Zimmer und streckte ihr die Hand entgegen. »Ich heiße Jerry. Hallo.«

Teresa ergriff seine Hand. »Hallo. Teresa. Sind Sie … Theres' Vater?«

Jerry zuckte mit den Schultern. »Quasi.«

»Quasi?«

»Ja. Quasi.«

»Er ist mein Bruder«, sagte Theres. »Er hat mich versteckt, als Lennart und Laila tot wurden.«

Jerry verschränkte die Arme vor der Brust und betrachtete Theres mit einem gepeinigten Ausdruck im Gesicht. Dann seufzte er tief und schien aufzugeben. Er räusperte sich, aber trotzdem war seine Stimme belegt, als er sagte: »Wollt ihr Saft haben? Oder sonst was. Kuchen?«

Teresa ging zur Toilette und benutzte ihr Handy, um zu Hause anzurufen und mitzuteilen, dass alles gut gelaufen sei. Dann setzte sie sich zu den anderen ins Wohnzimmer, trank Himbeersaft und aß ein paar Stück von einem alten, zähen Schokoladenkuchen. Jerry trank Kaffee, und Theres aß mit einem Teelöffel Aprikosenpüree aus einem Babygläschen. Teresa fühlte sich nicht wohl in ihrer Haut. Sie hatte das Gefühl, dass Jerry sie und Theres die ganze Zeit beobachtete, als wollte er etwas Bestimmtes herausfinden. Er war ein ungewöhnlicher Erwachsener, und irgendwie mochte sie ihn, aber trotzdem wollte sie am liebsten, dass er ging.

Als alles ausgetrunken und aufgegessen war, wurde sie erlöst. Jerry klatschte mit den Händen gegen seine Oberschenkel und sagte: »Tja, Mädchen. Ich muss jetzt leider noch einmal los. Ihr scheint ja gut zurechtzukommen, also … Ich weiß nicht so genau, wann ich wieder zurückkomme, aber ihr kommt ja zurecht, oder?«

Bevor Jerry ging, winkte er Teresa noch einmal zu sich, bat sie, kurz zu ihm zu kommen. Sie ging zu ihm in den Flur, und Jerry senkte seine Stimme zu einem Flüstern: »Theres ist ein bisschen speziell, wie du wahrscheinlich bemerkt hast. Wenn du das Gefühl hast, dass sie seltsame Sachen sagt, dann … mach dir keine Gedanken darüber. Du bist ja keine Petze, oder? Nicht so eine, die überall rumläuft und jedem alles erzählt?«

Teresa schüttelte den Kopf, und Jerrys Gebiss mahlte mit geschlossenem Mund, als ob er nachdachte und zu einem Entschluss kommen wollte. »Es ist sogar so. Wenn Theres dir etwas erzählt … Du darfst niemand anderem davon erzählen, verstehst du? Nicht deiner Mutter, nicht deinem Vater, niemandem, klar? Ich verlass mich auf dich.«

Teresa nickte und sagte: »Ja. Ich weiß.«

Jerry schaute sie so lange und durchdringend an, dass Teresa sich zu winden begann. Er klopfte ihr auf die Schulter und sagte: »Ich bin froh, dass ich dich kennengelernt habe.« Dann ging er.

Als Teresa ins Wohnzimmer zurückkam, hatte Theres sich an den Computer gesetzt. Sie fragte: »Willst du Musik hören?«

»Klar«, sagte Teresa und warf sich aufs Sofa. Sie streckte sich aus, befreit von der Verkrampftheit, die Jerrys Blicke bei ihr ausgelöst hatten. Sie war gespannt zu hören, auf welche Art von Musik Theres stand.

Sie kannte den Song nicht, der aus den Lautsprechern des Computers erklang, aber der dünne, synthetische Klang ließ sie vermuten, dass er aus den frühen Achtzigerjahren stammte. Aber was wusste sie schon davon. Vielleicht sollte es heutzutage so klingen, sie kannte sich da nicht aus. Wie auch immer, das Intro gefiel ihr, die Melodie. Es war wie ein kleiner Schock, als sie plötzlich Theres' Stimme singen hörte.

Sie verstand nicht viel von dem Text, den Theres sang. Es schien nur eine Aneinanderreihung von aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen zu sein, an manchen Stellen mit Wailings verbunden. Es spielte keine größere Rolle. Der Song setzte sich direkt im Ohr fest. Er war poppig, traurig, schön und fröhlich zur selben Zeit, und Schauder des Wohlbehagens liefen Teresas Rücken hinunter.

Als der Song verklungen war, richtete Teresa sich im Sofa auf und rief: »Das war ja absolut klasse. Das war … unendlich gut. Was war das für ein Song?«

»Ich verstehe nicht.«

»Aber du weißt doch … wie er heißt?«

»Er heißt gar nichts.«

Erst da verstand Teresa. Der Song war so selbstverständlich und ging so direkt ins Ohr, dass sie davon ausgegangen war, ihn vorher schon einmal gehört zu haben. Aber so verhielt es sich nicht. »Ist der von *dir*?«

»Jerry hat ihn geschrieben. Ich habe gesungen.«

»Ja, das habe ich gehört. Wovon handelt er?«

»Nichts. Ich singe Worte. Deine Worte sind besser.«

Theres wandte sich ab und klickte auf eine andere Aufnahme. Das Lied begann wieder von vorn, und Teresa lehnte sich im Sofa zurück, schloss die Augen und stellte sich darauf ein, es ein weiteres Mal zu genießen. Als Theres' Stimme erneut erklang, dauerte es ein

paar Sekunden, bis ihr zwei Dinge klar wurden. Erstens: Theres' Stimme kam nicht mehr aus den Lautsprechern, sondern aus dem Raum. Zweitens: Sie sang jetzt den Text des Gedichts, das Teresa ihr gegeben hatte.

Zwei warme Hände legten sich um ihre Lungen und wrangen sie aus wie Scheuerlappen. Es war eine so große Freude, dass sie der Furcht ähnelte. Sie konnte keinen Finger rühren. Theres modulierte die Stimme und setzte die Pausen so, dass der Text perfekt zu der Melodie dahinfloss, als ob er von vornherein dafür geschrieben worden war. Als das Lied zu einem ersten Crescendo anschwoll und Theres »Flieg, flieg, flieg doch mal verdammt verdammt verdammt« sang, begann Teresa zu weinen.

Theres drückte auf die Leertaste, und die Musik verstummte. Sie betrachtete Teresa, die mit tränenüberströmten Wangen mehr auf dem Sofa lag als saß. Dann sagte sie: »Du bist nicht traurig. Du bist glücklich. Du weinst, bist aber glücklich.«

Teresa nickte und musste ein paar Mal schlucken, wischte sich die Tränen aus den Augen. »Ja. Ich fand es so verdammt schön. Entschuldigung.«

»Warum sagst du Entschuldigung?«

»Weil … ich weiß nicht. Weil ich sage, dass es schön ist, obwohl ich es selber geschrieben habe. Aber ich mag es vor allem, weil du es so schön singst.«

Theres nickte. »Ich singe schön. Deine Worte sind gut. Dann wird es schön zusammen.«

»Ja. So ist es wohl. Aber es wurde noch so viel besser, als du es gesungen hast.«

»Es waren dieselben Worte. Ich habe ein gutes Gedächtnis. Das sagt Jerry.« Theres wandte sich ab und drückte auf eine Taste. Sie zeigte auf eine Reihe von Dateien, die den Bildschirm von oben bis

unten füllten. »Wir haben viele Lieder gemacht. Kannst du Worte für sie schreiben?«

Sie hörten sich eine ganze Reihe der Stücke an. Nur einige von ihnen gingen so unmittelbar ins Ohr wie das erste, das Theres gespielt hatte, aber auch in den anderen Songs gab es Melodien und Stimmungen, die nach einem Text verlangten. Bruchstücke von Sätzen tauchten in Teresas Kopf auf, und sie schrieb sie in ihr Notizbuch. Sie konnte gar nicht fassen, was sie da gerade tat. Es war wahrscheinlich das Lustvollste, was sie in ihrem ganzen Leben gemacht hatte.

Nachdem sie sich alle Songs angehört hatten, ließ sich Teresa mit völlig entleertem Schädel gegen die Sofalehne zurücksinken. Sie hatten mehrere Stunden gearbeitet, und am Ende hatte sie wie in Trance nur noch zusammenhanglose Worte zu den Melodien niedergekritzelt. Sie hatte immer gedacht, dass sie wenig Fantasie hatte, aber das hier schien mit Fantasie auch nichts zu tun zu haben. Sie schrieb einfach nur auf, was die Musik sagte.

Draußen vor dem Balkonfenster hatte die Dämmerung eingesetzt, und Teresa hing müde im Sofa und betrachtete den Lichtkegel einer Straßenlaterne, in dem immer wieder fallende Schneeflocken aufleuchteten. Plötzlich saß sie kerzengerade. »Scheiße! Scheiße, Scheiße, Scheiße!« Sie entdeckte das Telefon auf dem Beistelltisch. »Ich muss nur … darf ich … kann ich es benutzen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Theres. »Ich kann es nicht.«

Der Wecker neben dem Telefon zeigte halb sechs. Ihr Zug war vor zehn Minuten gefahren. Sie kniff die Augen zusammen und presste den Hörer an ihr Ohr. Göran nahm den Anruf entgegen. Er seufzte tief, als er erfuhr, was passiert war. Dann bot er sich an, sie mit dem Auto abzuholen.

Teresa malte sich aus, wie sie fast drei Stunden lang neben ihrem Vater sitzen würde und gezwungen war, seinen Fragen auszuweichen, weil sie nicht wollte, dass dieser Tag infrage gestellt und irgendwelchen Erklärungen unterworfen werden sollte.

Theres hatte sich vor Teresa gestellt und betrachtete interessiert, wie sie die Hand auf die Muschel legte und fragte: »Könnte ich heute hier übernachten?«

»Ja.«

Teresa musste ein paar Fragen parieren, aber schließlich wurde entschieden, dass sie stattdessen den Zug am Sonntagmittag um eins nehmen sollte. Als sie den Hörer aufgelegt hatte, war sie drauf und dran, Theres zu erklären, dass sie sich nicht aufdrängen wolle und so weiter, aber Theres kam ihr zuvor, sie zeigte auf das Telefon und fragte: »Kannst du das bedienen?«

Teresa hatte aufgehört, über all die Wunderlichkeiten in Theres' Verhalten nachzudenken, und antwortete einfach: »Ja.«

Aus einer Schreibtischschublade zog Theres ein Papier, gab es Teresa und sagte: »Ruf den an.« Teresa las sich den Brief von Max Hansen durch, fand sowohl eine Handy- als auch eine Festnetznummer.

»Was soll ich sagen?«, fragte sie.

»Ich möchte eine blanke Scheibe machen. Mit meiner Stimme drauf. Die man als Spiegel benutzen kann.«

»Er schreibt hier, dass er sich mit dir treffen möchte. Diskutieren.«

»Ich werde ihn treffen. Morgen. Du kommst mit. Dann mache ich eine Scheibe.«

Teresa las sich den Brief noch einmal durch. Soweit sie es verstehen konnte, war das einer dieser Briefe, von denen Jungen und Mädchen mit Starambitionen träumten. Ihr fiel auf, dass er vor zehn

Tagen datiert worden war. »Du hast viele solche Briefe bekommen, oder?«

»Ich habe einen Brief bekommen. Diesen hier.«

Teresa schaute auf die zwei kurzen Zeilen mit den Nummern und versuchte sich eine Vorstellung davon zu machen, was sie sagen sollte, wenn sie eine davon gewählt hatte. Es würde immer seltsam klingen. »Meinst du das im Ernst, dass du noch nie ein Telefon benutzt hast? Du machst dir einen Spaß mit mir, oder?«

»Ich mache keinen Spaß.«

Teresa sammelte sich, nahm den Hörer ab und wählte die Festnetznummer. Während die Rufsignale ertönten, überflog sie noch einmal den Brief. Abgesehen von den großen Worten über Theres' Talent war er in einem geschäftsmäßigen Ton gehalten. Teresa richtete sich auf, um sich größer und sicherer zu fühlen, als sie war. Als sich am anderen Ende eine Stimme meldete: »Max Hansen speaking«, räusperte sie sich gründlicher als nötig und sagte: »Guten Abend. Ich rufe im … Auftrag von Tora Larsson an. Sie hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, dass sie sich mit Ihnen treffen möchte.«

Am anderen Ende der Leitung blieb es für ein paar Sekunden still. Dann sagte Max Hansen: »Soll das hier so eine Art Witz sein?«

»Nein. Tora Larsson möchte Sie morgen sehen. Am Vormittag.« Teresa dachte an ihren Zug, der um eins fahren würde, und fügte hastig hinzu: »Um zehn Uhr. Bestimmen Sie einen Ort.«

»Also, das ist doch vollkommen … Warum kann ich nicht direkt mit Tora sprechen?«

»Sie mag keine Telefone.«

»Aha, sie mag sie also nicht. Und kannst du mir einen vernünftigen Grund liefern, warum ich dir glauben sollte?«

Teresa hielt den Hörer in die Luft und sagte zu Theres: »Sing. Sing irgendein Lied.«

Ohne das leiseste Zögern begann Theres Teresas Gedicht zu singen. A cappella klang es womöglich sogar noch schöner. Teresa hielt sich den Hörer wieder ans Ohr und sagte: »Bestimmen Sie einen Ort.«

Sie hörte, wie am anderen Ende in Papieren geblättert wurde, ein Stift glitt über einen Zettel. Dann sagte Max Hansen: »Hotel Diplomat im Strandvägen, weißt du … weiß sie, wo das liegt?«

»Ja«, log Teresa und verließ sich auf das Internet.

»Fragt an der Rezeption nach mir«, sagte Max Hansen. »Um zehn Uhr. Ich freue mich darauf. Wirklich.«

Max Hansens Stimme hatte sich verändert. Während sie zu Beginn des Gesprächs noch distanziert geklungen hatte, erschien sie ihr jetzt eher zu nahe, als ob er durchs Telefon kriechen und Teresa direkt ins Ohr flüstern wollte. Nachdem sie sich voneinander verabschiedet hatten, sank Teresa zurück ins Sofa.

Verdammt, worauf habe ich mich hier bloß eingelassen?

Sie fühlte sich wie in einer Spionagegeschichte. Treffen in Hotels, knappe Mitteilungen, kryptische Telefongespräche. Sie hatte keine Kontrolle und wusste nicht, ob sie das unangenehm oder spannend finden sollte. Wieder gab es die Möglichkeit, einen Sprung zu wagen, jemand anderes zu werden. Jemand, der diese Situation meistern konnte. Sie würde es versuchen.

Theres setzte sich neben sie auf das Sofa. Teresa erzählte von der Verabredung, nannte den Ort, die Zeit, und Theres nickte nur wortlos.

Sie saßen nebeneinander. Nach einer Weile ließen sich beide nach hinten an die Rückenlehne sinken, fast genau gleichzeitig. Eine hatte die Bewegung begonnen und die andere sie zu Ende geführt.

Ihre Schultern berührten einander. Teresa spürte die schwache Wärme von Theres' Körper. Sie blieb sitzen, ohne sich zu rühren. Die Uhr auf dem Couchtisch tickte.

Teresa griff nach Theres' Hand, und sie flochten die Finger ineinander, saßen still nebeneinander und schauten in das dunkle Rechteck des Fernsehschirms, in dem sie sich selbst wie zwei weit entfernte Gestalten sahen, die in einem weit entfernten Raum saßen. Wo sich ihre Schultern trafen, gab es eine kleine Überlappung, als ob ihre Pullis zusammengenäht wären.

Als Teresa lange Zeit später auf ihre Hände schaute, hatte sie das Gefühl, dass die Haut ihrer Finger über Theres' Handrücken zu fließen begann und dass Theres' Fingerspitzen auf eine ähnliche Weise mit ihren Knöcheln verschmolzen. Sie starrte auf die Hände und dachte, dass sie ein Messer brauchen würden, ein scharfes Messer, um sie wieder zu trennen, und dass viel Blut fließen musste.

»Theres?«

Nach dem langen Schweigen war dieses eine Wort wie ein großer Vogel, der aus ihrem Mund flog und zwischen den Wänden umherkreiste.

»Ja.«

»Wer waren Lennart und Laila?«

»Ich hab dort gewohnt. Es gab ein Haus. Ich war in einem Zimmer. Ich war versteckt.«

»Was ist passiert?«

»Ich machte sie tot. Mit verschiedenen Werkzeugen.«

»Warum?«

»Ich hatte Angst. Ich wollte sie haben.«

»Hattest du dann keine Angst mehr?«

»Nein.«

»Hast du jetzt Angst?«

»Nein. Hast du Angst?«

»Nein.«

Und es stimmte. Größere oder kleinere Ängste waren schon so lange Teresas ständige Begleiter gewesen, dass sie sie nicht mehr erkennen konnte, dass sie sie für genauso selbstverständlich hielt wie ihren eigenen Schatten. Erst jetzt konnte sie sie sehen. Als sie sie verließen.

5

Sobald Max Hansen das Gespräch beendet und die angezeigte Telefonnummer des Anrufers sorgfältig notiert hatte, rief er im Hotel Diplomat an und buchte eines der größeren Zimmer, das er für seine geschäftlichen Zusammenkünfte zu benutzen pflegte.

In der Nacht konnte er nur schlecht schlafen. Mit dieser Tora war noch so vieles ungeklärt. Normalerweise war er vor einem entscheidenden Treffen besser vorbereitet, hätte die Möglichkeit gehabt, das Terrain zu sondieren und sich ein Bild von der Lage zu machen, sich anzupassen, wenn es die Situation erforderte. Diesmal hatte er keine Ahnung, er hatte noch nicht einmal mit der fraglichen Dame reden können. Also wusste er auch nicht, wie seine Strategie aussehen sollte. Zäh verflossen die nächtlichen Stunden, während er mögliche Szenarien durchspielte, Gegenargumente parierte und Manöver durchdachte, die zu dem gewünschten Resultat führen sollten.

Er war sich ziemlich sicher, dass Tora Larsson eine natürliche Begabung hatte, aus der man mit ein bisschen Kneten und ein paar Schubsern in die richtige Richtung eine mehr oder weniger große

Gelddruckmaschine machen konnte, und er hatte das Glück, als Erster am Platz zu sein. So weit, so gut. Aber dann gab es noch diese andere Sache. Er wollte sie ficken, um es schlicht auszudrücken. Er wollte ihre Unterschrift auf seinem Vertrag, und er wollte ihren Körper, wenigstens ein Mal.

Wenn Max Hansen sich von außen betrachtete, konnte er ganz objektiv sehen, dass das eine verdammte Schweinerei war. Er war ja nicht dumm. Aber er konnte nichts machen. Sein Mund wurde trocken, und es begann überall zu kribbeln und in den Fingern zu jucken, wenn er sich die Begegnung mit dieser kleinen, kühlen Schönheit auch nur vorstellte. Er stand unter Zwang. Und er hatte vor langer Zeit schon aufgehört, sich von außen zu betrachten, und mit einer Selbstverachtung, die an Selbstzufriedenheit grenzte, festgestellt: *Du bist ein Schwein, Max Hansen. Das ist deine Natur, und du kannst nichts anderes, als einfach nur weitersuhlen.*

Er wollte sich mit jungen Mädchen suhlen. Junge Mädchen wollten sich nicht mit ihm suhlen, da gab er sich keinen Illusionen hin. Aber mit den richtigen Voraussetzungen konnte er eine Situation erschaffen, in der junge Mädchen es für notwendig erachteten, sich mit ihm zu suhlen, damit ihre Träume in Erfüllung gehen konnten. So einfach war das.

Er meinte die Lage halbwegs unter Kontrolle zu haben, als er sich um zwei Uhr aus seinem verdrehten Laken wand und eine Schlaftablette nahm. Zwanzig Minuten später schlief er einen sorglosen Schlaf, bis um halb acht der Wecker klingelte. Er stand auf, groggy, aber entschlossen, und begann seine Ausrüstung zusammenzusuchen.

Um halb zehn hatte er sich in Zimmer 214 des Hotel Diplomat eingerichtet. Während der vergangenen zwei Jahre hatte er sieben

vielversprechende Künstlerinnen in diesem Raum getroffen. Zwei von ihnen hatte er in dem schon etwas mitgenommenen Doppelbett flachlegen können, eine hatte ihm einen zweitklassigen Blowjob beschert, und eine andere hatte ein bisschen Petting zugestanden, bevor endgültig Schluss war. Keine schlechte Quote.

Aber diese Quote verdankte er seiner guten Vorbereitung. Er hatte Andeutungen gemacht, halbe Versprechungen von den Mädchen bekommen und am Ende kassiert. Tora Larsson würde eine echte Herausforderung für ihn darstellen.

Er hatte im Grunde genommen keine Erinnerungen mehr an den eigentlichen Sex, weil sie von den Filmen überlagert worden waren, die er eingespielt und sich anschließend immer wieder angeschaut hatte. Er hatte schon so oft dazu onaniert, dass sich seine Erinnerung nicht mehr im Schädel befand, sondern in seinem DVD-Regal.

Das Zimmer hatte eine gute Form. Als er die Kamera auf das Stativ montierte, zeigte der Sucher die große Freifläche vor dem Bett, auf der die Mädchen erst einmal vorspielen mussten. Sobald das absolviert war, zoomte er auf das Bett, während er so tat, als würde er die Kamera ausschalten. Dann galt es nur noch zu hoffen.

Als die Kamera aufgestellt war, holte er den Champagner heraus, stellte ihn in den Kühler, den er mit Eis aus dem Automaten im Flur gefüllt hatte. Na ja, der Champagner war eigentlich ein Crémant, dasselbe für den halben Preis, aber welcher Teenager konnte schon den Unterschied schmecken, wenn selbst Experten damit Schwierigkeiten hatten. Neben den Kühler stellte er die beiden kleinen, langstieligen Kristallgläser, die echt waren und sogar ihr eigenes Etui hatten.

Er duschte, ohne sich die Haare dabei nass zu machen. Die Frisur hatte er am Morgen sorgfältig in Form gebracht, und die

achthundert Haarsträhnen, die er sich für dreißig Kronen das Stück an die Stirn hatte setzen lassen, hatte er sich betont lässig nach hinten gekämmt. Er kappte sich ein paar Nasenhaare, rieb sich eine diskrete Covercreme ins Gesicht und betupfte sich mit ein paar Tropfen Lagerfeld.

Er war siebenundvierzig Jahre alt, konnte aber an einem guten Tag, einem Tag wie diesem, für vierzig durchgehen. Er mochte vielleicht ein Schwein sein, aber ein Perverser war er nicht. Max Hansen betrachtete sich im Spiegel und zog seine übliche Motivationsroutine durch. Dass er ziemlich gut aussah und dass nichts Merkwürdiges daran war, dass ein junges Mädchen auf einen Kerl wie ihn abfährt. Er blinzelte seinem Spiegelbild zu. *Here's looking at you, kid.*

Nachdem er sich angezogen hatte, saß er auf dem Bett und wartete, schaltete sein Gehirn auf leer wie ein Schachbrett, auf dem die Figuren noch nicht aufgestellt sind. Darum ging es: nichts für selbstverständlich zu halten, flexibel zu sein. In diesem Fall ging seine Anpassungsbereitschaft so weit, dass er null Körperkontakt akzeptieren würde. Mit diesem Mädchen wollte er unter allen Umständen weitermachen.

Um Viertel nach zehn klopfte es leise an der Tür. Max Hansen wischte sich die Handflächen an den Hosenbeinen trocken, strich den Bettüberzug glatt und warf einen letzten Blick in den Spiegel. Dann öffnete er die Tür.

Davor stand ein auffällig unattraktives Mädchen. Kleine, tief liegende Augen in einem fetten Gesicht, umrahmt von rattenschwarzen Haaren, die formlos am Schädel klebten. Ihre runden Formen waren unter einem ausgewaschenen Jogginganzug verborgen, und wenn der Begriff *unsexy* ein Gesicht brauchte, dann stand es vor ihm. Max Hansen musste beinahe einen Schritt zurückweichen.

»Hallo«, sagte das Mädchen. »Sind Sie Max?«

»Ja. Und wer bist du?«

Das Mädchen schielte zu etwas hinüber, das sich hinter dem Türpfosten verbarg. Max Hansen konnte nicht anders. Er trat einen Schritt vor und schaute um die Ecke, und dort stand sie. Der Apfel im Lustgarten des Paradieses, und so weiter. Sie trug Jeans und ein T-Shirt unter einer dünnen, offenen Jacke und sah viel knabenhafter aus, als sie im Fernsehen gewirkt hatte, aber allein die Konturen ihrer zarten Brüste unter dem Baumwollstoff reichten aus, um ihm eine Hitzewallung durch seinen Unterleib zu jagen. Kaum zu glauben, dass sie alt genug für *Idol* war.

Ihr Gesicht war klein und wurde von den Lippen und zwei großen, blauen Augen geprägt, die ohne zu zwinkern auf einen Punkt direkt links von ihm starrten. Max hatte schon hübschere, schönere, flottere Mädchen gesehen, was auch immer. Aber niemals ein so *einnehmendes* Wesen wie Tora Larsson, die mit dünnen, herabhängenden Armen im Halbdunkel des Korridors stand.

»Hallo«, sagte er und streckte die Hand aus. »Du bist Tora, nehme ich an?«

Tora schaute auf seine ausgestreckte Hand, ohne sie zu ergreifen, und der größte Teil seiner Strategie lag damit jetzt schon in Scherben. Er zog die Hand zurück und ließ die Bewegung in eine Geste übergehen, die ins Zimmer hineindeutete, und sagte: »Komm rein.«

Das andere Mädchen machte einen Schritt nach vorn, und Max legte die Hand gegen den Türpfosten und blockierte ihr den Weg.

»Jetzt mal langsam«, sagte er. »Du bist nicht Tora, oder?« Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Nein. Was glaubst du dann, was du hier zu suchen hast?«

»Ich komme mit.«

»Tut mir leid, aber hier geht es um Vertragsangelegenheiten. Es handelt sich also um ein Gespräch zwischen zwei Parteien. Keine Außenstehenden. So läuft das.«

Sein autoritärer Ton hinterließ einen gewissen Eindruck. Das Mädchen schaute zu Tora hinüber, als suchte sie Unterstützung, und Tora sagte: »Teresa wird dabei sein.«

Max beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. Ohne weitere Umstände verkündete er: »Sorry, dann gibt es nichts, was wir hier besprechen könnten«, und schloss die Tür. Mit klopfendem Herzen blieb er stehen, wo er war. Die Türen waren gründlich schallisoliert, und er konnte nicht hören, was die Mädchen miteinander besprachen. Er hatte nicht vor, das Ohr gegen die Tür zu legen. Er drückte beide Daumen.

Nach vielleicht einer halben Minute klopfte es erneut an der Tür. Max atmete aus, wartete zehn hastige Herzschläge ab und öffnete die Tür, während er sich ein verärgertes »Ja?« abrang.

Jetzt stand Tora vor ihm. Das andere Mädchen saß direkt gegenüber der Tür auf dem Fußboden. »Teresa wartet«, sagte Tora und trat ins Zimmer, während das andere Mädchen Max anglotzte, der seine Brieftasche zog und ihr einen Fünfziger reichte.

»Hier, setz dich in die Rezeption und trink eine Limo oder so was. Tut mir leid, aber so läuft das in dieser Branche.« Das andere Mädchen nahm den Schein entgegen, rührte sich aber nicht von der Stelle. Max zog die dichte, schwere Tür hinter sich zu, als würde er einen Tresorraum schließen. Die erste Etappe war geschafft.

Tora stand mit hängenden Armen mitten im Zimmer. Sie schaute auf die Kamera, aber als Max schon ansetzte, seine frisierte Erklärung zum Besten zu geben, war ihr Blick schon zur Champagnerflasche weitergewandert. Max verstand es als dezenten Hinweis

und sagte: »Ein bisschen Blubberwasser müssen wir uns wohl genehmigen. Zur Feier des Tages, eh?«

Tora beobachtete, wie er die zwei Gläser füllte. Als er ihr eines davon überreichte, rutschte es ihm fast aus der schweißfeuchten Hand, die zu allem Überfluss auch noch zu zittern begonnen hatte. Toras Schweigen und ihre Ruhe verwirrten ihn. Er hatte schon alles Mögliche gesehen: hysterisches Plappern, aufgesetzte oder echte knallharte Attitüde, zögerliche Verführungskünste oder Beinahe-Panik. Alles, nur das hier noch nie. Eine Kronprinzessin auf Besuch, die weiß, dass *all dies mir gehört*, und die Anwesenheit anderer nur noch toleriert. Das machte ihn handlungsunfähig, fast verängstigt und sehr, sehr erregt.

Er ließ sein Glas an Toras erklingen und trank einen ordentlichen Schluck. Als er bemerkte, dass sie nichts trank, sagte er: »Probier mal. Das ist verdammt lecker. Großartige Marke.«

Tora nippte am Crémant und sagte: »Nein, das ist nicht lecker. Das schmeckt schlecht.«

Etwas zerbrach in Max Hansen, und er ließ sich in einen Sessel sinken, wo er den Kopf auf die Hand stützte und sie einfach nur ansah. Dann schaltete er die Kamera ein. Wenn sonst schon nichts dabei herauskommen würde, dann wollte er zumindest einen kurzen Film mit ihr haben. Tora stand mitten im Zimmer, hielt das Glas in der Hand und schaute aus dem Fenster.

»Sing etwas«, sagte Max Hansen.

»Was soll ich singen?«

»Was du willst. Sing ›Tausend und eine Nacht‹.«

Ohne zu zögern, begann Tora zu singen, und schon nach wenigen Sekunden kam es Max Hansen vor, als würde ein kühler, klarer Fluss durch ihn hindurchströmen. Ihre Stimme spülte seine Angst fort, und sein Inneres wurde ganz rein.

»Niemand ist wie du auf der ganzen Welt
ich bin sicher …«

Als das Lied vorbei war, saß Max Hansen mit hängendem Unterkiefer da und musste feststellen, dass er vermutlich geweint hatte, seine Augen fühlten sich so an. Das Mädchen, das vor ihm stand, besaß ein enormes Talent, daran konnte kein Zweifel bestehen. Sie sang nicht nur perfekt, dem Klang ihrer Stimme wohnte etwas inne, das direkt durch das Brustbein drang und das Herz ergriff.

Wenn er damit nur zufrieden gewesen wäre. Er *wollte* damit zufrieden sein. Er war jetzt schon müde und zufrieden wie nach dem wüstesten Sex. Er hätte sich zur Seite rollen und zur Feier des Tages eine Zigarre anzünden sollen. Nichts aufs Spiel setzen sollen.

Aber dann erwachte der kleine, rote Teufel, der in seiner Brust wohnte, und begann irgendwo in den niederen Regionen mit dem Schwanz zu wedeln, kitzelte ihn an der empfindlichsten Stelle. Max Hansen ließ alle Strategie fahren, nach Toras Lied war er dazu nicht mehr in der Lage.

»Das ist gut«, sagte er. »Mit ein bisschen Übung kann es, glaube ich, sogar richtig gut werden. Ich möchte mit dir arbeiten.«

»Soll ich eine Scheibe machen?«

»Ja, du wirst eine Scheibe machen. Ich werde dafür sorgen, dass du eine Scheibe machen kannst. Ich werde dich zu einem Star machen. Zu einem großen Star. Da ist nur noch eine Sache.«

Max Hansen stürzte den restlichen Inhalt des Glases in sich hinein, um der wüstenartigen Trockenheit an seinem Gaumen entgegenzuwirken. Er wollte es nicht sagen. Das hier war die größte Chance, die er seit langer Zeit gehabt hatte, er durfte sie nicht

verbocken. Doch dann fuhr die gespaltene Zunge des Teufels heraus und sprach an seiner Stelle die Worte aus.

»Ich muss wissen, wie du ohne Kleider aussiehst.«

Jetzt war es gesagt. Die Karten lagen auf dem Tisch, und Max Hansens Körper spannte sich wie vor einem Schlag. Toras Miene, ihr Schrei, der alle seine Hoffnungen zerstören würde.

Es ging so schnell, dass er fast nicht begriff, dass es passierte. Tora stellte das Glas auf dem Nachttisch ab und ließ die Jacke fallen, zog sich das T-Shirt aus, stieg aus ihrer Jeans und der Unterhose und stand zwei Meter vor seinen Augen nackt da. Max Hansen blinzelte. Und blinzelte noch einmal. Er verstand es nicht. Er rief sich ins Gedächtnis, was in den vergangenen Minuten passiert war, wie es dazu kommen konnte, dass er hier in einem Sessel saß und das Mädchen, das er begehrte, nackt vor ihm stand. Der Wortwechsel. Was er gesagt hatte. Was sie gesagt hatte. Er erkannte das Muster.

Sie tut, was man ihr sagt.

So einfach war das. Max Hansens Augen tranken begierig von dem schlanken, glatten Körper, und wenn er an Gott geglaubt hätte, wenn Gebete erhört werden könnten, dann war genau das in diesem Augenblick geschehen.

Sie tut, was man ihr sagt.

Ein Schwindel überkam ihn. Die Möglichkeiten. Geh dorthin, Tora. Sing hier, Tora. Komm her, Tora. Leg dich hier hin, Tora. Wie im Fieber riss er sich das Hemd vom Leib, wand sich aus der Hose und der Unterhose und stand auf, streckte die Arme aus. Tora schaute auf seinen erigierten Penis. Er war nicht besonders imponierend, er wusste es. Zwölf Zentimeter, und da musste man das Lineal schon tief in die Wurzel drücken.

Aber das hatte jetzt keine Bedeutung. Alles war so einfach geworden, seitdem Tora sich ausgezogen hatte. Sie waren wie zwei Kinder, unschuldig im Angesicht ihrer Nacktheit.

»Du bist so schön«, flüsterte Max und fiel auf die Knie.

Der Teppichboden brannte unter seinen Kniescheiben, als er auf Tora zukroch, um sein Gesicht in das helle Haarbüschel zwischen ihren Beinen zu drücken. Als er fast am Ziel war, wich Tora einen halben Schritt zurück, bis das Bettgestell sie aufhielt. Sie sagte: »Nein.«

»Doch«, sagte Max Hansen. »Komm her, das ist schön, ich verspreche es dir. Nur ein bisschen …«

»Nein«, sagte Tora. »Nicht anfassen.«

Max Hansen verzog das Gesicht. *Nicht anfassen*. Das hier war wirklich wie ein Spiel. Er konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal so gedankenlos glücklich gewesen war. Zwei nackte Körper. Nicht anfassen. Doch, ein bisschen, ganz wenig. Er kroch auf sie zu und griff nach ihren Pobacken, drückte seine Nase in ihren Schoß und streckte die Zunge heraus, ließ sie über das warme Fleisch darunter gleiten.

Er hörte ein Knacken, und einen Augenblick später kam es ihm vor, als hätte ihm jemand auf den Rücken geklatscht. Seine Zunge hatte sich erneut auf den Weg gemacht, als ein Krampf in seine Rückenmuskulatur fuhr, und dann klatschte es noch einmal. Und noch einmal. Schwerfällig drehte er seinen Kopf nach hinten, konnte aber nichts sehen.

Seltsam, wo es ihm doch so vorkam, als würde dort jemand stehen und warmes Wasser über seinen Rücken gießen. Er schaute zu Tora hinauf und sah, dass sie etwas in der rechten Hand hielt, etwas, das er nicht erkennen konnte. In der linken Hand hielt sie sein Champagnerglas, der Fuß fehlte.

Den hielt sie in der rechten Hand. Den Fuß, an dem ein zehn Zentimeter langer Stiel saß, der von seinem Blut rot glänzte. Tora holte erneut mit dem Glasfuß aus, und Max Hansen schrie auf und krümmte sich zusammen. Eine Sekunde später folgte der Stich zwischen die Schulterblätter. Der Stiel drang tief in ihn ein und blieb stecken.

Er schrie. Die unregelmäßige Bruchkante des Glases musste beim Eindringen einen Nerv zerstört haben, denn er begann in Spasmen zu zucken. Ein dumpfer, pochender Schmerz. Es gelang ihm, den Kopf zu heben und um Gnade zu flehen, aber Tora war nicht mehr da. Er zog sich am Bettgestell hoch und kam auf die Füße. Ein hämmernder Schmerz, es knackte. Dann hörte er, wie die Tür geöffnet wurde.

6

Irgendetwas stimmte nicht mit diesem Max Hansen. Das hatte Teresa schon gespürt, als er die Tür des Hotelzimmers geöffnet hatte. Mit seinem Gesicht stimmte etwas nicht oder mit seinem Tonfall. Vielleicht waren alle Menschen in der Musikindustrie so, aber sie hätte Theres niemals allein mit ihm gelassen, wenn es nicht notwendig gewesen wäre und wenn Theres nicht gesagt hätte, dass sie es wollte. Sie wollte ihre Scheibe machen.

Aber es kam überhaupt nicht infrage, dass sie in die Rezeption hinunterging. Sobald Max Hansen die Tür geschlossen und verriegelt hatte, krabbelte Teresa heran und legte das Ohr an die Tür. Sie konnte die Stimmen hören, aber nicht, was sie sagten. Nach einer Weile hörte sie Theres »Tausend und eine Nacht« singen und

empfand einen Hauch von Eifersucht. Es war ja ihr gemeinsames Lied. Was Theres allerdings nicht wusste.

Und wenn sie es gewusst hätte? Hätte das einen Unterschied gemacht?

Teresa besaß eine sentimentale Ader. Sie mochte das, was man in der Poesie elegische Stimmungen nennt. Eine grummelnde, unscharfe Sehnsucht nach dem Vergangenen, selbst wenn es nicht schön gewesen war. Sie konnte von einer süßen Melancholie ergriffen werden, wenn sie *Bananas in Pyjamas* im Fernsehen sah, obwohl sie es nicht besonders gemocht hatte, als es das erste Mal ausgestrahlt worden war.

Theres war der am wenigsten sentimentale Mensch, den sie jemals getroffen hatte. Für sie existierte nur das Jetzt, und wenn Theres von Dingen erzählte, die in der Vergangenheit lagen, klang es, als würde sie laut aus einem Geschichtsbuch vorlesen. Kalte Fakten, die keinerlei Relevanz für die Gegenwart besaßen.

Aus dem Zimmer erklang ein Schrei. Teresa sprang auf die Füße und zerrte an der Klinke, hämmerte gegen die Tür. Als niemand öffnete, hämmerte sie noch einmal dagegen. Einen Augenblick später wurde die Tür geöffnet, und Theres stand vor ihr, nackt. Über ihren Bauch liefen Blutspuren. Eine Hand war rot von Blut, und in der anderen hielt sie ein halb volles Champagnerglas ohne Fuß.

»Was hast du … was ist …«

Bevor Teresa eine vernünftige Frage formulieren konnte, sah sie Max Hansen ins Badezimmer fliehen. Auch er war nackt, und bevor er die Tür hinter sich schloss, konnte sie einen Blick auf seinen Rücken erhaschen. Aus all dem Roten stach ein T-förmiger Gegenstand heraus, ein geöffneter Hahn, aus dem Blut floss.

»Komm«, sagte Theres. »Hilf mir. Ich verstehe nicht.«

Wenn das Wort »helfen« nicht gefallen wäre, hätte Teresa die Beine unter die Arme genommen und wäre abgehauen. Das war einfach zu viel. Aber Theres hatte um Hilfe gebeten. Also musste sie helfen. Teresa betrat das Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

»Hier«, sagte Theres und hielt ihr das abgebrochene Glas hin. »Magst du so etwas? Ich mag es nicht. Es schmeckt schlecht.«

Teresa schüttelte den Kopf. »Was … habt ihr getan?«

»Ich habe gesungen«, sagte Theres. »Dann habe ich die Kleider ausgezogen. Dann hat er versucht, mich aufzuessen. Ich hatte keine Angst. Ich wusste, dass ich ihn tot machen konnte.«

»Du, zieh dich an. Wir müssen verschwinden.«

Als Teresa hinter Theres das Zimmer betreten hatte, entdeckte sie die Kamera und das rote Licht, das anzeigte, dass sie auf Aufnahme geschaltet war. In der Schule hatten sie das gleiche Modell, und während Theres sich anzog, spulte Teresa den Film zurück und schaute sich an, was passiert war, bevor sie in das Zimmer gekommen war. Theres' Weigerung, Max Hansens hartnäckiges Drängen, das Ergebnis. Sie drückte auf Eject, nahm die DVD heraus und steckte sie sich in die Tasche.

Theres war mittlerweile wieder angezogen. Der Inhalt des zerbrochenen Glases lief über den Nachttisch. »Komm«, sagte Teresa. »Wir gehen.«

Theres rührte sich nicht. Im Badezimmer liefen die Wasserhähne. Teresa bekam einen seltsamen Geschmack im Mund. Der besondere Geschmack, der entsteht, wenn etwas vollkommen Unvorhersehbares auf einen zukommt, eine Mischung aus Galle und Honig. Sie wollte nicht mehr hier sein. »Komm jetzt«, flehte sie. »Wir können hier nicht bleiben.«

»Doch«, sagte Theres. »Ich werde eine Scheibe machen.«

»Nicht mit ihm.«

»Doch. Er möchte eine Scheibe mit mir machen.«

»Vorhin vielleicht. Jetzt nicht mehr.«

»Doch.«

Theres setzte sich auf die Bettkante und forderte Teresa auf, sich neben sie zu setzen. Teresa blieb ein paar Sekunden lang unentschlossen stehen, aber im Grunde hatte sie keine Alternative. Sie hob die Champagnerflasche auf, schüttete den Inhalt in den Kühler, probierte sie wie einen Baseballschläger zu halten und ließ sich dann neben Theres nieder. Sie reichte ihr die Flasche. »Hier.«

Theres nahm sie nicht an. »Wofür?«

»Falls er dich wieder … essen möchte.«

»Das wird er nicht.«

»Aber wenn?«

»Dann kannst du ihn tot machen.«

Sie saßen nebeneinander. Das Jammern aus dem Badezimmer verlor allmählich an Intensität. Wahrscheinlich hatte Theres recht. Dieser Max Hansen war ein unangenehmer Typ, aber vermutlich nicht besonders gefährlich. Feige.

Teresa wog die Flasche in der Hand. Sie war dick und schwer. Die Form ihres Halses und die Ausbuchtung unterhalb ihrer Öffnung machten sie zu einer guten Schlagwaffe. Sie versuchte sich vorzustellen, wie sie sie auf Max Hansens frisiertem Schädel zertrümmern würde, horchte aufmerksam in sich hinein. Nein. Es war nicht unvorstellbar. Irgendetwas in ihr sehnte sich sogar danach, es zu tun.

Sie waren zwei wehrlose Mädchen. Es gab einen Film, der bewies, dass Max Hansen ihnen Gewalt antun wollte. Sie würden in sämtlichen Punkten entlastet werden. Glaubte sie. Aber wenn Theres neben ihr auf dem Bett saß, fühlte sie sich alles andere als wehrlos. Ganz im Gegenteil. Sie ließ die Flasche ein paar Mal in ihre andere

Hand klatschen, schaute zu Theres hinüber, die mit den Händen auf den Knien ruhig und aufrecht dasaß. Überhaupt nicht wehrlos.

Wir sind unverwundbar, dachte Teresa. *Wir sind die Wölfe*.

Als Max Hansen fünf Minuten später aus dem Badezimmer kam, war er buchstäblich blass wie eine Leiche. Jegliche Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, und er hatte ein paar Badelaken als vorläufigen Verband vor der Brust und dem Bauch verknotet. Er zuckte zusammen, als er Theres und Teresa auf dem Bett sitzen sah.

»Was zum Teufel … was zum Teufel macht ihr hier?«, sagte er mit schwacher Stimme und schielte auf die Flasche in Teresas Hand. Er wühlte in seiner Jacke herum und förderte die Brieftasche zutage, warf sie Theres vor die Füße. »Hier. Nimm das. Mehr habe ich nicht.«

Theres gab die Brieftasche an Teresa weiter, die nicht wusste, was sie damit anfangen sollte. Sie öffnete sie und überlegte, sich das Geld zu nehmen, beschloss aber, dass sie es besser lassen sollte, und warf sie zu Max Hansen zurück.

»Ich will eine Scheibe machen«, sagte Theres.

Max Hansen schluckte. »Was?«

»Ich will eine Scheibe machen«, wiederholte Theres. »Ich werde singen. Du wirst mir helfen.«

Für einen Augenblick sah es so aus, als wollte Max Hansen weinen. Er schwankte hin und her. Dann öffnete er den Mund, um etwas zu sagen, aber es war nichts zu hören. Er wollte einen Schritt auf Theres zu machen, aber etwas an ihrer Haltung ließ ihn davon absehen.

»Willst … willst du das?«

»Ja«, sagte Theres.

»Wir können also … einen Strich unter diese Geschichte ziehen, und dann einfach …?«

Weil Theres nicht antwortete, möglicherweise, weil ihr die Wendung nicht bekannt war, antwortete Teresa an ihrer Stelle. »Hier werden keine Striche unter irgendetwas gezogen. Aber du hast gehört, was sie gesagt hat, oder?« Sie klopfte auf ihre Tasche und nickte zur Kamera hinüber. »Ich habe übrigens den Film.«

»Okay«, sagte Max Hansen. »Okay, okay.«

Im Spiegel konnte Teresa erkennen, dass es durch die Handtücher hindurchblutete. Wahrscheinlich sollte Max Hansen ein Krankenhaus aufsuchen, um überhaupt wieder in die Lage zu kommen, jemandem bei irgendetwas helfen zu können.

Als Teresa aufstand, spürte sie, dass ihre Beine nicht ganz so stabil waren, wie ihre markigen Worte vermuten ließen. Trotzdem bekam sie Theres mit auf die Beine und stellte die leere Flasche auf den Tisch neben Max Hansen. Eine Weile musste sie den Anschein noch aufrechterhalten.

Und es gelang ihr. Sie sollte sich noch lange an den Augenblick erinnern und wie sie dieses eine verdammte Mal in einer schwierigen Situation genau die richtigen Worte fand, anstatt erst später darauf zu kommen. Als sie und Theres zur Tür gingen, drehte sich Teresa noch einmal zu dem blassen, in kalten Schweiß gebadeten Mann um.

»Ruf uns nicht an«, sagte sie. »Wir rufen dich an.«

7

Teresa kam sich vor wie in einem Märchen. Die U-Bahn, die durch die Unterwelt grummelte, war ein magischer Zug, und Theres an ihrer Seite war ein Wesen aus einer anderen Welt.

Vielleicht war dies eine Art, den blutigen Exzess zu verarbeiten, dessen Zeugin sie gerade gewesen war, aber seit ihrer letzten Replik war in ihr die Entscheidung gereift, dass dies alles eine märchenhafte Erzählung sei, in der man ihr eine Rolle zugeteilt habe.

Es waren einmal zwei Mädchen, die in der U-Bahn saßen. Sie waren so unterschiedlich, wie zwei Mädchen nur sein konnten.

»Theres«, fragte sie, nachdem sie ein paar Stationen gefahren waren. »Wie ist es dazu gekommen, dass du die beiden getötet hast, bei denen du gewohnt hast?«

»Erst der Hammer. Dann verschiedene Werkzeuge.«

»Ich meine, warum? Warum hast du es getan?«

»Das da drinnen. Ich wollte es haben.«

»Und hast du es bekommen?«

»Ja.«

Das eine Mädchen sah aus wie eine Elfe, war aber eine lebensgefährliche Mörderin. Das andere Mädchen sah aus wie ein Troll, war aber feige wie ein Goldhamster.

»Wie fühlt es sich an?«, fragte Teresa. »Jemanden zu töten?«

»Die Hände werden müde.«

»Aber, wie fühlt es sich an, im Kopf. Fühlt es sich gut an oder schlecht oder eklig oder … wie fühlt es sich an?«

Theres beugte sich näher an sie heran und flüsterte: »Es fühlt sich gut an, wenn es herauskommt. Dann geht die Angst weg.«

»Was kommt da heraus?«

»Ein bisschen Rauch. Der schmeckt gut. Das Herz wird groß.«

»Meinst du, dass man dann mutiger wird?«

»Mehr groß.«

Teresa ergriff Theres' Hand und musterte sie, als ob sie eine Skulptur war und sie die Herstellungstechnik dahinter verstehen wollte. Die Finger waren lang und schmal, schienen so zerbrechlich, als würden sie bei der kleinsten Belastung abbrechen. Aber sie saßen an einer Hand, die an einem Arm saß, der an einem Körper saß, der getötet hatte. Die Hand war schön.

»Theres«, sagte Teresa. »Ich liebe dich.«

»Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, dass ich nicht ohne dich sein möchte. Dass ich die ganze Zeit mit dir zusammen sein möchte.«

»Ich liebe dich.«

»Was hast du gesagt?«

»Ich liebe dich, Teresa. Lass meine Hand los.«

Teresa hatte, ohne es zu bemerken, Theres' Hand kräftig umklammert, als die Worte ausgesprochen wurden, die nie zuvor jemand an sie gerichtet hatte. Teresa ließ die Hand los, lehnte sich zurück und machte die Augen zu.

Und trotz ihrer Verschiedenheit brauchten sie einander, wie der Tag und die Nacht einander brauchten. Wie das Wasser denjenigen braucht, der von ihm trinkt, und wie der Wanderer das Wasser braucht.

Teresa wusste nicht, wie das Märchen weiterging oder wie es enden würde. Aber es war ihr Märchen, und sie wollte dabei sein.

8

Als Jerry nach Svedmyra zurückkehrte, war er glücklich wie schon lange nicht mehr. Alles war gelaufen, wie er es erwartet hatte, auch wenn Paris nicht die verschlingende Geliebte war, die er sich erhofft hatte. Sie hatte meist still gelegen und ihm auf eine Weise in die Augen geschaut, die er paradoxerweise als allzu intim empfand. Als es ihm kam, biss sie ihn hart in die Schulter und begann anschließend zu weinen.

Es sei so viel, was wieder zurückkomme, hatte sie ihm erklärt, als sie danach nebeneinanderlagen und rauchten. Sie mussten sich Zeit geben. Es würde besser werden. Jerry ließ seine Hand über ihre runden Formen wandern und sagte, dass er sich nichts anderes wünschte. Gemeinsame Zeit mit ihr. Alle Zeit.

Noch als er in den Fahrstuhl stieg, saßen ihre Haut und ihr weiches Fleisch wie eine Körpererinnerung in ihm fest. Er war davon aufgewacht, dass ihre Hand sich um sein Geschlecht legte, und halb im Schlaf hatten sie sich ein weiteres Mal geliebt, ruhig und ohne Tränen. Sie war wunderbar, er war wunderbar, alles war wunderbar.

Er war unvorsichtig gewesen, er wusste es. Hatte kaum einen Gedanken an Theres verschwendet, seit er bei Paris gewesen war. Aber so sah die Lage jetzt aus: Es ging auf Biegen und Brechen. Er war zum ersten Mal in seinem Leben verliebt, und wenn es schiefging, dann ging es eben schief.

Trotzdem machte er sich Sorgen, als er den Schlüssel ins Schloss steckte und bemerkte, dass die Tür nicht abgeschlossen war. Er trat in den Flur und rief: »Theres? Theres? Bist du da? Theres?«

Auf dem Tisch im Wohnzimmer lagen die Hüllen von *Saw* und *Hostel*. Seine eigene Matratze lag auf dem Fußboden neben Theres' Bett. Brotkrümel und ein leeres Babygläschen auf dem Küchentisch. Nirgendwo ein Zettel, und wie ein Kriminaltechniker ging er herum und versuchte zu rekonstruieren, was die Mädchen getan hatten, bevor sie verschwunden waren.

Er setzte sich an den Küchentisch, fegte die Krümel in eine Hand und aß sie auf. Er konnte nichts anderes tun als warten. Er saß am Tisch und schaute aus dem Fenster, und alles kam ihm wie ein Traum vor. Theres hatte es nie gegeben. Die Ereignisse des vergangenen Jahres waren nie eingetroffen. Würde er mit einem vierzehnjährigen Mädchen zusammenwohnen, das seine Eltern umgebracht hat und in den Augen der Gesellschaft gar nicht existiert? Das wäre ja absurd.

Er zog sein Hemd über die Schulter hinunter und betrachtete das leuchtend rote Mal, das Paris' Zahnreihen in seiner weißen Haut hinterlassen hatten. *Das* jedenfalls war ganz offensichtlich passiert. Dann war es ja gut. Er stand auf und trank ein Glas Wasser, überlegte, was er tun könnte, ohne zu einem Ergebnis zu kommen.

Als es zehn Minuten später an der Tür klingelte, war er überzeugt, dass es nur die Polizei oder irgendeine Amtsperson sein konnte, die dem Ganzen auf die eine oder andere Weise ein Ende setzen würde. Aber es waren die Mädchen.

»Wo zum Teufel seid ihr gewesen?«

Theres huschte ohne zu antworten in die Wohnung, und Teresa zeigte auf eine unsichtbare Uhr an ihrem Handgelenk. »Ich muss los. Mein Zug geht in einer halben Stunde.«

»Ja, ja. Aber wo seid ihr gewesen?«

Teresa lief schon die Treppen hinunter, als sie über die Schulter zurückrief: »Ausgegangen.«

Als er in die Wohnung kam, war Theres gerade dabei, die Matratze wieder aus ihrem Zimmer zu schleppen. Er griff nach dem anderen Ende, half ihr, sie zurückzutragen, und setzte sich anschließend auf sein Bett.

»Hör mal«, sagte er. »Jetzt erzähl schon. Was habt ihr gemacht?«

»Wir haben Lieder gemacht. Teresa hat den Text gemacht. Es ist gut geworden.«

»Okay. Und dann habt ihr euch Horrorfilme angeguckt und habt euch alle beide in deinem Zimmer schlafen gelegt, weil ihr Angst bekommen habt …«

Theres schüttelte den Kopf. »Keine Angst. Wir waren fröhlich.«

»Ja, das wart ihr bestimmt. Aber was habt ihr heute Morgen gemacht?«

»Max Hansen getroffen.«

»Den Agenten, der geschrieben hat? Was zum Teufel habt ihr euch dabei gedacht?«

»Ich werde eine Scheibe machen.«

Theres stand vor ihm, und Jerry griff nach ihrer Hand. »Verdammt, Theres. Du darfst solche Sachen nicht machen. Du kannst nicht einfach so wegfahren, ohne dass ich dabei bin. Das begreifst du doch?«

Theres zog ihre Hand weg und musterte sie, als wollte sie sichergehen, dass sie keinen Schaden von der Berührung davongetragen hatte. Dann sagte sie: »Teresa war dabei. Das war besser.«

9

Teresa wusste nicht, wie viel von ihr im Zug nach Österyd saß. Es kam ihr vor, als wäre es weniger als die Hälfte. Die wesentlichen Teile hatte sie in Stockholm bei Theres in Verwahrung gegeben, und was ihren Sitzplatz in Anspruch nahm, war nur ein behelfsmäßig funktionierender Sack aus Blut und Eingeweiden.

Es war betörend und ziemlich unbehaglich zugleich. Sie war nicht mehr Herr über sich selbst. Die dünnen Flaumhaare an ihren Unterarmen vermissten Theres' Nähe, die Wärme ihres Körpers an ihrer Seite. Ja. Als sie ihre Sehnsucht näher in Augenschein nahm, stellte sie fest, dass es genau so aussah: Sie wollte neben Theres sein. Sie brauchten nichts zu sagen oder zu tun, konnten schweigend nebeneinandersitzen, solange sie nur zusammen waren.

Sie hatte noch nie etwas Vergleichbares erlebt. Das rein physische Empfinden eines *Mangels*, dass etwas Großes und Wichtiges abwesend war. Sie war nicht blind. Ihr war klar, dass mit Theres etwas nicht stimmte, vielleicht hatte sie sogar eine Art von Hirnschaden. Sie machte nichts so, wie normale Menschen es machen würden, aß noch nicht einmal normales Essen.

Aber »normal«? Was war an »normal« denn so gut?

Die Menschen in Teresas Klasse waren mehr oder weniger normal. Sie mochte sie nicht. Sie interessierte sich nicht für die kleinen, klebrigen Geheimnisse der anderen Mädchen, sie fand die Jungen mit ihren Kapuzen und Schirmmützen albern, ihre pickeligen Gesichter. Niemand *wagte*. Sie gingen feige und redeten feige.

Sie konnte sich alle zusammen in einer tiefen Grube vorstellen, aufgestellt wie für ein Klassenfoto, aber an Händen und Füßen gefesselt. Sie selbst stand oben an der Kante neben einem großen Haufen Erde. Dann schaufelte sie eine Schippe nach der anderen in das Loch hinunter. Es dauerte viele Stunden, aber am Ende war es geschafft. Nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu hören, und die Erde war keinen Deut ärmer geworden.

Zehn Minuten bevor der Zug in Österyd eintraf, begann Teresa zu lächeln. Sie lächelte breit, sie lächelte leise, sie lächelte irgendwo dazwischen. Trainierte die Muskulatur, während sie für sich eine Rolle entwarf.

Als Göran sie am Bahnhof abholte, hatte sie alles einstudiert. Sie war das einsame Mädchen, das endlich eine gute Freundin gefunden hatte. Sie hatten Filme geschaut und sich die halbe Nacht unterhalten und *unheimlich viel Spaß* gehabt. Ihr Lächeln und ihr Strahlen saßen, wo sie sitzen sollten, und sogar Göran wurde fröhlicher, als er die veränderte Stimmung seiner Tochter bemerkte. Teresa spürte selbst, wie glaubwürdig sie wirkte, und es war ja auch nicht schwierig, da es auf einer einfachen Ebene der Wahrheit entsprach.

Sobald sie nach Hause gekommen war, startete sie ihren Computer und fand eine Nachricht von Theres in ihrer Mailbox: »hallo komm bald wieder schreib mehr worte zu den liedern.« Vier namenlose MP3-Dateien waren angehängt. Teresa öffnete sie und stellte fest, dass es vier der Lieder waren, die sie am besten gefunden hatte.

Sie machte sich an die Arbeit. Nachdem sie ein paar Stunden lang geschrieben hatte, schaute sie sich den Videoclip mit Theres bei *Idol* ein paar Mal an, um anschließend weiterzuschreiben. Als sie zu Bett gehen wollte, erinnerte sie sich an die DVD aus Max Hansens Kamera. Sie zog sie aus der Tasche, drehte sie in den Händen und

betrachtete sie nachdenklich. Dann steckte sie sie in eine neutrale Box und stellte sie in das CD-Rack.

Die Rolle, die sie für sich entworfen hatte, funktionierte auch in der Schule. Sie antwortete weniger gleichgültig, wenn jemand etwas zu ihr sagte, und zeigte sich insgesamt weniger verbissen. Nicht, dass sich irgendjemand darum scherte, aber die Spannungen ließen ein wenig nach.

Doch, Johannes bemerkte die Veränderung, und als er nachfragte, servierte sie ihm dieselbe Geschichte wie Göran, mit ein bisschen mehr Fleisch an den Knochen. Freundin in Stockholm, jede Menge Spaß, und so weiter. Darüber hinaus entschlüpfte ihr, dass sie Musik miteinander machten. Johannes freute sich für sie.

Im Unterricht lief es allerdings schlechter. Ihre Gedanken waren woanders. Es verging eine ganze Unterrichtsstunde zum Thema Demokraten und Republikaner, und sie verstand nicht ein einziges Wort, außer dass irgendjemand namens Jimmy Carter Erdnüsse angebaut hatte. Vielleicht war er Präsident der USA gewesen. Das war der einzige Lernerfolg einer vierzig Minuten langen Unterrichtseinheit: Jimmy Carter baute Erdnüsse an.

Der folgende Satz war ihr nämlich eingefallen: *Flieg dorthin, wo du keine Flügel brauchst*. Das war ein spannender Satz, ein guter Satz. Aber unhandlich. Man konnte nichts darauf reimen. Und was sollte er bedeuten? Dass man sich an einen Ort begeben sollte, an dem man nicht mehr zu fliegen brauchte? Ja, etwas in der Art.

Flieg dorthin, wo du fliegst ganz ohne Schwingen. Besser. Reimt sich auf *zwingen*. *Niemand kann dich zwingen*. Nein, das war ziemlich hässlich. *Nichts soll dich zwingen*. Besser. Assonanz und alles.

Der Zettel, dem sie die Überschrift »Demokraten/Republikaner« gegeben hatte, war vollgekritzelt mit einzelnen Wörtern und Sätzen.

Während einer Denkpause war die Information über Jimmy Carter und seine Erdnüsse zu ihr durchgedrungen, aber sie hatte es nicht aufgeschrieben. Schließlich hatte sie sich mit dem Wort *Ringen* beschäftigt. Auf dem Wasser, an den Fingern, um etwas. Und so weiter. Dann war die Stunde vorbei.

Am Samstag nahm sie wieder den Zug nach Stockholm. Jerry hatte sich bereit erklärt, bei Maria anzurufen, um Teresas Interpretation ihrer neuen Rolle mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen. Er konnte erzählen, dass die Mädchen *wirklich viel Spaß miteinander* hätten, und betonte, dass Teresa immer willkommen bei ihnen sei. Anschließend fuhr er zu seiner Freundin und ließ die beiden in Ruhe.

Sie arbeiteten an den Liedern und schauten *Dawn of the dead*. Am Abend riefen sie Max Hansen an und verabredeten sich mit ihm für den kommenden Tag im Restaurant des Hotels.

Dann gab es noch eine Sache, die Teresa machen wollte, aber es fiel ihr schwer, darum zu bitten. Obwohl es eine vollkommen normale Sache unter Freundinnen war, kam es ihr peinlich vor. Vielleicht, weil sie eben nicht nur zwei Freundinnen waren. Sie fummelte an ihrem Handy herum und brachte es nicht über sich, sie zu fragen. Als hätte Theres ihre Schwierigkeiten erahnt, fragte sie sie auf den Kopf zu: »Was willst du machen?«

»Ich würde gern ein Foto von dir machen.«

»Wie?«

»Mit dem hier.« Teresa hielt ihr Telefon hoch, zielte und knipste ein Foto, das sie Theres anschließend auf dem Display zeigte. Theres ließ ihre Hand über das Äußere des Telefons fahren und fragte, wie es funktionierte. Das konnte auch Teresa nicht richtig erklären, aber sie verbrachten eine Weile damit, sich gegenseitig zu fotografieren und die Bilder anzuschauen. Theres machte auch ein paar

Aufnahmen von Teresa, die diese heimlich wieder löschte, weil sie sich auf ihnen so hässlich fand.

10

Die Wunden in Max' Rücken waren genäht worden und verheilten wie erwartet, mit den Verletzungen seines Selbstwertgefühls sah es schlechter aus. Die Ereignisse in dem Hotelzimmer hatten ihm den Boden unter den Füßen weggezogen. Vier Tage lang hatte er sich in seiner Wohnung verschanzt, gesoffen, seine alten Filme angeschaut und versucht zu onanieren, ohne Erfolg.

Er hatte sich nur die Filme angeschaut, in denen die unterwürfigsten und dienstwilligsten Mädchen zu sehen waren, die sich auf den kleinsten Wink hingekniet oder auf den Rücken gelegt hatten. Es hatte nicht geholfen. In den resignierten Bewegungen ihrer Hände, in der passiven Duldsamkeit ihrer Körper glaubte er eine Drohung erahnen zu können, die seiner Erektion den Garaus machte, bevor sie überhaupt in Gang gekommen war.

Tora Larsson hatte ihm seine letzte wirkliche Freude genommen. Betrunken bis an die Grenze zur Bewusstlosigkeit betrachtete er die Bilder junger, nackter Körper und spürte nichts als Angst und ein leises, masochistisches Vergnügen an dieser Angst.

Am fünften Tag erwachte er mit einem Kater, der sich anfühlte, als wäre er lebendig begraben. Anstelle eines therapeutischen Schnapses warf er zwei Ibuprofen ein und stellte sich lange unter die Dusche. Als er sich abgetrocknet und frische Kleidung angezogen hatte, hatte sich die Situation so weit verbessert, dass er sich nur noch beschissen fühlte.

Eines war ihm vollkommen klar: Tora Larsson war die größte Chance, die er seit langer Zeit hatte, und er wollte sie nicht vermasseln. Aber sie sollte für das bezahlen, was sie mit ihm gemacht hatte, und sie sollte es im buchstäblichen Sinne tun, mit Geld.

Gegen Nachmittag, als er doch noch ein paar Whisky getrunken hatte, um das chemische Gleichgewicht im Körper wiederherzustellen, hatte er seine neue Strategie entworfen.

Diese Branche würde ihm das Genick brechen, es war Zeit aufzuhören. Tora Larsson würde sein letztes Projekt werden, und er würde alles dafür einsetzen, sie erfolgreich zu machen. Sie schien von Tuten und Blasen keine Ahnung zu haben, und er plante, seinen Standardvertrag so zu frisieren, dass er ihm die höchstmögliche Ausschüttung bescherte.

Sollten die Leute in der Branche danach doch sagen, was sie wollten, auf seinen Flurteppich pissen oder einen allgemeinen Boykott fordern oder was ihnen sonst noch so einfallen könnte. Er würde sein Geld einsammeln und das alles hinter sich lassen, irgendwohin ziehen, wo das Klima angenehmer war, sein Viagra mit Schirmchen-Cocktails runterspülen und das Leben leben, solange es ging.

Als Teresa ihn am Samstag anrief, war er fromm wie ein Lamm. Er bat sie, seine Entschuldigung auszurichten; was ihn betraf, war alles vergeben und vergessen. Jetzt galt es, nach vorn zu schauen. Die Welt lag ihnen offen, und Tora hatte für ihn höchste Priorität.

Am Nachmittag telefonierte er herum. Ein Studio und einen Produzenten zu besorgen, war kein Problem, aber wie er befürchtet hatte, reichte sein guter Name nicht aus, um eine Plattenfirma dazu zu bewegen, eine Demoaufnahme zu finanzieren. Es gelang ihm schließlich trotzdem, einen Deal mit Ronny Bernhardsson von Zapp Records, einer EMI-Tochter, einzutüten. Sie kannten sich schon seit ewigen Zeiten, und Max Hansen hatte ihm ein paar Künstler

besorgt, die zumindest die Produktionskosten wieder eingespielt hatten.

Ronny sagte, das Zapp die Studiozeit spendieren konnte, aber den Rest müsste Max aus eigener Tasche bezahlen. Ronny hatte *Idol* gesehen, und obwohl er nicht ganz so enthusiastisch war wie Max, teilte er seine Einschätzung, dass das Mädchen Potenzial hatte. Es war einen Versuch wert.

Als Max Hansen sich auf das erneute Treffen vorbereitete, achtete er darauf, nicht wie beim letzten Mal dieses eine Detail zu übersehen. Er nahm Robban mit.

Robban war eine Sonne aus Metall, ein fröhliches Gesicht in der Größe einer Fünf-Kronen-Münze, umrahmt von sieben Zacken. Max hatte ihn im Tivoli gewonnen, als er acht Jahre alt war und die Familie zu Besuch bei den Großeltern in Kopenhagen gewesen war.

Er konnte sich nicht mehr erinnern, warum er dem kleinen Sonnenmännchen den Namen Robban gegeben hatte, aber er war ihm als Glücksamulett das ganze Leben lang überallhin gefolgt. Bevor er aus dem Haus ging, küsste er Robban auf das Gesicht und steckte ihn in die Jackentasche.

Wish me luck, buddy.

Er betrat das Restaurant eine Viertelstunde vor der verabredeten Zeit, bestellte Sashimi und las sich den Vertrag noch einmal durch, den er am Abend zuvor entworfen hatte. Er räumte ihm das Recht ein, die Hälfte von Toras zukünftigen Einnahmen aus Tonträgern und Auftritten zu behalten. Er hoffte, dass das Mädchen oder beide Mädchen so unbedarft waren, dass fifty-fifty in ihren Ohren angemessen klang.

Selbstverständlich würde er auch die Unterschrift eines Erziehungsberechtigten benötigen, aber er beabsichtigte, zuerst das

Projekt anzuschieben, sodass der Erziehungsberechtigte sich genötigt sehen würde, die Bedingungen zu akzeptieren, damit es weitergehen konnte. Dieser Plan hatte seine Risiken, aber Robban war ja nicht nur aus Jux und Tollerei dabei.

Als Tora kam, musste Max auf eine weitere Eigenschaft von Robban zurückgreifen. Der Anblick des süßen Geschöpfs löste eine Angstattacke in ihm aus. Er hätte nicht gedacht, dass er so reagieren würde, aber dass er sich eine schwarze Woche lang immer wieder mit den Geschehnissen in dem Hotelzimmer auseinandergesetzt hatte, hing ihm nach wie vor in den Knochen. Er begann zu zittern und steckte die linke Hand in die Jackentasche, wo er Robbans Dornen umklammerte. Die Unruhe seines Herzens flog durch den Arm und sammelte sich um den Schmerz in seiner Hand. Eine scheinbar entspannte Pose: die linke Hand in der Jackentasche, die rechte Hand ausgestreckt, hallöchen, hallöchen, willkommen. Sie setzten sich an den Tisch.

Teresa besorgte das Reden, und Max entspannte sich ein wenig, lockerte seinen Griff um Robban. Er präsentierte seinen Plan. Sie würden ein Demoband mit zwei Songs machen. Die Coverversion eines Songs, den Tora gut konnte, und ein neu geschriebenes Stück. Er kenne ein paar tolle Songwriter und würde sich ein paar Vorschläge einholen. Als er so weit gekommen war, wurde er unterbrochen.

»Wir haben Songs«, sagte das Monster.

»Das habt ihr bestimmt«, sagte Max. »Aber die kommen später ins Spiel. In der gegenwärtigen Situation müssen wir absolut professionell vorgehen.«

Das Monster legte einen billigen MP3-Player mit Ohrhörern auf den Tisch und befahl ihm, es sich anzuhören. Ganz schön frech. Er zog seine linke Hand aus der Jackentasche und hielt sie so, dass die

roten Druckspuren in der Handfläche nicht zu sehen waren. Er seufzte ostentativ und steckte sich die Ohrhörer ein.

Er wusste ja ungefähr, was er hören würde. Früher waren es Kassetten gewesen, dann CDs und in den vergangenen Jahren MP3-Dateien, die ihm die hoffnungsfrohe Jugend zugeschickt hatte. Sie zerfielen in zwei Kategorien: schlechte, dünne Varianten der Musik, die im Augenblick angesagt war, oder traurige Balladen zur Gitarre. Im Großen und Ganzen.

Teresa drückte auf Play, und Max Hansen hörte nach drei Sekunden, dass dies zu Hause mit einem Musikprogramm ohne große Finesse zusammengeschustert worden war. Gitarre, Bass, Schlagzeug und grobe Synthiklänge. Als Theres zu singen begann, meinte er den Song wiederzuerkennen, ohne ihn allerdings platzieren zu können.

Sie sagen, dass du niemals fliegen wirst
Sie sagen, dass du noch zu jung bist
Sie sagen, dass du dich immer
an ihre Regeln und Verbote halten musst
Aber alle, die Flügel haben, fliegen …

Es war ein guter Song. Es war sogar ein richtig guter Song. Die Produktion war grottig und der Text etwas uneben, aber die Melodie ging sofort ins Ohr, und Tora sang natürlich perfekt. Schon beim ersten Refrain kam Max Hansen zu dem Schluss, dass er sich die Kosten für einen Songwriter sparen konnte. Der Song war hervorragend geeignet, um Toras Stimmregister und Potenzial zu demonstrieren.

Er durfte die Maske nicht fallen lassen. Bevor der Song zu Ende war, zog er sich die Hörer aus den Ohren und zuckte mit den Schultern.

»Sagen wir mal, das ist gut genug. Dass es mit einer vernünftigen Produktion ganz okay ist. Dass wir damit arbeiten.« Max Hansen zückte den Vertrag und legte ihn zusammen mit einem Stift vor Tora auf den Tisch. »Dann brauche ich noch ein Autogramm auf diesem Papier.« Er blätterte bis zur letzten Seite vor und deutete auf die Linie ganz unten. »Hier.«

Tora schaute auf die Linie, auf den Stift. Dann sagte sie: »Wie soll ich ein Autogramm machen?« Sie wandte sich Teresa zu. »Kannst du das?«

Max zwang sich zu einem Lächeln, und seine linke Hand glitt in die Jackentasche, wo er Robbans Gesicht mit dem Daumen massierte. »Also, deinen Namen. Eine Unterschrift. Damit ich weiter daran arbeiten kann, dass du eine Scheibe machst.«

Teresa schob den Vertrag zurück über den Tisch und sagte: »So können wir das nicht machen.« Robban drängte sich erneut in die Handfläche und drückte gegen die Haut, bis sie beinahe durchlöchert wurde. Max schloss die Augen, konzentrierte sich auf den Schmerz und konnte die Ruhe bewahren.

»Meine Liebe«, sagte er an Tora gewandt. »Das hier ist deine Chance. Verlass dich auf mich, ich werde dich zu einem Star machen, du wirst Geld verdienen und jede Menge Fans haben und alles, was dazugehört. Aber du musst dieses Papier unterschreiben, sonst wird nichts daraus.«

»Ich will kein Geld«, sagte Tora. »Ich will eine Scheibe machen.«

»Und das wirst du …« Max Hansen stockte. »Was meinst du damit, dass du kein Geld möchtest?«

»Sie meint das, was sie sagt«, antwortete Teresa.

Eine Weile diskutierten sie hin und her, bis herauskam, dass Tora einen Deal wollte, bei dem Max Hansen ihr das Geld bar auf die Hand gab. Sie wollte keine Papiere oder Registrierungen oder

Rechteüberlassungen. Max Hansen sollte agieren, als wäre er ihr Vormund, allerdings ohne dass er einen schriftlichen Nachweis dafür besaß.

Das bedeutete ein Risiko. Max Hansen hätte es nicht einmal in Erwägung gezogen, wenn es nicht seinen Plan gegeben hätte: *Schnapp dir das Geld und lauf*. Er könnte groß abkassieren, bevor herauskam, dass er nicht das Recht dazu besaß. Alle würden ja davon ausgehen, dass die Papiere in Ordnung sind.

»Okay«, sagte er, »so machen wir's«, als wäre es vollkommen normal, dass zwischen einem Künstler und seinem Agenten kein Vertrag geschlossen wird.

Max Hansen steckte seine Papiere also wieder ein, verzichtete darauf, sich die Hände zu reiben, und skizzierte die Arbeitsabläufe, die in der nächsten Zeit auf sie zukommen würden. Der größte Hemmschuh bestand darin, dass Tora sich weigerte, irgendetwas zu tun, wenn Teresa nicht dabei war, und er deshalb Studiozeiten am Wochenende buchen musste. Er hoffte, dass sich die ärgerliche Symbiose zwischen den beiden Mädchen im Laufe der Zeit auflösen würde. Tora war viel zu begabt, um einen solchen Troll an einer Kette hinter sich herzuschleppen. Aber bis auf Weiteres musste er damit leben.

Sämtliche Kommunikation sollte über Mail laufen, wogegen er nichts einzuwenden hatte. Er ersparte sich gerne die Mühe, sich gegenüber irgendwelchen Eltern oder Brüdern oder wem auch immer zu erklären.

Nachdem sie sich verabschiedet hatten, blieb Max noch eine lange Zeit sitzen und starrte vor sich hin. Er holte Robban aus der Tasche und drückte ihn gegen seine Lippen, flüsterte: »Gute Arbeit, Kumpel.« Als ein Kellner kam und fragte, ob es noch etwas sein

dürfe, bestellte Max eine kleine Flasche Champagner. Das heißt, Crémant. Dasselbe für den halben Preis. Das war seine Melodie.

11

Am darauffolgenden Wochenende wurde das Demoband in einem Studio in der Götgatan eingespielt. Im Laufe der Woche waren etliche Mails zwischen Theres, Teresa und Max hin und her gewandert. Eine Backgroundband zum Song »Flieg« war vorbereitet worden, und man hatte beschlossen, eine Coverversion von ABBAs »Thank you for the music« zu produzieren.

Teresa fühlte sich einsam und verloren in den schallisolierten, unterirdischen Räumen. Sie wusste nicht, was Max Hansen den Studiotechnikern und dem Produzenten erzählt hatte, aber es war ganz offensichtlich, dass sie in ihr nur ein störendes Anhängsel sahen, das man gerade eben noch tolerieren konnte.

Teilweise lag es auch an Theres. Sogar wenn sie in den Studioraum sollte, um die Gesangspur aufzunehmen, weigerte sie sich, ohne Begleitung hineinzugehen. Teresa wurde erklärt, dass sie keinen Laut von sich geben durfte. Kein Rascheln, keine Bewegung, kein lautes Atmen. Am besten gar nicht existieren.

Theres war die Technik mit dem Mikrofon und den Kopfhörern von ihren Aufnahmen zu Hause bekannt, und soweit Teresa es beurteilen konnte, sang sie schon beim ersten Take perfekt. Die Aufforderung, leise zu atmen, erwies sich als überflüssig, da Teresa die meiste Zeit die Luft anhielt.

Die Stimme des Produzenten erklang aus einem Paar Lautsprechern, und er bat Theres, der einen Phrase etwas mehr Druck zu

verleihen, sich in der ersten Strophe etwas zurückzuhalten und so weiter. Theres machte, worum sie gebeten wurde, und nach zwei weiteren Takes war der Produzent zufrieden.

Eine gute Stunde später war der erste Rohmix fertig und wurde abgespielt. Teresa konnte nicht verstehen, warum es Rohmix hieß. Für sie klang es bereits wie etwas, das man im Radio hören konnte, und ein Schaudern kroch ihr die Arme hinunter, als sie die ersten Zeilen hörte und dachte: *Das ist mein Lied. Ich habe das geschrieben.*

Angesichts des Ergebnisses schienen die Studioleute von einer ähnlichen Erkenntnis getroffen zu sein, und sie betrachteten sie mit milderen Augen. Ein etwa zwanzigjähriger Typ wandte sich ihr zu und sagte: »Guter Text, wirklich«, und Teresa musste ihren Kopf senken, damit niemand sah, wie sie rot wurde. Mit Gemeinheiten konnte sie umgehen, mit Lob und Freundlichkeit dafür umso weniger.

Der Song lief weiter, und obwohl es sich professionell anhörte, fand Teresa, dass etwas fehlte; etwas war auf dem Weg von ihrer einfachen Version aus Svedmyra bis hierher verloren gegangen. Sie konnte partout nicht den Finger darauf legen und wollte auch nichts sagen, da sie wusste, dass sie nur abwinken würden. Vermutlich wussten sie, was sie taten.

Dann nahmen sie sich des Covers von »Thank you for the music« an, und als Theres die letzte Zeile: »For giving it to me …« gesungen hatte, saßen die Leute am Mischpult mit hängenden Unterkiefern da. Der Produzent schaltete die Lautsprecher an, damit der spontane Applaus auch von Theres und Teresa gehört werden konnte.

Max Hansen war zufrieden und meinte, dass sie »auf einem Bombenmaterial sitzen« würden. Als Teresa fragte, ob sie den Rohmix auf einer CD mitnehmen könnten, antwortete er, dass dies

unmöglich sei, weil sie nicht riskieren durften, dass sich die Songs verbreiteten, bevor alles fertig war.

Am besten wäre es, wenn sie ihre selbst produzierte Version ebenfalls vernichten würden, damit kein unnötiges Leck entstehen könne. Teresa sagte: »Klar«, ohne auch nur im Traum daran zu denken. Max Hansen drückte Theres einen Fünfhunderter in die Hand. Er würde von sich hören lassen, sobald sich wieder etwas tat.

Nach dem trotz allem recht stillen und ruhigen Milieu des Tonstudios war es wie ein kleinerer Schock, auf die Götgatan hinauszutreten, die von vorbeispazierenden Sonntagsflaneuren und Schaufensterbummlern bevölkert war. Teresa atmete die kalte Luft ein und versuchte einen klaren Kopf zu bekommen. Da spürte sie eine Hand, die sich schwer auf ihre Schulter senkte, sah eine Bewegung in den Augenwinkeln und konnte sich gerade noch rechtzeitig umdrehen, um Theres aufzufangen, die im Fallen begriffen war.

Die Leute schielten zu ihnen herüber, als Teresa den Kopf ihrer Freundin fest an ihre Brust drückte und beide in dieser verkrampften Umarmung verharrten. Teresa flüsterte: »Was ist? Wie geht es dir?«

Theres' Körper erbebte, als sie mit einem einzigen, langen Pusten ausatmete, das durch Teresas Pulli drang und ihre Haut wärmte. Sie hielt Theres noch kräftiger fest und blieb noch eine ganze Zeit so stehen. Schließlich richtete Theres sich so weit auf, dass ihr Mund sich vom Stoff löste, und sagte: »Sie essen.«

»Wer? Die im Studio?«

»Sie nehmen. Sie essen.«

Teresa griff nach Theres' Hand, um sie zu stützen, und stellte fest, dass sich die Finger fest um den Fünfhunderter geschlossen hatten, den Max Hansen ihr gegeben hatte. Als Theres sie berührte, öffnete

sie die Hand, und der zerknüllte Schein fiel zu Boden. Teresa betrachtete ihn, wie er im feuchten Staub lag, und eine wahnsinnige Wut kochte in ihr hoch, als ihr der Mechanismus bewusst wurde.

Sie nehmen. Sie essen.

In einer Mail hatte Max Hansen angedeutet, dass er es begrüßen würde, wenn der Film, den Teresa aus seiner Kamera genommen hatte, zerstört würde. Teresa hatte geantwortet, dass sie ihn weggeworfen habe. Aber sie besaß ihn immer noch und erinnerte sich gut an den Inhalt. Wie er Theres ausnutzen wollte, ihr etwas wegnehmen wollte, sie essen wollte, sie schlucken und das alles auch noch dokumentieren wollte, damit er alles wiedererleben konnte.

Eigentlich war im Studio dasselbe passiert, nur auf eine allgemein akzeptierte Weise. Theres besaß etwas, das sie haben wollten. Sie wollten es aus ihr heraussaugen, es verpacken und das Resultat anschließend an den Meistbietenden verkaufen, und das Einzige, was Theres bekam, war dieses Stück Papier, das jetzt hingeworfen im Matsch lag.

Sie nehmen. Sie essen.

Teresa hatte es nicht gesehen. Sie war von der Selbstverständlichkeit im Handeln der Studioleute und der Leichtigkeit irregeführt worden, mit der Theres anscheinend jedes beliebige Lied singen konnte. Sie hatte es nicht verstanden. Dass es einen Preis hatte. Aus Theres' Verhalten an öffentlichen Orten hatte sie gelernt, dass sie Schwierigkeiten damit hatte, von erwachsenen Menschen umgeben zu sein. Jetzt hatte sie einen ganzen Tag so verbringen müssen. In engen, stillen Räumen.

Als Teresa erneut versuchte, Theres zu umarmen, machte sie eine kraftlose Bewegung, um sich zu befreien. Teresa ließ sie los und begegnete stattdessen ihrem Blick. Theres' Augen waren blass, ein durchsichtiges Blau, und ähnelten denen der Zombies in *Dawn of*

the dead. Als hätte jemand Nadeln in sie hineingesteckt und die Farbe herausgesaugt.

Sie nehmen. Sie essen.

Teresa beugte sich hinunter und hob den Fünfhunderter von der Straße auf. Sie ignorierte Theres' lahme Proteste und führte sie zum Medborgarplatsen.

»Komm«, sagte sie. »Wir fahren Taxi.«

Teresa hatte noch nie zuvor ein Taxi angehalten, aber der Chauffeur schien es als ganz normal zu empfinden, dass sie hinter ihm herwinkte, und er hielt an, um sie in den Fond steigen zu lassen. Teresa nannte die Adresse und zeigte ihm sicherheitshalber den zerknitterten Fünfhunderter.

Theres drückte sich so weit wie möglich in die Ecke, schlang die Arme um sich und schloss die Augen. Sie sah so klein und erbärmlich aus, dass Teresa von einem ganz neuen Gefühl ergriffen wurde: Zärtlichkeit. Sie wollte, dass ihr Theres den Kopf in den Schoß legen sollte, dass sie ihr über das Haar streicheln und flüstern konnte: *Alles ist gut, keine Gefahr, ich bin hier.*

Stattdessen hatte sie die Hände zwischen die Schenkel gepresst und betrachtete Theres, die eingeschlafen zu sein schien. Ein großes, stilles Glück keimte in ihr auf. Wuchs. Und wuchs. Als sie am Globen vorbeifuhren, fühlte sie sich, als könnte sie vor Freude platzen. Sie hatte den Globen noch nie gesehen. Sie hatte noch nie ein Taxi genommen. Sie hatte noch nie neben einer schlafenden Geliebten gesessen. Sie hatte im Schatten gelebt.

Da sie keine andere Möglichkeit sah, Kontakt zu Theres herzustellen, nahm sie ihren MP3-Player und spielte »Flieg« in höchster Lautstärke, in ihrer eigenen Version. Sie war nicht besser als

diejenige, die im Studio produziert worden war. Sie war *unendlich* viel besser.

Theres hatte sich ein wenig berappelt, als sie in Svedmyra angekommen waren, und konnte ohne Hilfe die Treppe hinaufgehen. Vor der Wohnungstür blieb sie stehen, drehte sich zu Teresa um und sagte mit schwacher Stimme: »Ich werde keine Scheibe machen.« Dann öffnete sie die Tür.

Jerry war zu Hause. Als er fragte, was sie gemacht hatten, schüttelte Theres nur den Kopf und verschwand in ihrem Zimmer, wo sie sich auf das Bett fallen ließ und direkt wieder einschlief.

Als Teresa zur Wohnungstür ging, stellte Jerry sich ihr in den Weg. Er verschränkte die Arme vor der Brust und sagte mit bedrohlicher Ruhe: »Ich will wissen, was ihr da treibt.«

»Nichts.«

»Teresa. Wenn du noch öfter hierherkommen willst, dann muss ich wissen, was ihr macht. Egal was es ist. Aber lüg mich nicht an.«

»Mein Zug geht gleich.«

»Ich habe gesehen, dass ihr mit dem Taxi gekommen seid. Dann kannst du auch ein Taxi zurück nehmen. Sonst bist du hier nicht mehr willkommen.«

»Das hast du nicht zu entscheiden.«

»Doch. Das habe ich.«

Teresa war gezwungen, nach oben zu schauen, um Jerry ins Gesicht sehen zu können. Es sah nicht so hart und abweisend aus, wie seine Stimme befürchten ließ. Eher besorgt. Sie fragte: »Warum willst du das wissen?«

»Was glaubst du denn? Weil Theres mir am Herzen liegt, natürlich.«

»Mir liegt sie auch am Herzen.«

»Das glaube ich dir. Aber ich will wissen, was ihr macht.«

Teresa konnte keine Geschichte erfinden, das war noch nie ihre starke Seite gewesen. Also erzählte sie. Sie ließ den Teil mit Max Hansen im Hotelzimmer aus und berichtete, wie sie gemeinsam die Lieder geschrieben und sie heute im Studio eingespielt hatten. Wie erschöpft Theres davon war.

Als sie fertig war, schaute sie Jerry in die Augen. Sie konnte weder Ablehnung noch Zustimmung daraus ablesen. So blieben sie stehen, bis Teresas Blick weichen musste. Jerry nickte kurz und sagte: »Okay. Dann weiß ich Bescheid. Soll ich dir ein Taxi rufen?«

»Ja … danke.«

Während Jerry telefonierte, ging Teresa zum Schlafzimmer, lehnte den Kopf an den Türrahmen und betrachtete die schlafende Theres. In ihrem Bauch, in dem eben noch das Glück geprickelt hatte, rührte sich eine kalte und glitschige Sorge.

Dich nie mehr wiederzusehen.

Es konnte von Jerry beschlossen werden, ganz einfach, wie mit einem Augenzwinkern. Er konnte die Tür verschließen, den Telefonstecker ziehen oder mit Theres irgendwoanders hinziehen, ohne dass sie etwas dagegen tun könnten. Sie konnten nicht über sich selbst bestimmen.

»Ich glaube, du musst jetzt gehen«, sagte Jerry hinter ihrem Rücken.

Teresa riss sich vom Türpfosten los wie Efeu, der von seiner Mauer gerupft wird. Sie ging mit gesenktem Kopf zur Wohnungstür und wollte noch fragen: »Darf ich nächstes Wochenende wiederkommen?«, aber ihr Stolz verbot es ihr. Stattdessen drückte sie den Rücken durch, schaute Jerry an und sagte: »Nächstes Wochenende komme ich wieder, okay?«

Jerry schüttelte den Kopf, grinste und sagte: »Na klar kommst du wieder. Was solltest du denn sonst machen? Was?«

Teresa begriff nicht so ganz, was er damit meinte. Irgendetwas war komisch an seiner Antwort. Aber immerhin verstand sie, dass sie wiederkommen durfte. Weil sie drauf und dran war, vor Erleichterung zu weinen, drehte sie sich schnell um, öffnete die Tür und lief die Treppen hinunter.

Als sie zu Hause war, ging sie in ihr Zimmer, schloss die Tür hinter sich ab, holte Max Hansens DVD heraus und schaute sie sich an. Sie hatte erwartet und in einem gewissen Maß auch befürchtet, dass der Anblick von Theres' nacktem Körper etwas bei ihr bewirken würde. Deshalb hatte sie sich den Film auch nie mehr angeschaut, nachdem sie die kurzen Ausschnitte auf der Kamera gesehen hatte.

Aber es geschah nichts. Sie fand Theres sowohl mit als auch ohne Kleidung schön, aber das war es auch schon. Als Max Hansens nackter Hintern ins Bild kam, begann Teresa darüber nachzudenken, ob sie vielleicht asexuell sein könnte. Die ganze Sache mit dem Sex kam ihr unnötig und hässlich vor. Max Hansen, der auf die Knie ging, die zurückweichende Theres, wie er sie packte, sein Gesicht in ihren Schoß drückte. So unwürdig.

Dagegen verfolgte sie das, was danach geschah, mit gespanntem Interesse. Wie Theres nach dem Glas griff und den Fuß abbrach. Wie sie anschließend den Glaspickel mit derselben Gleichgültigkeit in Max Hansens Rücken zu rammen begann, mit der ein Zimmermann einen Nagel einschlägt. Es musste eben getan werden, und sie tat es, ohne etwas vom Inhalt des fußlosen Glases zu verschütten. Als Max Hansen begriff, was passiert war, und zu schreien begann, würdigte sie ihn keines Blickes, sie ging einfach an ihm vorbei, um die Tür zu öffnen.

Du bist vollkommen krank, Theres. Die bist die oberste aller Wölfinnen.

Sie spielte die Sequenz immer und immer wieder ab.

Anfang Dezember kam Teresa in den Klassenraum und sah, dass sich fünf Mädchen aus ihrer Klasse um ihren Platz versammelt hatten. In ihrer Mitte saß Jenny und zeigte ihnen etwas auf ihrem Handy. Nein. Teresa durchsuchte ihre Taschen. Sie hatte das Telefon vergessen, als sie in die Pause gegangen war. Es war *ihr* Handy, das Jenny in der Hand hielt.

Als die Mädchen Teresa entdeckten, hielt Jenny das Telefon in die Höhe. Auf dem Display war eines der Fotos von Theres zu sehen.

»Wer ist das, Teresa? Deine Freundin?«

Jenny drehte den Bildschirm zu sich um und blätterte in den Fotos. Caroline sagte: »Sie ist *bildhübsch*. Wie bist du an so eine Freundin gekommen?«

Teresa antwortete nicht und machte keine Anstalten, an das Telefon zu kommen, weil sie wusste, wie es enden würde. Jenny würde weglaufen, es einer anderen zuwerfen, und Teresa würde sich nur noch schlechter fühlen, als sie es jetzt schon tat. Es war ihr egal, was sie sagten, aber sie mochte nicht, dass sie sich über Theres ausließen. Mochte es ganz und gar nicht.

»Oh, verdammt!«, schrie plötzlich Johanna und zeigte auf Teresas Handy. »Das ist doch die, die bei *Idol* mitgemacht hat! *Kennst* du die etwa?«

Teresa nickte, und Jenny, die spürte, dass ihr die Situation zu entgleiten drohte, sagte: »Natürlich kennt sie die nicht. Und außerdem war sie ja absolut unterirdisch. Das Unterirdischste, was ich je gesehen habe.«

Teresa ging näher heran und stellte sich auf der anderen Seite des Tisches auf. Dann räusperte sie sich und spuckte Jenny ins Gesicht. Jenny quiekte vor Ekel und wischte sich Teresas Speichel aus dem Auge. Dann tat sie etwas, das Teresa ihr niemals zugetraut hätte. Jenny kniff die Augen zusammen und fauchte: »Du widerliches, verdammtes, kleines Miststück, was bildest du dir ein«, worauf sie über den Tisch sprang und mit ihren langen Nägeln auf Teresas Gesicht losging.

Es tat nicht besonders weh, und Teresa bewahrte die Fassung. Sie sah Theres mit dem Glaspickel vor sich. Die Ruhe. Es war alles eine Frage der Ruhe. Der Ruhe und der Rücksichtslosigkeit. Als Jenny erneut mit fuchtelnden Armen auf sie losging, beugte Teresa ihren Körper ein winziges Stück nach hinten, um Kraft zu sammeln, schloss die Hand zu einer Faust und schlug sie so hart sie konnte in Jennys Gesicht.

So einfach. Jenny purzelte nach hinten, und Blut begann aus ihrer zertrümmerten Nase zu schießen. Die anderen Mädchen standen wie festgefroren da, und Teresa hob ihr Handy auf und stopfte es in ihre Tasche. So einfach. Im Grunde ist alles so einfach.

Nachdem Jenny ins Krankenhaus abtransportiert worden war, durfte Teresa ein langes Gespräch mit dem Rektor und der Sozialpädagogin führen. Das Gespräch erinnerte in vielerlei Hinsicht an die Unterrichtsstunde zum Thema Demokraten/Republikaner, mit dem Unterschied, dass sie dieses Mal leider keine Aufzeichnungen machen konnte. Sie war schon dabei, ihr Erlebnis mit Jenny in einen Songtext umzuwandeln, der den Arbeitstitel »Brei« trug. Er handelte von Dingen, die normalerweise eine feste Form hatten und die man zu Brei machen musste, wenn man leben wollte.

Außerdem beschäftigte sie ihre neue Entdeckung: die Einfachheit. Meistens wusste man ja, was in einer Situation zu tun war, aber Zweifel, Feigheit oder falsche Rücksichtnahme hinderten einen daran. Es war selbstverständlich gewesen, den Körper und die Hand nach hinten zu verlagern und dann nach vorn zu schnellen und zuzuschlagen. Das Problem bestand darin, wie man diese Einfachheit auf Situationen anwendete, in denen es nicht um Gewalt ging und die man nicht mit Gewalt lösen konnte.

Folge deinem Herzen.

Ja, so gesehen war es eine unglaublich banale Erkenntnis. Aber vielleicht waren die banalsten Erkenntnisse gleichzeitig die allergrößten, wenn man es wirklich schaffte, nach ihnen zu leben.

So könnte es sein, und so gingen Teresas Gedanken, während der Rektor und die Sozialpädagogin eine Frage nach der anderen stellten und Teresa einsilbige Antworten in einem Tonfall gab, von dem sie hoffte, dass er authentisch klang. »Weiß nicht«, »Weiß nicht«, »Nee«, »Ja«. Dieses Mal hieß die Rolle: *Mädchen schockiert von ihrer eigenen Tat.*

Glücklicherweise hatte sie selbst genug Kratzer im Gesicht, Requisiten, die ihr bei der Darstellung ihrer Rolle halfen. Sie hatte rotgesehen, sie konnte gar nicht begreifen, was sie getan hatte. Schließlich durfte sie in den Unterricht zurückkehren.

Als sie das Klassenzimmer betrat, wurde es still, während sie zu ihrem Platz ging. Als sie zu Micke hinüberschielte, flog der Hauch eines Lächelns über sein Gesicht. Sie zückte ihr Notizbuch und kritzelte die Textfragmente hinein, die sie für »Brei« gesammelt hatte. Sie wusste schon, zu welcher Melodie sie passen würden.

12

Wenn eine Reise über tausend Kilometer mit dem ersten Schritt beginnt, dann fängt vieles von dem, was eine große Bedeutung bekommen wird, als Spaß an. Jemand hat Langeweile und probiert eine kleine Idee aus, um sich die Zeit zu vertreiben. So sind Pacman, Nylonstrümpfe, die allgemeine Relativitätstheorie oder *Der Herr der Ringe* entstanden. An einem langweiligen Tag sitzt ein Literaturprofessor in seinem Büro. Auf ein Blatt Papier kritzelt er: »In einer Höhle in der Erde, da wohnte ein Hobbit.« Er weiß nicht, was ein Hobbit ist oder wie diese Höhle aussieht. Aber es war ein lustiger Satz, wie könnte wohl der nächste Satz lauten?

Am Wochenende nach dem Zwischenfall mit Jenny saßen Theres und Teresa am Samstagabend zu Hause und hatten nichts zu tun. Sie hatten keine Lust, sich Filme anzugucken, und sie hatten so lange an ihren Songs gearbeitet, dass sie kaum noch Kräfte übrig hatten. Teresa hatte Theres *Fünf in eine Reihe* beigebracht, aber schon nach einigen Runden waren sie sich so unerträglich ebenbürtig, dass die Partien von derjenigen gewonnen wurden, die am längsten durchhielt, und das war immer Theres.

Theres schien nicht in der Lage zu sein, Langeweile zu empfinden, und als sie sich am Couchtisch mit einer Partie Gomoku gegenübersaßen, die mittlerweile ein halbes Blatt Papier füllte, befiel Teresa ein verzweifeltes Bedürfnis, sich irgendetwas einfallen zu lassen, was auch immer, etwas Neues.

Da fiel ihr etwas ein. »Du«, sagte sie. »Wollen wir ein Video machen?«

Max Hansen hatte seit ein paar Tagen nichts mehr von sich hören lassen, und Theres' Musikkarriere schien vorbei zu sein, bevor sie überhaupt begonnen hatte. Sie konnten genauso gut einen Spaß daraus machen, es spielte ohnehin keine Rolle mehr.

Sie suchten sich ein dunkelblaues Laken heraus, das sie an der Wand von Theres' Schlafzimmer aufhängten, und bauten ein paar kleine Lampen für die Beleuchtung auf. In einer Küchenschublade fand Teresa eine Lichterkette, die sie an die Decke hängten, um für ein Glitzern in Theres' Augen zu sorgen, wenn sie dorthin schaute.

Mit Textilband klebte Teresa ihr Handy an einen Stuhlrücken und justierte die Höhe mit ein paar DVD-Boxen unter den Stuhlbeinen, bis Theres' Gesicht das Display des Handys exakt ausfüllte. Teresa startete die Aufnahme und spielte das Lied auf dem Computer ab.

Theres weigerte sich, das Konzept Playback in die Praxis umzusetzen, und sang das Lied stattdessen gerade heraus. Vielleicht bewegten sich die Lippen dadurch sogar synchroner, und es war ohnehin kein Problem, die Tonspur des Films zu entfernen und sie durch den bereits eingespielten Song zu ersetzen.

Die Stimme der wirklichen Theres mischte sich perfekt mit der vorher eingespielten, als sie das ganze Lied gesungen hatte.

Flieg weit fort, lass dich nicht mehr zwingen
Flieg bis du abschütteln kannst deine Schwingen
Flieg aus deinem engen Raum
Flieg zu mir, flieg zu mir …

Teresa gewöhnte sich nicht daran; jedes Mal wurde sie erneut in den Bann gezogen. Als Theres zu Ende gesungen hatte, dauerte es eine ganze Zeit, bis sie in der Lage war, sich vorzubeugen und die Kamera auszuschalten.

Sie hatten in der Schule schon gelegentlich mit iMovie gearbeitet, und Teresa hatte grundlegende Kenntnisse, wie man Videos schneidet und Tonspuren hinzufügt. Als sie das ersetzen wollte, was Theres soeben zur bereits eingespielten Aufnahme gesungen hatte, zögerte sie. Statt die neue Aufnahme ganz zu entfernen, senkte sie lediglich die Lautstärke.

Was Theres gerade gesungen hatte, klang anders, passte aber gut zu der alten Aufnahme. Die Tonqualität des Handymikrofons war deutlich schlechter, aber der blecherne Sound im Hintergrund gab dem Song ein bisschen mehr Substanz und machte ihn spannender. Teresa war nicht musikalisch, aber wie nannte man das noch?

»Theres«, fragte sie. »Was du gerade eben gesungen hast. Du hast nicht dasselbe gesungen, sondern so eine *zweite Stimme*, oder?«

»Ich weiß nicht. Was ist eine zweite Stimme?«

»Ich glaube, was du da gesungen hast, war eine zweite Stimme.«

»Manchmal muss es so sein.«

Teresa probierte, Theres' Stimme auf dem Mobiltelefon an verschiedenen Stellen lauter oder leiser zu stellen, nahm sie aus der Strophe heraus und drehte sie bei Teilen des Refrains ordentlich auf, bis Theres sagte, dass es so war, wie es sein sollte. Sie spielten das Resultat mit Bild und Ton auf dem großen Computerbildschirm ab, und alles hing auf eine Weise zusammen, die man schwer beschreiben konnte. Es stimmte einfach.

Theres' ruhiges, ausdrucksloses Gesicht, in dem sich allein der Mund bewegte und den dramatischen Text direkt zu der Melodie sang, gelegentlich verstärkt von der elektronisch anmutenden Stimme, die aus einer anderen Welt zu kommen schien. Das passte.

Teresa lehnte sich im Stuhl zurück und verschränkte die Arme vor der Brust, während sie sich das eingefrorene Standbild von Theres auf dem Bildschirm betrachtete. »Sollen wir es hochladen?«, fragte

sie. »Also, auf Myspace oder so etwas. Irgendeine Seite im Internet, wo die Leute es angucken können.«

»Ja. Sie sollen gucken.«

Teresa beschäftigte sich eine Weile damit, für ihr altes Alias Josefin ein Konto auf Myspace einzurichten. Als sie das Video hochladen wollte, stieß sie auf ein Problem, mit dem sie sich bisher noch nicht beschäftigt hatte: Sie musste angeben, wer das Lied sang und wer es geschrieben hatte. Theres war bereits unter dem Namen Tora Larsson bekannt, und sie selbst? Wollte sie sich der möglichen Verachtung aussetzen, die immer ein Risiko war, wenn man sich irgendwie aus dem Fenster lehnte?

Der Cursor blinkte und forderte sie auf, die Felder für Künstler und Komponist auszufüllen. Teresa jonglierte mit Worten. Tora Larsson, Teresa, Theres, Larsson, Tora, Teresa, Larsson …

Te…sla.

»Tesla«, sagte sie.

»Was ist das?«

»Wir. Wir beide zusammen heißen Tesla. Ist das gut?«

»Ja.«

Teresa trug den frisch erfundenen Namen mitsamt dem Titel »Flieg« ein und schickte das Paket in den unerschöpflichen Speicherraum von Myspace. Sie loggte sich aus und versetzte den Rechner in Ruhezustand, zuckte mit den Schultern.

»Jetzt müssen wir abwarten«, sagte sie, »ob es jemand anguckt. Jedenfalls haben wir es jetzt getan. Obwohl wahrscheinlich nichts daraus wird.«

In einer Höhle in der Erde, da wohnte ein Hobbit.

13

Zwei Tage später hatten zwanzig Personen das Video gesehen und gehört. Vier Tage später waren es dreihundert. Als Teresa am folgenden Wochenende nach Stockholm fuhr und sie gemeinsam nachschauten, wie oft das Lied abgerufen worden war, lagen sie bereits bei zweitausend. Die Kommentare waren durchgehend sehr positiv, und ein paar Enthusiasten hatte den Link an jeden ihrer Bekannten geschickt. So gut wie alle schienen junge Mädchen zu sein.

Ein paar Stunden bevor Teresa am Sonntag zum Zug musste, rief Max Hansen an und war vollkommen außer sich. Irgendjemand hatte ihm einen Hinweis auf den Videoclip gegeben, und wie um alles in der Welt hätten sie nur so dumm sein können? Sie hätten alles kaputt gemacht. Die ganze Arbeit, die er in sie hineingesteckt habe, das ganze Geld, das er darauf gesetzt habe, dass die *richtige* Version an die Öffentlichkeit kam, und jetzt hätten sie alle seine Anstrengungen zunichtegemacht mit dieser verdammten, schlampigen Aufnahme, die sich Hinz und Kunz gratis herunterladen könnten.

Max Hansen war dermaßen erregt, dass seine Stimme zu brechen drohte und man nicht erkennen konnte, ob er schrie oder weinte.

»Du machst doch gar nichts«, sagte Teresa.

Er schrie. Max Hansen brüllte voller Wut, sodass er kaum noch zu verstehen war, und Teresa musste den Hörer weit vom Ohr weghalten. »Du hast doch keine Ahnung! Ihr glaubt wohl, dass man einfach nur ein Lied einspielt, und eine Woche später ist man bei Tracks und kommt ins Fernsehen, ihr seid ja so verdammt blöde,

dass man sich am liebsten aufhängen würde! Jetzt geht ihr in euren Account und nehmt sofort dieses verdammte Video raus, sonst kann ich für nichts garantieren …«

»Tschüs«, sagte Teresa und legte den Hörer auf. Als es erneut klingelte, zog sie den Telefonstecker heraus.

Die Weihnachtsferien kamen und »Flieg« verbreitete sich exponentiell. Je mehr es sich ansahen, desto mehr Empfehlungen gaben sie anderen, es sich anzuschauen, und als diese es gesehen hatten, empfahlen sie es anderen. Bald lag das Video auch auf YouTube, und neue Hörer kamen hinzu.

Zuerst hatte Teresa noch versucht, sämtliche Kommentare zu lesen, hatte das Lob in sich aufgesogen und sich für alle jungen Mädchen gefreut, denen das Lied ein Trost war und die den Text »total krass« fanden, aber alle sexuellen Anspielungen und herabwürdigenden Äußerungen von Jungen und Mädchen ignoriert, die sich von Theres' Erscheinung offensichtlich bedroht fühlten.

Aber es wurde zu viel.

An einem Tag saß sie da und las noch so einen Beitrag über *War das nicht dieses Mädchen das bei* Idol *dabei war und warum sieht sie so seltsam aus und wer ist sie und wovon handelt eigentlich der Text*, als sie an ihre Grenzen stieß. Sie konnte nicht ein einziges Wort mehr lesen.

Ein großer Teil ihres Lebens und ihrer Gedanken kreiste mittlerweile um diesen Text, den sie geschrieben hatte, dieses kleine Video, das sie innerhalb von ein paar Stunden produziert hatte, und sie konnte es nicht leugnen: Sie grämte sich.

Als sie endlich etwas gemacht hatte, womit sie es *diesen verdammten Arschlöchern zeigen* konnte, stand nicht einmal ihr Name dabei. Sie versuchte sich einzureden, dass es nicht so wichtig war,

dass sie darauf pfiff, weil sie über solchen Dingen stand. Aber das stimmte nicht. Obwohl sie nicht das Bedürfnis hatte, im Rampenlicht zu stehen, wollte sie doch, dass die Leute es wussten. Wussten, dass sie es war, Teresa Svensson, dieses graue, kleine Mädchen, das da hinten geht, dass sie den Text zu »Flieg« geschrieben hatte.

Es fühlte sich an, als würde ihr Schädel zerkochen, als sie all diese lobenden Kommentare las, die sich mit Theres beschäftigten, und kein Schwein wusste von ihr. Sie konnte nicht mehr.

Göran und Maria hatten beschlossen, etwas Neues auszuprobieren, und sich in den Weihnachtsferien für eine Woche ein Ferienhaus in den Bergen gemietet. Teresa hatte sich ablehnend dazu verhalten und versucht, sich einen guten Grund dafür auszudenken, warum sie nicht mitkommen konnte, aber ein paar Tage, bevor sie fuhren, änderte sie ihre Meinung. Sie musste wegkommen. Vom Computer, von dem Trübsinn.

Schon nach zwei Tagen hatte sie Entzugserscheinungen. Weil sie nicht gerne Ski fuhr und nichts zu tun hatte, außer die Lyrikbände zu lesen, die sie mitgenommen hatte, Musik zu hören und Spiele auf dem Handy zu spielen. Sie verabscheute das ganze Milieu dieser Frischluftfanatiker, die am Morgen ihre Skiboxen aufs Autodach schraubten, ihre Altersgenossen mit der überdimensionierten Snowboardkleidung und ihrer unerträglich *sportlichen* Art, sich zu bewegen. Wenn sie in der Schule schon ein Außenseiter war, dann war sie hier ein kompletter Alien.

Ihre Brüder hatten bald Freunde gefunden, mit denen sie abhingen, und ihre Eltern begaben sich auf Langlauftouren. Am dritten Tag sah Teresa keine andere Möglichkeit mehr für ihr geistiges Überleben, als ihr Notizbuch herauszuholen und ein paar neue Texte zu schreiben.

Eines Abends, nachdem die Familie im Hotel gegessen hatte und auf dem Rückweg zum Ferienhaus durch die Lobby ging, hörte sie das Lied. Ein Gruppe Jugendlicher im Alter von siebzehn, achtzehn Jahren hatte sich in den Sofas um ein Notebook versammelt. Auf dem Bildschirm konnte sie Theres' Gesicht erkennen, und aus den kleinen, externen Lautsprechern erklang »Flieg«. Alle Jugendlichen saßen mucksmäuschenstill da und starrten in Theres' Augen, während sie sang.

Olof knuffte sie an die Schulter und deutete mit einem Nicken auf die Gruppe. »Hast du das schon gehört? Das ist verdammt gut.«

»Ich habe es geschrieben«, sagte Teresa.

»Na, klar. Du und Beyoncé, was? Warum zum Teufel sagst du so was?«

»Weil es wahr ist.«

Olof grinste zu Arvid hinüber und drehte den Zeigefinger an seiner Schläfe, während die Familie weiter zum Ausgang ging. Teresa war mit geballten Fäusten stehen geblieben und starrte zu Boden. Der Song auf dem Notebook ging zu Ende, und die Jugendlichen begannen ihn zu kommentieren. Ein Mädchen sagte, dass es *irgendwie das beste Lied der Welt* sei, und eine andere fragte sich, warum es nicht mehr davon gab. Ein Junge unterbrach das Gespräch, indem er einen Clip aufrief, in dem ein betrunkener Mann aus einem Fenster fiel.

Teresa setzte sich ein Stück von ihnen entfernt in einen Sessel und griff nach einem herumliegenden *Aftonbladet*, um ihre Gedanken zu zerstreuen. Auf Seite sieben gab es eine Kolumne mit dem Titel »Wer ist Tesla?«, in der darüber berichtet wurde, dass der Song »Flieg« bald eine Million Mal aufgerufen worden war, obwohl niemand wirklich wusste, wer der Künstler war.

Plötzlich und ohne Vorwarnung fasste Teresas Kopf Feuer. Einen Augenblick später wurde eine dicke Löschdecke über sie geworfen. Dunkelheit umgab sie, und sie konnte kaum atmen. Die Lungen zogen sich zusammen und wurden kraftlos. Ihr immer noch glühender Kopf begann zu schmerzen, und sie wurde in den Sessel gedrückt, unfähig, sich zu rühren.

Eine Viertelstunde später fand Göran sie. Er kam in die Lobby, schaute sich um und entdeckte Teresa, die zusammengesunken in einem Sessel saß, und sagte: »Hallo, hör mal, wo bleibst du denn?« Teresa öffnete den Mund, um zu antworten, aber die Zunge reagierte nicht. Göran beugte sich über sie, zog an ihrer Hand. »Komm jetzt. Willst du nicht noch Kniffel mit uns spielen?«

Teresa hatte sich schon viele Male schlecht gefühlt, war traurig gewesen und hatte das Wort *Angst* benutzt, ohne wirklich zu wissen, was es bedeutete. Jetzt erfuhr sie es. Wenn sie in der Lage gewesen wäre zu denken, hätte sie ihren Zustand nicht Angst genannt, sondern geglaubt, dass es sich um eine latente Krankheit handelte, die plötzlich mit aller Gewalt akut geworden war. Aber es war Angst. Nichts als schiere Panik, die alle Muskeln ihres Körpers lähmte. Göran musste sie mehr oder weniger zum Ferienhaus zurücktragen.

In dieser Nacht schlief Teresa kaum, sondern starrte die meiste Zeit in die Dunkelheit, bis eine graue Morgendämmerung die Eisblumen an den Fenstern der Hütte hervortreten ließ. Sie wollte nichts frühstücken, und Maria nötigte sie, zwei Paracetamol-Tabletten zu schlucken, bevor sich die Familie ihren jeweiligen Abenteuern widmete.

Maria legte die Hand auf ihre Stirn und stellte fest, dass sie keine Temperatur hatte. »Wie geht es dir, Schatz?«

Marias Stimme klang seltsam in Teresas Ohren. Sie hatte die normale Lautstärke, aber sie klang nicht so, als käme sie von einem Ort

in der Nähe. Das könnte daran liegen, dass der Sprecher weit entfernt war und die Stimme elektronisch verstärkt wurde. Es hatte also keinen Sinn, darauf zu antworten, und im Übrigen verstand sie die Frage nicht.

»Ist etwas passiert?«, fragte Maria.

Wieder dasselbe. Die Frage betraf sie nicht. Sie wurde im leeren Raum gestellt, und das Volumen, das Teresa selbst in diesem Raum beanspruchte, war unbedeutend und schwindend. Sie wurde ganz allmählich zusammengeknüllt wie ein vollgeschriebenes Stück Papier, das von sinnlosen Worten beschwert wird. Bald würde sie nur noch eine weiße Kugel sein und aus dem Bild rollen.

In der Nacht, während Teresa erneut wach lag und in die Dunkelheit starrte, wurde »Flieg« zum millionsten Mal in Myspace abgerufen.

14

Weihnachten verlief nicht so, wie Jerry es sich erhofft hatte. Er und Theres hatten Heiligabend zu Hause bei Paris und ihrem neunjährigen Sohn Malcolm gefeiert. Er war ein lebhafter Junge, der Schwierigkeiten hatte, Theres' kühles und fernes Wesen zu akzeptieren. Er wollte alle seine Spielsachen zeigen und wurde richtig wütend, als Theres nicht so reagierte, wie er es erwartet hatte. Am Ende verzog er sich in die Schmollecke und weigerte sich, überhaupt in die Nähe von Theres zu gehen, geschweige denn mit ihr zu reden.

Paris tat ihr Bestes, um die Stimmung am Leben zu erhalten, und Jerry spielte und flachste mit Malcolm, während Theres den Weihnachtsbaum anschaute, als wäre er ein spannender Film. Es

funktionierte halbwegs, aber es war offensichtlich, dass sie zusammen nie eine große und glückliche Familie werden konnten.

Der Erfolg von »Flieg« hatte seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Jerry hatte das Video gesehen, fand es hübsch gemacht und dachte anschließend nicht weiter darüber nach. Er war dankbar dafür, dass Theres nicht ihren richtigen Namen verwendet hatte.

Am Zweiten Weihnachtstag senkte sich die Düsternis über ihn. Er hatte wohl tatsächlich nur eine dumme Hoffnung genährt, dass er die zwei Familien zu einer einzigen zusammenführen könnte, dass der Geist der Weihnacht seinen Zauberstab über ihnen schwingen und es geschehen lassen würde. Aber so war es eben nicht gelaufen. Seine große Sorge war, dass Paris ihre Beziehung beenden würde, weil sie keine Zukunft in ihr sah. Sie sagte, dass sie ihn liebte und mit ihm zusammen sein wollte, aber der Zweifel nagte an ihm.

Er war also nicht gerade bester Stimmung, als er am Zweiten Weihnachtstag vor dem Fernseher saß, sich einen alten Western mit John Wayne anschaute und es an der Tür läutete. Jerry hatte ein paar Bier getrunken, und sein Körper fühlte sich schwabbelig an, als er sich aus dem Sessel erhob und zur Tür ging.

Sein erster Gedanke war, dass es sich um irgendeinen Vertreter handelte. Das sorgfältig frisierte Haar, die Solariumbräune, der Anzug und das einstudierte Lächeln. Irgendein verdammter Handyvertrag oder ein … Staubsauger. Ja. Jerrys erster Eindruck sagte ihm, dass dieser Mann Staubsauger verkaufte. Schließlich stellte er sich als Max Hansen vor.

»Aha, ja«, sagte Jerry. »Sie sind das also.«

Als Jerry die ausgestreckte Hand ergriff, sagte Max Hansen: »Ja, ich weiß nicht, wie viel Tora erzählt hat …« In der Art, wie er die Frage stellte, offenbarte sich eine Angst, die Jerry nicht nachvollziehen konnte. Als er mit den Schultern zuckte und sagte,

dass er kaum einen Schimmer hatte, machte Max Hansen einen erleichterten Eindruck.

»Ich habe versucht anzurufen«, sagte er. »Aber vielleicht stimmt etwas nicht mit Ihrem Telefon.«

»Der Stecker ist gezogen«, sagte Jerry. »Das soll wohl so sein.«

Max Hansen fragte, ob er eintreten dürfe, und Jerry fragte, worum es denn gehe. Max Hansen fragte noch einmal, ob er eintreten dürfe, und Jerry wiederholte seine Frage. Wenn du mit dem Kopf gegen eine Wand hämmerst, wer schreit zuerst, du oder die Wand? Antwort: Du. Also gab Max Hansen auf und trug mit gedämpfter Stimme sein Anliegen vor.

Wie Jerry sicherlich wisse, habe Tora einen Song eingespielt, aus dem im Internet ein gigantischer Hit geworden sei. Aber sie habe auch eine andere, professionelle Aufnahme machen lassen, die Max Hansen jetzt als Single herauszubringen gedachte.

»Okay«, sagte Jerry und begann die Tür zu schließen. »Viel Glück.«

Max Hansen schob den Fuß in den Türspalt, und Jerry hatte einen unangenehmen Flashback, der ihn auch nicht gnädiger stimmte.

»Sie verstehen nicht«, sagte Max Hansen. »Hier geht es um sehr viel Geld. Das Problem besteht darin, dass keine Plattenfirma die Scheibe herausbringen wird, solange ich keine Papiere habe, die mir das Recht verleihen, in Toras Namen zu verhandeln. Sind Sie ihr Vormund?«

Max Hansens Stimme hatte einen aggressiven Ton angenommen. Es wäre natürlich kein Problem, die Tür gegen seinen Fuß zu schmettern, bis er ihn herausziehen musste, aber dieses Gerede von dem vielen Geld konnte man schließlich nicht vollkommen ignorieren. Jerry hatte genug, um ein Jahr über die Runden zu kommen, mehr aber auch nicht.

»Nein«, sagte Jerry. »Ich bin nicht ihr Vormund. Sie hat keinen Vormund. Es wird keine Papiere geben. Wie lautet Ihr Vorschlag?«

Jerry hatte die Tür weit genug geöffnet, damit Max Hansen sich vorbeugen und ihm von Nahem zuflüstern konnte: »Dass ich alle Papiere fälsche. Dass ihr nichts dagegen unternehmt. Und dann bekommst du deinen Anteil.«

Jerry überlegte. Er hatte eingesehen, dass Theres' Nicht-Existenz im System unüberwindliche Probleme schaffte. Was ihm der Staubsaugervertreter anbot, war trotz allem eine Lösung und bedeutete Geld, das vom Himmel fiel, ohne dass sie in irgendetwas hineingezogen wurden.

»Okay«, sagte er. »Mach das. Aber ich werde dich im Auge behalten.«

Max Hansen zog seinen Fuß aus der Tür. »Mach das. Bis dann.«

Jerry schloss die Tür mit einem unangenehmen Gefühl im Bauch. Jemand ging über sein Grab. Ja. Irgendwo in der Zukunft würde etwas passieren, das er nicht überblicken konnte. Max Hansen war ziemlich schnell mit seinem Vorschlag gewesen, die Papiere zu fälschen. Aber was hätte Jerry tun können? Max Hansen konnte so gut fälschen, wie er wollte, es gab nicht die geringste Chance, dass Jerry zur Polizei gehen würde. Seine einzige, kleine Trumpfkarte war, dass Max Hansen davon nichts wusste. Glaubte er.

Aber er fühlte sich nicht gut dabei, und als Theres fragte, wer da geklingelt hatte, und er antwortete, dass es ein Staubsaugervertreter gewesen sei, klirrte es in seiner Brust wie von dreißig Silberlingen.

Theres saß meist den ganzen Tag am Computer und schrieb, und als Jerry fragte, was sie da tat, sagte sie, dass die Mädchen das Lied mochten und ihr schrieben und sie zurückschreibe. Jerry wollte wissen, was aus Teresa geworden sei, und bekam zu hören, dass sie weg sei. Dass sie sich nicht meldete. Theres schien darüber nicht traurig

oder bekümmert zu sein, aber das konnte man bei ihr nie so genau wissen.

Am Tag vor Silvester klingelte es an der Tür, und Jerry riss sie energisch auf, weil er mit neuen Katzbuckeleien von Max Hansen rechnete und entschlossen war, hart zu bleiben und das Beste zu hoffen. Aber vor der Tür stand ein verschrecktes kleines Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, das drauf und dran war, rückwärts die Treppe wieder hinunterzufallen, als er die Tür aufstieß.

»Hallo«, sagte das Mädchen so leise, dass es kaum zu hören war. »Ist Theres zu Hause?«

»Wer bist du?«

Die Antwort des Mädchens kam wie aus der Pistole geschossen, als hätte sie lange dafür trainiert: »Ich heiße Linn, tut mir leid, wenn ich störe.«

Jerry seufzte und trat zur Seite. »Willkommen, Linn Tut-mir-leid-wenn-ich-störe. Theres ist dort hinten.«

Das Mädchen zog sich hastig die Schuhe aus und schlich zu Theres' Zimmer hinüber. Kurz danach zogen sie die Tür hinter sich zu. Jerry blieb im Flur stehen und betrachtete Linns winzige, rote Turnschuhe.

Etwas sagte ihm, dass er Zeuge wurde, wie ein Muster entstand. Es sollte sich zeigen, dass er recht hatte.

15

Sie reisten frühzeitig aus den Bergen ab, als Göran und Maria schließlich einsahen, dass Teresas Zustand nicht mit Paracetamol zu verbessern war. Sie war zwar nicht katatonisch, aber auch nicht weit

davon entfernt. Zwei Tage lang weigerte sie sich, etwas zu essen, und als Göran und Maria voller Verzweiflung fragten, ob es nicht irgendetwas gab, was sie sich vorstellen könnte zu essen, gab sie ein einziges Wort von sich: »Babygläschen.«

Also kauften sie Babygläschen. Teresa aß ein paar Löffel, wenn sie gefüttert wurde, trank ein bisschen Wasser und rollte sich anschließend in ihrem Bett zusammen, wo sie einem alten Schmusehund die Schnauze streichelte, bis sie ganz fadenscheinig war.

Göran und Maria waren ganz normale Menschen. Es wäre ihnen niemals eingefallen, dass eines ihrer Kinder Probleme bekommen könnte, die in die Kategorie »psychiatrisch« fallen würden, und es waren weder Dummheit noch Nachlässigkeit, die sie davon abhielten, in der Kinder- und Jugendpsychiatrie anzurufen. So etwas kam in ihrer Vorstellungswelt einfach nicht vor.

Aus Gründen, die sie nicht begriffen, war ihre Tochter plötzlich sehr, sehr traurig geworden. *Deprimiert* war ein Wort, das sie vielleicht manchmal in den Mund nahmen, ohne dass sie dabei allerdings die eigentliche Bedeutung des Begriffs meinten. Deprimiert war dasselbe wie sehr traurig. Aber die Zeit heilt alle Wunden, selbst die unsichtbaren, und wer sehr traurig ist, wird früher oder später auch wieder glücklich sein.

Ein paar Tage vergingen. Teresa aß Babygläschen in kleinen Portionen, trank Wasser und lag in ihrem Bett. Erst als sie ganz allmählich wieder zu sprechen begann, kamen sie zu der Überzeugung, dass sie, trotz allem, vielleicht doch Hilfe in Anspruch nehmen sollten.

Göran hatte auf ihrer Bettkante gesessen und versucht, ihr noch ein bisschen mehr Wasser aufzudrängen, als Teresa plötzlich sagte: »Es gibt nichts.«

Er hätte vielleicht froh sein sollen, weil sie endlich wieder sprach, sodass sie herausfinden konnten, welche Sorgen sie bedrückten, aber was sie sagte, war schließlich nichts, worüber man sich freuen konnte.

»Wie meinst du das?«, sagte er. »Es gibt doch … alles. Alles ist doch da.«

»Nicht für mich.«

Görans Blick irrte durch das Zimmer, als suchte er nach etwas Wirklichem, das er ihr zeigen konnte, nach einem Beweis. Er blieb an einer Schale mit gelben Plastikperlen hängen, und eine entfernte Erinnerung stieg wie ein Nebel vor ihm auf und suchte nach einer festen Form, ohne sie zu finden. Etwas mit gelben Perlen und dem Dasein. Etwas mit Teresa und einer anderen, besseren Zeit. Teresa murmelte etwas, und Göran beugte sich zu ihr hinunter. »Was hast du gesagt?«

»Ich muss auf die andere Seite.«

»Was ist das für eine andere Seite?«

»Wo man tot wird und Leben bekommt.«

Drei Stunden später saßen Göran und Maria mit Teresa zwischen sich im Aufnahmeraum der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Rimsta. Mit Teresas bleischwerer Traurigkeit konnte man vielleicht noch leben, schließlich konnte sie auch vorübergehen, aber als sie darüber sprach, dass sie sterben müsse, war eine Grenze überschritten. Es konnte so nicht mehr weitergehen.

Görans und Marias Vorstellungen von der psychiatrischen Abteilung waren ein bisschen verzerrt. Sie hatten an viel Weiß und große Stille gedacht. Weiße Kittel, weiße Zimmer, verschlossene Türen. Sie waren also positiv überrascht, als sie von einer ganz normalen Frau mittleren Alters in Alltagskleidung in Empfang

genommen wurden. Sie brachte sie in einen Raum, der sehr viel weniger steril wirkte als eine normale Arztpraxis.

Es wurde ein langes Gespräch, in dem Göran und Maria nach bestem Vermögen schilderten, wie Teresas Zustand entstanden war und was sie schließlich dazu bewegt hatte, den Kontakt zur Kinder- und Jugendpsychiatrischen Aufnahme zu suchen. Teresa sagte kein Wort.

Schließlich wandte sich die Ärztin direkt an sie und fragte: »Was sagst du? Haben deine Eltern richtig verstanden, dass du dir das Leben nehmen möchtest?«

Teresa schüttelte langsam den Kopf, ohne etwas zu sagen. Nachdem die Ärztin eine Weile gewartet hatte und eine weitere Frage stellen wollte, sagte Teresa: »Ich habe kein Leben. Es ist leer. Ich kann es nicht annehmen. Niemand kann es annehmen.«

Die Ärztin stand auf und ging zu Göran und Maria. »Würden Sie bitte eine Weile draußen warten, damit ich allein mit Teresa sprechen kann?«

Zehn Minuten später wurden sie wieder hereingerufen. Die Ärztin hatte sich neben Teresa gesetzt und eine Hand auf die Lehne ihres Stuhls gelegt, als ob sie einen Besitzanspruch geltend machen wollte. Als Göran und Maria sich gesetzt hatten, sagte sie: »Ich glaube, wir sollten Teresa erst einmal ein paar Tage hierbehalten, bevor wir überlegen, wie es weitergeht.«

»Aber was ist denn mit ihr los?«

»Es ist ein bisschen früh, dazu etwas zu sagen, aber ich glaube, dass es helfen wird, wenn wir ein bisschen länger mit Teresa sprechen können.«

Während der Wartezeit hatte Göran in einigen der Informationsbroschüren gelesen, die im Wartezimmer lagen, unter anderem über

suizidale Tendenzen bei Jugendlichen. Deshalb fragte er jetzt: »Halten Sie sie unter Beobachtung?«

Die Ärztin lächelte. »Ja. Das auch. Sie können ganz beruhigt sein.«

Aber sie waren nicht ruhig. Als Göran und Maria nach Hause fuhren, um ein paar Sachen für Teresa zu holen, hob Maria mit einem langen und leicht hysterischen Monolog an, der sich um den Punkt drehte, *was sie falsch gemacht hatten*.

Göran, der durch die Broschüren einen leichten Informationsvorsprung besaß, versuchte sie damit zu beruhigen, dass eine Depression oft ein rein medizinischer Zustand sei, ein chemisches Ungleichgewicht, das niemandem zur Last gelegt werden konnte, aber auf dem Ohr war Maria taub. Sie ging die vergangenen Monate in Teresas Leben aufs Genaueste durch und kam zu der selbstverständlichen Schlussfolgerung: Es waren diese Reisen nach Stockholm. »Was machte sie dort eigentlich?«

Göran argumentierte, dass Teresa ganz im Gegenteil sehr viel fröhlicher geworden sei, seit sie sich mit dieser Theres traf, aber es nützte nichts. Die Fahrten nach Stockholm waren die einzige Veränderung in Teresas Leben gewesen, und deshalb waren sie in irgendeiner Form die Wurzel des Bösen.

Während Maria in Teresas Zimmer eine Tasche mit Kleidung, MP3-Player und Büchern packte, blieb Göran stehen und betrachtete die Schale mit den gelben Perlen. Als er eine herausnahm und sie zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand klemmte, wanderte seine linke Hand wie von selbst über sein Schlüsselbein. Und er erinnerte sich.

Wenn es mich nicht gäbe, dann wäre ja niemand da, der die Perle festhält.

Das Abholen von der Tagesmutter. Die Nachmittage am Küchentisch. Die ganzen Perlenketten. Wo sind sie geblieben?

Es gibt nichts.

Görans Bauch krampfte sich zusammen, und er fing an zu weinen. Maria bat ihn, damit aufzuhören.

16

Teresa war in Obhut genommen worden. Die Menschen bewegten sich wie Schatten vor den Fenstern ihrer Augen. Manchmal erreichten sie ihre Stimmen, manchmal wurde Essen in ihren Mund gesteckt, und sie schluckte es hinunter. Ganz hinten in ihrem Bewusstsein hockte eine sehr kleine Teresa und war sich vollkommen bewusst, was dort passierte, aber mit diesem Bewusstsein konnte sie den großen Körper nicht erreichen. Sie vegetierte. Sie wartete.

Hin und wieder gab es Augenblicke, in denen ihr Schädel funktionierte, wie er sollte. Das Problem war die Leere. Sie konnte sich nicht daran erinnern, wie es sich angefühlt hatte, nicht leer zu sein, eine Mauer aus Fleisch und Blut als Schutz vor der Welt zu haben. Es gab sie nicht mehr.

Ihre Situation konnte als ein Zustand konstanter und alles überschattender Angst beschrieben werden. Sie hatte Angst, sich zu bewegen, Angst zu essen, Angst zu sprechen. Die Angst entstand aus der Leere, aus der vollkommenen Schutzlosigkeit. Wenn sie die Hand ausstreckte, konnte sie zerbrechen wie eine Eierschale, die an die Welt stieß. Sie hielt still.

Nach einigen Tagen voller ergebnisloser Gespräche begannen sie ihr Tabletten zu geben. Kleine ovale Pillen mit einem Spalt in der Mitte. Die Tage und Wochen flossen ineinander, und sie wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, als ein Quentchen Licht in ihre große Dunkelheit einzusickern begann. Sie erinnerte sich an das Gefühl der Löschdecke, die über sie geworfen wurde. Jetzt öffnete sich ein Spalt. Die Stimmen in ihrer Umgebung wurden deutlicher, die Konturen schärfer.

Während einiger Tage lag, stand oder saß sie einfach da und schaute durch diesen Spalt hinaus, registrierte, was um sie herum passierte, und nahm es in sich auf. Sie war weder fröhlich noch traurig, aber ganz zweifellos war sie am Leben.

Schließlich weitete sie den Spalt, und sie trat hinaus. Sie war gewiss kein Schmetterling, der aus seinem Kokon kroch, aber sie war verwandelt. Sie war Teresa die Leere, aber sie füllte ihre Hülle und gaukelte Leben auf eine Art vor, mit der sie sogar sich selbst überzeugte. Manchmal glaubte sie sogar, dass es echt war.

Sie nahm weiter ihre Medizin, von der sie mittlerweile erfahren hatte, dass sie Fontex hieß und dasselbe war wie Prozac, und ging zur Gesprächstherapie. Sie erinnerte sich jetzt wieder an die alte Teresa, wie sie gewesen war, und sie spielte sie. Und wieder gelang es ihr so glaubwürdig, dass sie manchmal selbst daran glaubte.

Ende Februar, fast zwei Monate nachdem sie eingewiesen worden war, durfte sie wieder nach Hause fahren. Sie saß auf der Rückbank von Görans und Marias Auto und schaute auf ihre Hände. Es waren ihre Hände. Sie saßen an ihr fest und gehörten ihr. Jetzt verstand sie es.

Zwei Wochen bevor sie entlassen wurde, war ihr Lehrer mit einem Stapel Schulbücher zu Besuch gekommen, und Teresa hatte eifrig gearbeitet. Das Lernen war kein Problem, die Texte und mathematischen Formeln flossen nur so in sie hinein und wurden schnell bearbeitet, weil sie nicht mehr von dem Knäuel an Erwartungen und Sorgen behindert wurden, die den fleischlichen Menschen eigen sind. Innerhalb von zwei Wochen hatte sie nachgeholt, was sie verpasst hatte, und noch einiges dazugelernt

Als sie an die Schule zurückkehrte, bewahrten die anderen eine gewisse Distanz zu ihr, was sie als ganz natürlich empfand. Jenny, die sich bald einer weiteren Operation unterziehen musste, um sich die Nase richten zu lassen, begrüßte sie mit einem: »Na, Mongo, bist du wieder zurück aus der Anstalt?«, verstummte aber, als Teresa sie ansah.

Johannes und Agnes hatten sie einen Tag nach dem Lehrer besucht und mieden sie auch in der Schule nicht. In der Pause erzählte Teresa ein bisschen vom Leben in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und von den Problemen, die in einer Abteilung entstehen konnten, wo alle Gegenstände verboten waren, mit denen man sich das Leben nehmen konnte. Kleine Anekdoten.

Während sie redete, betrachtete sie die beiden, und eine innere Stimme sagte: *Sie sind so liebenswert. Ich mag sie so sehr*. So war es, und gleichzeitig war es doch nicht so, weil sie es sich selbst sagen musste, weil sie eine Tatsache bestätigen musste, von der sie wusste, dass es sie geben sollte, die sie aber nicht fühlte.

Mit Micke war es leichter.

Ein paar Tage nachdem sie zurückgekommen war, streifte sie während einer Pause über den Schulhof, als sie ihn an dem Lagerraum für die Sportgeräte stehen und rauchen sah. Sie ging zu ihm

und nahm die Zigarette, die Micke ihr anbot, zog vorsichtig an ihr und konnte es vermeiden, in Husten auszubrechen.

»Wie geht's?«, fragte Micke. »Bist du jetzt irgendwie irre, so richtig?«

»Ich weiß nicht. Doch, wahrscheinlich schon. Ich schlucke ja Pillen.«

»Meine Alte schluckt auch Tabletten. Viele verschiedene. Kann total ausflippen, wenn sie sie vergisst.«

»Wie ausflippen?«

»Ja, na ja, einmal wurde sie ganz … fing an zu schreien, dass sich ein Schwein im Herd versteckt hat.«

»Ein ganz normales Schwein?«

»Nee, ein gebratenes. Obwohl, da hat es noch gelebt und wollte rauskommen und sie beißen.« Micke schaute Teresa an. »Aber das ist nicht das, was du hast, oder?«

»Weiß nicht. Kommt vielleicht noch, wenn ich weiter dran arbeite.«

Micke lachte, und Teresa fühlte sich … nicht fröhlich, aber ganz und gar *unprovoziert*. Micke stellte keine Ansprüche. Sogar Agnes und Johannes empfand sie als Bedrohung. Sie erwarteten ein bestimmtes Verhalten von ihr, sie musste sich benehmen. Micke dagegen schien sie viel gelassener zu betrachten, seit sie irre war. Immerhin.

Sie brauchte drei Tage, um sich nach ihrer Entlassung das erste Mal wieder dem Computer zu nähern. Während der langen Zeit in der Abteilung war sie entwöhnt worden. Als sie auf den großen Metallkasten, den Bildschirm und die Tastatur schaute, hatte sie das Gefühl, einen Ansteckungsherd zu betrachten. Wenn sie auf den Powerknopf drückte, würde ihr die Krankheit entgegenschlagen.

Aber Theres. Aber Theres.

Teresa holte tief Luft, setzte sich an den Schreibtisch und hob den Deckel von Pandoras Büchse, ging in ihren Mail-Account. Jede Menge Spam hatte sich während ihrer Abwesenheit angesammelt, und dazwischen eingequetscht lagen fünf, nein sechs Mails von Theres. Die letzte war sechs Wochen alt.

Sie öffnete sie und las. Alle Mails waren nur ein oder zwei Zeilen lang, und abgesehen von den ersten beiden waren alle anderen nur kurze Fragen. Warum sie nicht schrieb, warum sie nicht antwortete. In der letzten Zeile der letzten Mail verkündete Theres schlicht: »jetzt schreibe ich nicht mehr«. Danach kam nur noch Spam.

Trauer stieg in Teresa auf, aber sie wurde weggeschoben, bevor sie wehtat. Manchmal meinte Teresa beobachten zu können, wie die Medizin in ihr wirkte. Sie sah ein Kettensägenblatt, das hin und her schwang und die Höhen und Tiefen ihres Gefühlsregisters absägte. Die Krone und die Wurzeln. Übrig blieb ein kahler Stamm, den man mit sich herumschleppen konnte.

Sie hatte die letzte Mail vor sich und klickte auf Antworten. Dann schrieb sie:

> Ich bin krank gewesen. Ich habe im Krankenhaus gelegen. Ich hatte keinen Computer. Ich konnte nicht schreiben. Jetzt bin ich wieder zu Hause. Ich sehne mich nach dir. Kann ich dich am Wochenende besuchen?

Sie schickte die Mail ab, setzte sich auf ihr Bett und las Gunnar Ekelöfs *Stimmen unter der Erde* drei Mal durch. Sie verstand jedes Wort.

> Ich sehne mich von dem schwarzen Feld zum weißen

Ich sehne mich von dem roten Faden zum blauen.

Sie blätterte vor und zurück durch die Taschenbuchausgabe der gesammelten Gedichte. Sie hatte sie nicht in der psychiatrischen Abteilung dabeigehabt, weil sie Ekelöf nie verstanden hatte. Jetzt sprach fast jedes Gedicht zu ihr, und er war plötzlich zu ihrem Lieblingsdichter geworden. Gunnar Ekelöf. Er wusste.

Dieses Wesen, Namenlos
entsteht im geschlossenen Raum
Mit keiner anderen Öffnung als der Lücke
durch die er sich zwingen muss
Jetzt ist er auf der Flucht
ist leer in
erfüllter Welt

Verwundert blätterte sie weiter und fand andere Übereinstimmungen, andere Beschreibungen von Dingen, die sie schon kannte. Es war beinahe lästig, das Buch aus der Hand legen zu müssen, um nach neuen Mails zu schauen. Ja. Theres hatte geantwortet.

gut dass du zu hause bist komm schnell

Der Jubel tat einen gewaltigen Sprung in ihrer Brust. Dann kam die Motorsäge, und das Glück wurde auf der Flucht zerschnitten, purzelte durch die Rippen und landete als kleine, verstümmelte Freude. Aber doch eine Freude.

Es brauchte einige lange Gespräche mit Maria, bei denen sie von Göran unterstützt wurde, um die Zustimmung zu dieser Reise zu bekommen. Teresa war gezwungen, zu einem Argument zu greifen,

das unter ihrer Würde war. Sie sagte: »Das ist das Einzige, was mir Spaß macht.« Maria ließ sich erweichen und Teresa fühlte sich auf eine undefinierbare Weise schmutzig. Aber sie durfte fahren, das war das Wichtigste. Sie sollte nur daran denken, ihre Medizin zu nehmen.

Das war Marias neues Steckenpferd. Nachdem sie zuerst vollkommen ahnungslos und deshalb kritisch gegenüber Psychopharmaka eingestellt gewesen war, hatte sich ihre Einstellung nach Teresas Entlassung komplett geändert, sodass sie die Fontex-Tabletten jetzt als ein Geschenk Gottes an die Menschheit betrachtete. Sie hatten bewirkt, dass Teresa wieder zu Hause war, dass sie funktionierte, dass sie kein depressives Kind haben mussten. Teresa selbst war sich nicht so sicher, aber bis auf Weiteres nahm sie sie drei Mal am Tag.

Am Samstag packte sie ihre Tabletten, ihren neu gewonnenen Freund Ekelöf und ihren MP3-Player ein. Bright Eyes war ihr ständiger Begleiter während der Krankheit gewesen, und sie kannte mittlerweile jede Nuance, jeden seltsamen Klang in den Songs auf *Digital ash in a digital urn*. Sie hörte ihn immer noch gerne.

Die Zugreise war ein Transport, nichts anderes. Entfernt konnte sie sich erinnern, wie sie auf früheren Reisen ängstlich oder aufgeregt oder sehnsüchtig gewesen war. Jetzt nicht. Als sie Theres geschrieben hatte, dass sie sich sehnte, war es, wie vieles andere, gleichzeitig wahr und nicht wahr. Sie saß auf einem Transport. Sie würde mit Theres zusammengeführt werden, und das Geteilte würde wieder eins werden. Das war gut und richtig, aber kein Anlass zu Sorge oder Hoffnung. Es war einfach so.

Und dennoch. Als sie in Svedmyra aus der U-Bahn stieg und zu dem Supermarkt an der Ecke kam, von dem aus sie zu Theres' Balkon hinaufschauen konnte, war es wie *Farbe*. Dass es in ihrem

leeren Raum ein bisschen farbig wurde. Welche Farbe? Sie schloss die Augen und ging in sich, weil es ein willkommenes Gefühl war, ein echtes Gefühl.

Violett.

Es war ein dunkles Violett, in Richtung Purpur. Sie schwang ihre Tasche auf die Schulter und ging auf Theres' Haustür zu, die dunkelviolette Teresa.

Jerry öffnete die Tür. Er schien erst irritiert, aber als er Teresa erkannte, grinste er breit und berührte sogar ihre Schulter, um sie geradezu in die Wohnung hineinzuschieben.

»Hallo, Teresa«, sagte er. »Das ist ja ein Weilchen her. Theres hat gesagt, dass du krank warst. Was hast du denn gehabt?«

»Ich …«

Teresas Kopf war wie leer gefegt, als sie mit einfachen Worten beschreiben sollte, was sie mitgemacht hatte. Sie hatte nie eine ordentliche Diagnose bekommen, die sie wiedergeben konnte. Jerry wartete eine Weile ab und fragte dann: »War es etwas mit dem Kopf?«

»Ja.«

»Okay. Aber jetzt geht es dir besser?«

»Ja. Mir geht es besser.«

»Super. Theres ist in ihrem Zimmer. Hier war vielleicht was los, weißt du. Das war echt nicht mehr normal.«

Teresa nahm an, dass er die Aufmerksamkeit meinte, die »Flieg« hervorgerufen hatte. Sie hatte zwei Monate lang keine Zeitungen gelesen, kein Radio gehört und war auch nicht im Internet gewesen, sodass sie keine Ahnung hatte, was aus dem kleinen Song geworden war, den sie in einem anderen Leben zusammengebaut hatten.

Als Teresa sich Theres' Zimmer näherte, meinte sie, dass irgendwo ein Fernseher lief. Sie hörte leise Stimmen murmeln. Hinter

ihrem Rücken sagte Jerry: »Einer geht immer noch rein, wie man so schön sagt.« Teresa blieb im Türrahmen stehen, und jegliche Farbe, die sie hatte, rann aus ihr heraus. Ganz gleich, was sie gehofft oder befürchtet hatte, wenn sie Theres wiedertreffen würde, das hier hatte sie nicht erwartet.

Das Zimmer war voller Mädchen in Teresas Alter. Mitten auf dem Bett saß Theres mit einem Mädchen an jeder Seite, und weitere fünf saßen auf dem Boden. Alle Augen waren auf Theres gerichtet, die gerade eine Erklärung abzuschließen schien mit den Worten: »Du wirst sterben. Zuerst. Danach wirst du leben. Dort kann dich niemand berühren. Dort kann niemand dir Böses tun. Will dir jemand Böses tun, sollst du ihn tot machen. Dann ist er deiner.«

Die Mädchen saßen mit aufgesperrten Mündern da und lauschten den Worten, die in einem rhythmischen Strom aus Theres' Mund flossen. Wenn Teresa nicht so schockiert gewesen wäre, wäre sie selbst mitgerissen worden. Sie war schon da gewesen, sie war schon diejenige gewesen, an die Theres ihre Worte gerichtet hatte. Die Mädchen in dem Zimmer waren wie sie, und sie hatten sie ersetzt. Sie sah keine Gesichter, sondern nur eine gestaltlose Gruppe von Feinden.

Theres erblickte sie und sagte: »Teresa.«

Es war mehr ein Winseln als eine Antwort, als Teresa flüsterte: »Theres«, und die Motorsäge wurde mit einem wütenden Brüllen angeworfen, sie hackte und schnitt, um das Bleigewicht zu kappen, das durch sie hindurchfiel und sie abwärtsziehen wollte, abwärts. Auf die Knie, auf das Gesicht, durch den Boden, hinab in die Erde.

Ich bin nichts. Auch für dich nicht.

Eines der Mädchen, die auf dem Boden saßen, stand auf und kam zu ihr. Es war ein Emo Girl in ihrem Alter. Schwarzes Haar mit rosa

Pony, hart geschminkte Augen, Piercing in der Unterlippe und dürre Beine in engen Jeans. »Hallo. Miranda.«

Eine zerbrechliche Hand wurde Teresa entgegengestreckt. Die Nägel waren mit schwarzem Lack bemalt. Teresa schaute auf die ausgestreckte Hand. Es war kurz davor. Motorsäge hin, Tabletten her: Die Löschdecke wurde über ihr auseinandergefaltet. Sie war schon hier im Zimmer.

»Bist du Teresa?«, fragte Miranda. »Ich liebe deine Texte. Alle.«

Teresa konnte die Hand nicht ergreifen, weil ihre Arme sich um ihren Bauch geschlungen hatten, während sie sich darauf konzentrierte zu atmen.

Deine Texte. Alle.

Theres hatte diesen Mädchen die Lieder vorgespielt. *Ihre* Lieder. Ihr Geheimnis.

Sie umklammerte krampfhaft ihre Tasche und rannte zur Tür, lief die Treppen hinunter und lief, bis sie die U-Bahn-Station erreicht hatte. Die Wagen fuhren ein, und Teresa setzte sich auf den Behindertenplatz ganz hinten in der Ecke, machte sich so klein, wie sie konnte.

Jetzt war es vorbei. Jetzt war es wirklich vorbei, und die einzigen Stimmen, die es noch gab, waren Stimmen unter der Erde:

Ich war das letzte Teil des Puzzlespiels
Das Teil, das nirgendwo passt, das Bild ganz, ohne mich.

ALLE MAEDCHEN

Heads high, my young allies
Make some noice now
Raise your voice and SCREAM
Amy Diamond, Big guns

1

Was braucht es, um einen Menschen zu brechen?

Folterer und Verhörspezialisten könnten sicherlich eine Statistik darüber vorlegen. So viele Nächte ohne Schlaf, so viele Nägel, so viel Wasser, so viele Stromschläge von dieser Stärke.

Aber es gibt große Unterschiede in der Widerstandskraft. Manchmal reicht es schon, die Instrumente vorzuzeigen und zu erzählen, was man damit machen wird, um das gewünschte Resultat zu erreichen. Manchmal braucht man Wochen und ist gelegentlich gezwungen, zum Defibrillator zu greifen, wenn das Herz an den Qualen zugrunde geht, und vielleicht gelingt es einem nicht einmal dann, das richtige Maß an Zerstörung zu erreichen.

Aber vermutlich dürfte trotzdem ein Mittelwert erkennbar werden. So viele Nägel, so viele Schläge auf die Fußsohlen. Dann sind die meisten zerstört genug, um das aufzugeben, was ihnen zuvor das Liebste war.

Aber im Alltag?

Auch ein normales Leben bringt ja ein gewisses Maß an Schmerz und Enttäuschungen mit sich. Der Unterschied besteht darin, dass sie nicht mechanisch zugefügt werden, sondern sich vor allen Dingen auf der Gefühlsebene abspielen und deshalb noch unvorhersehbarer sind. Man kann nie wissen. Ein Ereignis, das für den einen zerstörend sein kann, wird von einem anderen mit einem Achselzucken quittiert, der seinerseits von etwas zerrissen wird, das wieder andere als eine Bagatelle ansehen.

Zu allem Überfluss kann sich dies bei ein und derselben Person von einem Tag auf den anderen ändern. Der arme Folterknecht, dem allein die Geißeln des Alltagslebens zur Verfügung stehen, um damit die Bruchstelle zu finden!

Teresa fiel nicht tot um, und sie tat auch nichts, um dieses Ereignis herbeizuführen. Sie schleppte ihren unförmigen Körper weiter, kaufte sich eine neue Fahrkarte im Hauptbahnhof, rief zu Hause an und bat darum, vom Bahnhof abgeholt zu werden. Dann setzte sie sich hin und betrachtete die Anzeigentafel für Abfahrten und Ankünfte. Sie las nichts, sie hörte keine Musik, sie dachte nicht.

Falls jemand, der sie nicht kannte, gesehen hätte, wie sie in den Zug stieg, dann hätte er ein Mädchen gesehen, das in den Zug stieg. Wenn jemand, der sie kannte, gesehen hätte, wie sie sich auf ihren Platz setzte, hätte er nichts anderes gesehen als Teresa, die sich auf ihren Platz setzte.

Aus Sicht der Umwelt war schließlich so gut wie nichts passiert, außer dass ein Mädchen jegliche Hoffnung aufgegeben hatte. Nicht einmal genug für eine kurze Notiz.

Zu Hause in Österyd gelang es ihr schlecht, die Rolle von Teresa zu spielen. Göran machte sich Sorgen und fragte, ob sie ihre Medizin genommen habe. Sie hatte ihre Medizin genommen. Sie würde immer ihre Medizin nehmen. Genau das würde sie ab jetzt tun: Sie würde essen, trinken, schlafen und ihre Medizin nehmen.

Als sie in ihrem Zimmer vor dem Computer saß, überlegte sie nicht lange. Sie tat es einfach. Sie kannte Theres' Passwort, und jetzt ging sie in ihre Mail-Box. Wie sie befürchtet hatte, fand sie dort Hunderte Nachrichten von bestimmt zwanzig verschiedenen Adressen. Mädchen, die »Flieg« gehört und Kontakt zu Theres

aufgenommen hatten, und Theres hatte geantwortet und sie nach Svedmyra eingeladen.

Der Ton der Mails war im Laufe der Zeit immer ehrerbietiger geworden. Man spürte, dass Theres für diese Mädchen ein Idol im ursprünglichen Sinne des Wortes war. Ein Götzenbild, ein Gegenstand der Anbetung.

An einigen verstreuten Sätzen wie: *Ich würde meine Eltern auch umbringen, wenn ich den Mut dazu aufbringen würde*, oder *Ich fühle mich auch, als wäre ich in einem Keller aufgewachsen*, sah Teresa, dass Theres erzählt hatte. Alles, was sie vorher nur mit Teresa geteilt hatte, war jetzt öffentliches Eigentum. Zumindest für alle, die Theres verehrten.

Teresa packte die DVD mit Max Hansen im Hotelzimmer aus, saß eine lange Zeit da, hielt sie in den Händen und spiegelte sich in ihrer glänzenden Oberfläche. Sie sollte den Film ins Internet stellen. Die Konsequenzen wären unvorhersagbar, aber am Ende würde es Theres vermutlich schaden. Ihr Probleme bereiten. Sie zu etwas anderem machen als dem liebenswerten Mädchen, das dieses schöne Lied sang, das nicht einmal ihr eigenes war.

Stattdessen nahm sie die DVD wieder heraus, kratzte sie gewissenhaft mit einem Kugelschreiber kaputt und warf sie in den Papierkorb. Sie nahm ihr Handy und löschte alle Bilder von Theres. Sie öffnete ihre Mailbox und löschte alle alten Nachrichten von Theres. Vor einer Stunde war eine neue dazugekommen. Sie löschte sie, ohne sie vorher zu lesen.

Anschließend saß sie vornübergebeugt auf ihrem Stuhl und massierte sich die Schläfen, versuchte die Bilder von Theres auch von der Festplatte ihres Gehirns zu radieren. Das war schwieriger, und die Anstrengungen führten dazu, dass sie an Theres zu denken

begann. Sie musste mit den Bildern leben. Mit der Zeit würden sie verblassen.

2

Die Bilder verblassten nicht. Teresa lebte die folgenden Tage und Wochen mit einem theres-förmigen Raum in ihrem Inneren, der immer weiter wuchs. Am Ende hatte dieser Raum dieselbe Form wie ihr eigener Körper angenommen, und er war leer. Die Leere war nichts Neues, sie hatte sie schließlich ins Bett gezwungen, in die Kinder- und Jugendpsychiatrie geführt und ihr Tabletten beschert.

Aber auch die Leere hat ihre Topografie, ihren Geruch und ihren Geschmack. Das hier war eine andere Leere. Sie hallte nach Theres wider, und sie tat weh. Manchmal kam es Teresa vor, als würde sie nur aus Schmerz und Verlust bestehen, dass sie nur von ihnen zusammengehalten wurde.

Sie ging die Methoden durch, von denen sie annahm, dass sie ihr zur Verfügung standen. Sie versuchte, sich selbst zu verletzen. Sie saß in Johannes' und ihrer alten Grotte und ritzte sich mit Glasscherben, die sie im Wald gefunden hatte. Es verschaffte ihr eine vorübergehende Linderung, aber nach ein paar Tagen gab sie auf. Es ging nicht.

Sie versuchte zu verhungern, ließ das Essen verschwinden, das ihr am Küchentisch serviert wurde, bis sie dabei ertappt wurde. Also begann sie nach dem Essen in der Toilette den Finger in den Hals zu stecken. Auch dies verschaffte ihr keine Linderung, und sie ließ es sein.

Sie versuchte, mehr Tabletten zu schlucken, mehr zu essen, Limonade zu trinken. Limonade half ein bisschen. Der Augenblick, an dem sie ein Glas kaltes Trocadero an ihre Lippen setzte, fühlte sich absolut okay an, und die ersten Schlucke fühlten sich immer noch okay an. Sie trank mehr von dieser Limonade.

Nebenher hatte sie sich die ganze Zeit um die Schule gekümmert. Sie benutzte eine Technik, bei der sie einen Tunnel von ihrem Kopf zu dem des Lehrers oder zu einem Buch konstruierte. Solange es ihr gelang, den Tunnel intakt zu halten, war sie auch in der Lage, sich zu konzentrieren.

Ende März hatten sie Klassenfest. Nicht eines dieser Feste, das in der Schule organisiert wird und wo die Erwachsenen der Fröhlichkeit einen Dämpfer aufsetzen, sondern ein *richtiges* Klassenfest. Mimmis Eltern waren für eine Woche nach Ägypten verreist, und sie hatte sturmfreie Bude. Vielleicht war das Fest eine Art von Rache, weil Mimmi gerne mitgekommen wäre, aber mit dem Hinweis auf ihre schlechten Leistungen in der Schule war sie zu Hause zurückgelassen worden.

Die ganze Klasse und noch ein paar Leute mehr waren eingeladen, und niemand kam auf die Idee, Teresa nicht einzuladen. Obwohl Jenny ihre Anhänger hatte, hatten es nicht alle für schlecht gehalten, dass sie ihre Nase korrigiert bekam, und obwohl Teresa niemanden hatte, den sie als Freund bezeichnen konnte, hegten zumindest einige ihr gegenüber einen stillen Respekt, wie gegenüber dem dunklen Punkt, den man brauchte, damit der Rest des Bildes leuchten konnte. Sie durfte dabei sein.

Teresa ging aus demselben Grund zu dem Fest, aus dem sie jetzt auch alles andere machte. Weil sie es konnte. Weil es stattfand. Weil

es keine Rolle spielte, was sie tat. Sie konnte genauso gut bei Mimmi auf dem Sofa sitzen wie auf dem Stuhl in ihrem Zimmer.

Als sie sich am Freitagabend Mimmis Haus näherte, konnte sie hören, wie »Toxic« durch die Wände vibrierte, und im erleuchteten Wohnzimmer bewegten sich ein paar Britney-Frisuren so langsam wie Unterwasserpflanzen in einem Aquarium. Jenny und Ester. Teresa empfand weder Besorgnis noch Vorfreude, sondern lediglich eine Mattheit, die sich über sie senkte. Sie konnte nicht.

Sie stellte die Plastiktüte ab, in der sie eine PET-Flasche Trocadero und zwei Flaschen Bier mitgebracht hatte, und setzte sich auf die Treppe. »Toxic« wurde von diesem Song abgelöst, von dem alle glaubten, dass *The Ark* sich damit am nächsten Wochenende für den European Song Contest qualifizieren würden. Teresa lauschte noch eine Weile dieser fröhlichen Popmusik zum Thema Angst, bevor sie aufstand, um nach Hause zu gehen. Plötzlich pfiff jemand hinter ihrem Rücken.

In der Garage brannte Licht, und das Tor war geöffnet. Micke saß dort und winkte ihr zu. Neben ihm stand ein Pappkarton. Als Teresa zu ihm hinüberging, zeigte er auf ihre Tüte. »Was hast du?«

Teresa zeigte ihr Bier und die Flasche Trocadero. Micke schüttelte den Kopf, forderte sie auf, sich hinzusetzen, und holte eine Flasche aus seinem Karton. Teresa schaute auf das Etikett. Bacardi Breezer Melon.

»Ich dachte, so was trinken nur Mädchen«, sagte sie.

»Was weißt denn du schon davon?«

»Nichts.«

»Eben.«

Sie stießen mit den Flaschen an und tranken. Teresa fand es unheimlich lecker, sogar besser als Trocadero. Als sie die Flaschen

ausgetrunken hatten, sagte Micke: »Also dann. Bist du ready to party?«

»Nee.«

Micke lachte. »Okay. Dann nehmen wir noch einen.«

Er bot ihr eine Zigarette an, und dieses Mal musste Teresa sich nicht einmal anstrengen, um nicht zu husten. Der Alkopop hatte einen geschmeidigen Kanal im Hals erzeugt, durch den der Rauch widerstandslos gleiten konnte.

»Weißt du, Teresa«, sagte Micke. »Ich mag dich. Du bist irgendwie total off. Du tickst komplett anders als zum Beispiel … Ahörnchen und Behörnchen.«

»Wie, Ahörnchen und Behörnchen?«

»Na du weißt schon. Jenny und Ester. Ahörnchen und Behörnchen. Mit den Strähnchen und allem. Klimper-klimper und der ganze verdammte Weihnachtsbaum.«

Teresa hatte nicht damit gerechnet, dass es passieren könnte, und deshalb wurde sie so unvorbereitet von ihrem Lachanfall getroffen, dass sie anfing zu husten, als er auf dem Weg nach oben mit einem Schluck Alkopop kollidierte. Micke klopfte ihr auf den Rücken und sagte: »Immer schön ruhig, immer schön ruhig.«

Sie rauchten ihre Zigaretten auf, tranken ihre Flaschen leer, und das Unglaubliche war, dass Teresa sich genau so fühlte: schön ruhig. Angesichts der vielen verschiedenen Sorten von Alkohol, die Göran zu Hause aufbewahrte, war es seltsam, dass Teresa niemals überlegt hatte, den Alkohol als Medizin gegen ihre Leiden auszuprobieren. Sie schaute auf die Flasche in ihrer Hand. Seltsam, fast schon idiotisch. Und es funktionierte sogar.

Sie fühlte sich nicht betrunken, aber so aufgeräumt, dass sie sich gar nicht erinnern konnte, wann sie sich das letzte Mal so gefühlt

hatte. Als sie aufstanden, um zu den anderen hineinzugehen, griff Teresa nach Mickes Hand, aber er zog sie mit einer Grimasse weg.

»Reiß dich zusammen«, sagte er. »So viel begreifst du doch wohl.«

Nein, Teresa begriff es nicht. Aber das spielte keine große Rolle. Ein paar Schritte hinter Micke stieg sie die Treppe hinauf, und auf der Party trennten sich ihre Wege. Fünf Minuten später schlich Teresa nach draußen in die Garage und trank schnell noch einen weiteren Bacardi Breezer. Dann ging sie wieder hinein.

Johannes saß einsam in der Sofaecke, und Teresa ließ sich neben ihn fallen.

»Hallo. Wo ist Agnes?«

Johannes verschränkte die Arme vor der Brust. »Sie kommt später. Glaube ich.«

»Wie? Warum ist sie noch nicht da?«

»Verdammt, woher soll ich das wissen? Ich weiß nicht, was sie macht.«

»Natürlich weißt du das. Du bist doch mit ihr zusammen.«

»Stell dir vor, das wäre ich nicht. Bist du etwa voll?«

»Nee.«

»Kommt mir aber so vor.«

»Ich bin nur ein bisschen fröhlich. Darf ich das nicht?«

Johannes zuckte mit den Schultern, und Teresa griff sich eine Handvoll Käsekringel aus einer Schale, stopfte sie in sich hinein, während sie sich ins Sofa zurücksinken ließ und sich im Zimmer umschaute. Mit ein paar Ausnahmen waren sie eigentlich gar nicht so schlimm, die Menschen in ihrer Klasse. Sie sah Leo und erinnerte sich, wie er ihr geholfen hatte, die Fahrradkette wieder aufzuziehen, die ihr vom Zahnrad gesprungen war. Sie sah Mimmi und erinnerte

sich, dass sie ein bisschen Spaß dabei gehabt hatten, als sie gemeinsam eine Projektaufgabe für den Schwedischunterricht bearbeitet hatten. Und so weiter.

Zum ersten Mal seit langer Zeit erwachte ein leichtes Sehnen in ihr. Sie wollte dazugehören, und sei es nur ein bisschen. Näher herankommen, dabei sein und tun, was die anderen taten. Irgendwo ganz tief in ihrem Inneren wusste sie, dass sie es weder wollte noch konnte, aber in diesem Augenblick empfand sie es so, und weil es so behaglich war, verweilte sie in diesem Gefühl.

»Ich frage mich manchmal«, sagte Johannes, nachdem er eine Weile still gewesen war.

»Was?«

»Was geschehen wäre, wenn ich nicht weggezogen wäre.«

Teresa wartete darauf, dass er fortfuhr. Als er es nicht tat, half sie ihm auf die Sprünge. »Du bist dort so ein harter Typ geworden.«

Johannes lächelte verkniffen. »Ich bin nicht hart geworden. Ich habe nur getan, was ich tun musste. Manchmal denke ich, dass … verdammt, wenn ich nur dort hätte bleiben können. Wir hatten schon manchmal unseren Spaß, was?«

»*Denkst* du daran?«

»Ja, manchmal.«

Teresa würgte den Käsekringelklumpen hinunter. Dann schluckte sie noch einmal und sagte: »Ich auch.«

Sie saßen nebeneinander. Mittlerweile hatte Teresa alle Formen der Trauer so gut kennengelernt, dass sie die jeweilige Sorte genau so sicher erkannte wie ein Autokenner die unterschiedlichen Automarken. Schon als es näher kam, konnte sie das Modell erkennen. Dieses hier hieß Melancholie. Etwas betrauern, was gewesen ist und niemals wiederkommen wird.

Aber es war eine angenehme Trauer, eine Mumintrolltrauer, die sich so von ihrer alltäglichen Trauer unterschied, dass sie ihr wie eine warme, wollige Decke vorkam. Es schmerzte in ihrer Brust, und als Johannes seinen Arm um sie legte, ließ sie ihren Kopf gegen seine Schulter sinken.

Johannes.

Sie schloss die Augen und gab sich ihrem Schwindel und ihrer leicht zu ertragenden Schwermut hin. Sie war beinahe glücklich. Es blitzte, und sie öffnete die Augen. Karl-Axel hatte sich ganz nah herangeschlichen und sie mit dem Handy fotografiert. Johannes schien es nicht zu kümmern, und Teresa schloss ihre Augen wieder.

Johannes. Wenn alles anders gekommen wäre.

Dieses eine Mal auf den Klippen. Wenn sie seine Zunge entgegengenommen hätte, wenn sie ihn nicht weggestoßen hätte. Wenn er nicht weggezogen wäre, wenn sie nicht … vielleicht wäre sie nicht so fett geworden, vielleicht würde sie jetzt keine Pillen schlucken, vielleicht …

»Hallo.«

Teresa schlug die Augen wieder auf. Agnes saß neben ihr auf dem Sofa. Obwohl Johannes Teresas Schulter nicht losließ, richtete sie sich auf, als ob sie bei einer verbotenen Handlung überrascht worden wären. Oder bei einem verbotenen Gedanken.

Agnes warf einen scheuen Blick auf Johannes. Teresa konnte nicht begreifen, wie jemand einem solchen Blick widerstehen konnte, sie hätte frohen Herzens einen Finger dafür geopfert, auch nur einen Tag lang so aussehen zu dürfen wie Agnes.

Nee. Nicht einen Tag. Eine Woche. Einen Monat. Den kleinen Finger für einen Monat. Nicht den Zeigefinger. Den Zeigefinger für ein Jahr. Die ganze Hand für ein ganzes Leben? In dem Fall aber nur die linke Hand.

Johannes berührte ihre Schulter. »Was ist?«

Teresa wusste nicht, wie lange sie in die Gedanken über Aussehen und Körperteile versunken gewesen war, aber als sie aus ihnen erwachte, spürte sie, dass sich an der Atmosphäre zwischen Johannes und Agnes etwas verändert hatte und sie zwischen den beiden saß wie das dritte Rad am Wagen. Sie erhob sich vom Sofa und ging in die Küche.

Auf der Arbeitsplatte fand sie ein halb volles Glas Rotwein, das sie in einem Zug leerte. Sie fand, dass es merkwürdig schmeckte, als ob es mit Schnaps vermischt worden wäre.

Die rechte Hand für Johannes. Eine Niere, die rechte Hand und zwanzig Kilo Speck gratis dazu. Shylock. Der Kaufmann von Venedig. *Ein Pfund Fleisch.*

Teresa drehte eine Runde durch das Haus. Die Leute saßen in größeren und kleineren Gruppen zusammen, und ihr wurde ein bisschen schlecht, als sie sah, dass sie nichts anderes als sprechende Fleischbrocken waren. Jenny stand in unnatürlicher Pose gegen einen Türrahmen gelehnt und wickelte eine Haarlocke auf ihren Zeigefinger, während sie sich mit Albin unterhielt, der eine Hand auf ihre Hüfte gelegt hatte.

Sie werden ficken. Alle werden heute ficken.

Teresas Blick blieb auf Jennys Hüfte hängen, und sie dachte an das Set mit exklusiven Küchenmessern, das sie an einem Magnethalter in der Küche gesehen hatte. Shylock. Wenn sie Jennys Hüften wegschnitt, hätte Albin nichts mehr zum Festhalten.

»Was glotzt du, Mongo?«

Jenny fauchte sie an, und Albin baute sich auf, als wollte er seinen Fick verteidigen, falls es nötig wäre. Teresa streckte ihnen die Zunge heraus und schwankte ins Wohnzimmer. In der Sofaecke saßen Agnes und Johannes und knutschten. Teresa hätte nicht gedacht,

dass sie dazu in der Lage waren. Vor allem Agnes hatte in ihren Zärtlichkeiten immer so unterkühlt gewirkt, aber jetzt lag sie halb auf Johannes und rührte mit ihrer Zunge in seinem Mund herum, während ihre Hand die Innenseite seines Oberschenkels knetete.

Teresa blieb stehen und glotzte. Johannes' Hände schienen sich kaum bremsen zu lassen, ein paar seiner Finger schoben sich über Agnes' Rücken in ihre Jeans hinein, wagten sich allerdings nicht weiter. Sie befanden sich trotz allem ja noch unter Leuten. Stattdessen rieben sie sich aneinander, ließen ihre Zungen kreisen und bewegten sich genussvoll innerhalb ihrer Blase der Erregung.

Teresa glotzte. Warme und kalte Flüssigkeiten strömten abwechselnd durch ihren Körper. Aus der Stereoanlage kam dieser Song über das Sterben.

Wir werden gleichzeitig sterben, du und ich.
Wir werden gleichzeitig ste-e-e-e-eeer-b-eee-eee-ee-en …

Sie riss sich los. Sie bewegte sich durch das Haus, als würde sie unter Wasser gehen, arbeitete sich bis zur Haustür vor. Eine einzige Sache wollte sie haben. Sie ging die Treppe hinunter und zur Garage hinüber, wo sie vor dem Karton auf die Knie sank, einen Bacardi herauszog und trank. Linderung, für ein paar Sekunden. Sie trank die ganze Flasche in einer halben Minute aus und blieb danach eine ganze Weile auf den Knien hocken und wiegte sich mit dem Kopf in ihren Händen.

»Verdammt, klaust du meine Vorräte?«

Micke stand vor ihr. Ein betrunkenes Lächeln spielte auf seinen Lippen. Als Teresa den Mund öffnete, um sich zu entschuldigen, winkte er ab und sagte: »Halb so wild. Was mir gehört, gehört auch dir und so weiter.« Er lehnte sich an die Wand und zündete sich

eine Zigarette an. Als er ihr die Schachtel entgegenstreckte, stiegen Tränen in Teresas Augen.

»Micke. Du bist ein verdammt netter Typ. Voll in Ordnung.«

»Klar. Willst du jetzt eine Zigarette oder nicht?«

»Willst du mit mir ficken? Jetzt?«

Micke schnaubte verächtlich. »Jetzt reiß dich mal zusammen. Du bist ja besoffen.«

»Ich bin nicht besoffen. Alle anderen sind besoffen. Sie sind besoffen und werden ficken.«

Micke stand direkt vor ihr. Teresa legte eine Hand auf seinen Unterleib, packte seinen Schwanz. Micke versuchte sie halbherzig mit einer Hand wegzuwedeln, aber als sie begann, in durch die Jeans hindurch zu massieren, spürte sie, dass es dahinter hart wurde.

»Verdammt, Teresa. Hör auf.«

Aber sie wollte nicht aufhören. Sie wollte gefickt und begrabscht werden wie alle anderen, und sie wollte nahe sein und mittendrin. Durch das Wasser, das sie umschwappte und alles verschwommen machte, ließ sie sich auf die Knie sinken. Sie betrachtete ihre Hände, die wie zwei unbekannte Fische Mickes Gürtel öffneten und den Reißverschluss herunterzogen.

Als sie seinen halb steifen Schwanz in den Mund nahm, stöhnte Micke auf. Ein paar Mal rein und raus, und er war steinhart und protestierte nicht mehr. Er legte seine Hand auf ihren Kopf, grub seine Finger in ihr Haar und drückte sie an sich.

Für einen kurzen Augenblick mochte sie dieses fremdartige Gefühl. Das warme Stück Fleisch in ihrem Mund, die Geräusche, die Micke von sich gab. Dann wurde der Schleier aus Wasser fortgezogen und sie sah, was sie tat. Das war nicht sie. Nicht hier, nicht so. Sie konnte nicht atmen. Sie wollte jetzt aufhören, sie wollte nach Hause gehen.

Sie versuchte sich zu lösen, aber Micke flüsterte: »Weiter, weiter« und zog sie heran, bis sein Schwanz sie ganz hinten in der Kehle traf. Ein mächtiges Würgen krümmte ihren Körper, alles schwappte nach oben, und dann übergab sie sich. Alkopop, Rotwein und Käsekringel schossen in einem roten Schleim aus ihr heraus, der auf Mickes Schwanz, Hose und Händen und auf dem Garagenboden landete. Er wich bis zur Wand zurück und wischte sich die Kotze von den Fingern, während er schrie: »Scheiße, was machst du da? Mein Gott, wie eklig!«

Teresa sackte zusammen und übergab sich ein weiteres Mal; unter ihr auf dem Zementboden bildete sich eine Pfütze. Am Rande ihres Gesichtsfelds zog Micke ein langes Stück Küchenpapier von einer Rolle, die an der Wand befestigt war. Nachdem er sich das Schlimmste weggewischt hatte, reichte er ihr auch ein Knäuel.

»Hier. Das war ja keine besonders gute Idee, was?«

Teresa wischte sich den Mund ab, während sie mechanisch den Kopf schüttelte. Die Säure stach in der Nase, und sie schnäuzte sich, atmete ein paar Mal tief ein. Sie hörte von irgendwo ein Kichern und drehte sich zu Micke um, der in den Garten hinausschaute.

Ihre Augen brauchten ein paar Sekunden, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen, dann sah sie, dass fünf Meter von der Garage entfernt, hinter einem kleinen Busch, ein paar Leute standen. Jenny, Albin und Karl-Axel.

Micke sagte: »Was macht ihr denn da, ihr verdammten Idioten?«

Karl-Axel hielt sein Handy hoch. »Nichts. Ich habe einen kleinen Film gemacht. Total fette Pornorolle. Der Schluss ist allerdings ein bisschen eklig.«

Teresa verbarg ihr Gesicht in den Händen. Sie hörte das Geräusch laufender Beine, Schreie und Gelächter. Als sie lange Zeit danach wieder aufschaute, war sie allein. Sie kam auf die Füße und schaute

sich um. Ihre rötliche Kotze war bis an die Wände gespritzt, die Pfütze zu ihren Füßen ließ die Garage wie ein Schlachthaus aussehen. Ein Schlachtplatz.

Sie nahm ihr Handy, rief Göran an und bat ihn, zu kommen und sie abzuholen. Dann setzte sie sich auf den Bürgersteig und wartete, während sie in einen Gully hineinschaute. Hinter ihr ging das Fest weiter.

3

Irgendwo musste es einen Boden geben, einen Endpunkt, der den Fall begrenzte. Vielleicht hatte Teresa ihn erreicht, als sie am Samstagmorgen um halb neun erwachte. Sie begann den Tag damit, auf die Toilette zu gehen und das zu erbrechen, was sie bislang noch nicht erbrochen hatte. Dann lag sie mit den Armen um ihren Bauch im Bett und wollte nur noch sterben. Richtig sterben. Ausgelöscht werden und nicht mehr existieren, keinen einzigen Schritt mehr in dieser Welt tun.

Sie hatte es unnötig gefunden, alle spitzen Gegenstände aus ihrem Zimmer zu entfernen, ihr Problem hatte nie etwas damit zu tun gehabt, sich das Leben zu nehmen. Jetzt kreisten ihre Gedanken um nichts anderes mehr. Vor allen Dingen dachte sie darüber nach, ob ihr Mut und ihre Kraft reichen würden, einen Bleistift anzuspitzen und mit der Faust gegen den Schreibtisch zu halten, um anschließend den Kopf gegen die Spitze zu schleudern, sodass sie durch das Auge hindurch bis ins Gehirn drang.

Nein. Das war zu schrecklich, und sie war sich nicht einmal sicher, dass man davon sterben würde. Aber sterben wollte sie. Die

Erinnerungsbilder vom vorherigen Abend waren verschwommen und unzusammenhängend, aber sie erinnerte sich an die wichtigsten Momente und wollte ihren Mund mit Erde vollstopfen, ihren Körper mit Erde bedecken.

Die Dose mit den Fontex-Tabletten stand auf ihrem Nachttisch. Sie wusste, dass sie keine Alternative waren, dass es so nicht funktionieren würde. Sonst hätte sie sie nicht hier aufbewahren dürfen. Aus Gewohnheit streckte sie die Hand nach der Dose aus, um ihre morgendliche Dosis zu nehmen. Aber sie ließ die Hand wieder sinken.

Wenn sie aufhörte, ihre Tabletten zu nehmen, wurde sie vielleicht richtig geisteskrank. Wurde abgeholt. Eingesperrt. Da war eine Alternative zum Tod und fast dasselbe. Es fehlte nur die Erde im Mund, aber die konnte man dann ja trotzdem essen.

So gingen ihre Gedanken am Samstagmorgen.

Als sie aufstand, um zur Toilette zu gehen, sah sie, dass Maria in dem Sessel auf dem Treppenabsatz saß und strickte. Normalerweise würde sie niemals dort sitzen. Sie hielt Wache.

»Hallo«, sagte Teresa.

»Hallo. Hast du deine Medizin genommen?«

»Mhm.«

Auf der Toilette sitzend, fasste sie einen Beschluss. Sie würde wirklich aufhören, die Tabletten zu nehmen, und sehen, ob sie dann wirklich geisteskrank wurde. Sie gab sich einen Monat. Wenn es nicht funktionierte, würde sie überlegen, wie man sich das Leben nehmen konnte, ohne dass es sich zu schrecklich anfühlte. Ihre Hoffnung war, dass sie verrückt wurde, ohne es zu merken.

Kurz nach zwölf ging sie ins Erdgeschoss, um den Schein zu wahren. Sie aß ein Käsebrötchen, das nach Asche schmeckte. In Olofs

Zimmer war das Radio eingeschaltet, weil *Tracks* lief. Als der Neueinsteiger der Woche präsentiert wurde, hielt Teresa mitten in einem Bissen inne und lauschte Kaj Kindwalls Stimme.

»Ein Song, der auf Myspace und YouTube bereits großen Erfolg gehabt hat, kommt jetzt als Studioversion heraus. Die Künstlerin nennt sich Tesla, und außer dass sie vor ihrem frühen Ausscheiden ein paar Mal in *Idol* aufgetreten ist, wissen wir nicht viel von ihr. Vielleicht ändert sich das jetzt. Hier ist ›Flieg‹.«

Das Lied begann, und Teresa kaute weiter. Sie hatten Streicher dazugenommen und den Song ziemlich aufgeblasen. Das hatte nichts mehr mit ihr zu tun. Sie aß ihr Brötchen auf und trank ein Glas Milch. Danach wurde ihr schlecht, und sie musste sich erneut erbrechen.

Um drei Uhr signalisierte ihr Handy, dass sie eine Mitteilung bekommen hatte. Sie lautete: »Der Höhepunkt des Jahres! Alle müssen gucken!« Ein Film war angehängt. Sie lag bereits mit dem Gesicht im Dreck, also schaute sie es sich an. Die Bildqualität war erstaunlich gut, Karl-Axels Vater hatte einen guten Job. Er machte seinem Sohn schöne Geschenke. Zum Beispiel ein schönes Handy mit einer hohen Auflösung und guter Ton- und Bildaufnahme. Vielleicht war der Film noch schöner und detaillierter, als Teresas hässliches Handy es zeigen konnte.

Sie hatten von Anfang an dort gestanden, alles gefilmt, von dem Moment an, als Teresa gesagt hatte: »Micke. Du bist ein verdammt netter Typ. Voll in Ordnung.« Teresa sah es und verstand. Kein Schatten würde auf Micke fallen. Er war ein Junge, und sie hatte ihn geradezu überfallen. Sich ihm aufgezwungen und ihn dann vollgekotzt.

Sie wusste, wie es laufen würde. Der Film würde sich verbreiten. Über die ganze Welt. In ein paar Tagen würden Leute in Buenos Aires über das Ekelhafteste lachen, was sie jemals gesehen hätten, und es anschließend an ihre Freunde weiterschicken. Man konnte es sich gar nicht vorstellen.

Teresa saß auf ihrem Schreibtischstuhl, und ihre Hände waren eiskalt. Das Handy klingelte. Automatisch nahm sie das Gespräch an und drückte das Handy an ihr Ohr.

»Ja?«

»Teresa? Hallo, hier ist Johannes.«

»Hallo, Johannes.«

Am anderen Ende der Leitung wurde es still. Dann seufzte Johannes so laut, dass es in ihrem Ohr knisterte. »Wie geht es dir?«

Teresa antwortete nicht. Auf diese Frage gab es keine einfache Antwort.

»Ich habe diesen Film gesehen«, sagte Johannes. »Beziehungsweise, nicht den ganzen, aber … ich wollte dir nur sagen … du tust mir so leid.«

»Tu das nicht.«

»Doch. Das ist nicht gerecht, also, du hast es so schwer … ich wollte nur sagen, dass … ich da bin. Das sollst du wissen.«

»Wie ist es mit Agnes?«

»Was? Doch, gut. Und sie denkt genauso.«

»Seid ihr wieder zusammen?«

»Ja, das sind wir. Aber Teresa. Versuch … versuch … Nein, ich weiß nicht. Aber ich bin für dich da, okay? Und Agnes auch. Und wir mögen dich.«

»Ich weiß, dass ihr das nicht tut. Aber trotzdem vielen Dank. Das war nett.«

Teresa beendete das Gespräch. Als es wieder klingelte, drückte sie das Gespräch weg. Sie legte sich auf ihr Bett und starrte an die Decke.

Etwas wird dreckig. Ein Handtuch. Dann wird es noch dreckiger. Und noch dreckiger, so dreckig, dass es anfängt kaputtzugehen. Es wird in den Dreck getreten, wieder aufgehoben und zusammengeknüllt. Es gibt einen Grenzwert der Schmutzigkeit, danach hört das, was schmutzig ist, auf, es selbst zu sein. Es wird zu etwas anderem. Das Handtuch sieht nicht mehr wie ein Handtuch aus, kann nicht mehr als Handtuch benutzt werden, ist kein Handtuch mehr. Dasselbe gilt für den Menschen: Obwohl die Fähigkeit zum Denken dem eigentlich im Weg steht, kommt irgendwann die Abwesenheit dessen, was man gewesen ist. Menschlich, waschpulverduftend, benutzbar.

Aber es verschwindet, ganz allmählich. Es verschwindet.

Am Nachmittag und am Abend bekam sie einige beleidigende oder schlichtweg widerwärtige SMS, die sie speicherte, nachdem sie sie gelesen hatte. Das Telefon klingelte zwei Mal, das eine Mal machte jemand Schmatzgeräusche, beim zweiten Mal flüsterte jemand: »Weiter, weiter.«

Als Teresa zu Bett ging, konnte sie nicht einschlafen. Sie versuchte, Ekelöf zu lesen, konnte sich aber nicht auf mehr als zwei Sätze hintereinander konzentrieren.

Sie las sich die ekligen SMS noch einmal durch: *Hure schluck, ruckizuck, Weltmeisterschaft im Schwanzkotzen*, und wenn sie sich ein bisschen mehr angestrengt hatten: *Es geht die Bli-blo-blasefrau in unserm Kreis herum, sie rüttelt sich, sie schüttelt sich, sie kotzt aufs Säckchen widerlich.*

Sie konnte nicht genug bekommen. Es war zwei Uhr in der Nacht, als sie sich an den Computer setzte, um nachzuschauen, ob auch E-Mails gekommen waren. Es waren welche gekommen. Noch mehr von derselben Ware von unbekannten Absendern. Der kleine Film hatte sich bereits ganz ordentlich verbreitet und regte die Fantasie und das fehlende Artikulationsvermögen bestimmter Menschen an.

Es gab auch ein paar Mails von Theres, die im Verlauf der letzten Wochen eingegangen waren. Als sie eine davon öffnete, erwartete sie beinahe, dass dort auch irgendeine Variation zum Thema Schwanz und Blasen und Kotzen stehen würde.

»du musst herkommen du sollst hier sein«, stand in einer von ihnen. In einer andern, älteren Mail hieß es: »warum bist du weggelaufen erklär warum du nicht geblieben bist.« Die älteste, abgesehen von denen, die sie gelöscht hatte, lautete: »jerry sagt du hast missverstanden ich verstehe nicht wie du missverstehen kontest was ist es sag.« Die letzte Mail war am Freitagabend gekommen, als Teresa auf dem Fest war: »du musst schreiben ich will nicht dass du weg bist.«

Teresa kopierte die Sätze aus den insgesamt vierzehn Mails und setzte sie in chronologischer Ordnung in einem einzigen Dokument zusammen, das sie immer und immer wieder durchlas. Wenn sie noch in der Lage gewesen wäre zu weinen, hätte sie es jetzt getan. Anstelle von Tränen waren es jetzt ein paar Sätze von Ekelöf, die nach draußen dringen wollten.

Sie klickte auf Antworten, und ganz oben in die Mail schrieb sie: »Ich wohne in einer anderen Welt, aber du wohnst ja in derselben.«

Sie betrachtete diesen Satz. Im Grunde stand alles darin, was sie sagen wollte. Trotzdem begannen sich ihre Finger über die Tastatur zu bewegen. Sie imitierte Theres' knappen Stil, was ihr das

Schreiben erleichterte. Sie strengte sich nicht an, irgendetwas anderes zu sein als ehrlich.

> Theres. Ich bin nicht weg. Es gibt mich. Aber mich gibt es nicht. Alle wollen mich verletzen. Alle hassen mich. Ich bin weggelaufen, weil ich dich liebe. Ich will, dass du mit mir zusammen bist. Nicht mit anderen. Du kannst nicht verstehen, wie traurig ich bin. Ich bin leer. Ich kann nirgendwo sein. Verzeih mir. Ich wohne jetzt in einer anderen Welt.

Sie schickte die Mail ab. Dann legte sie sich wieder hin. Ihre eigene Dunkelheit verschmolz mit der ihres Zimmers, und sie schlief ein.

Als sie um neun Uhr erwachte, lag eine Antwort von Theres im Eingangsordner.

> du sollst in dieser welt wohnen du sollst zu mir kommen am liebsten jetzt aber nächstes wochenende fährt jerry nach amerika da sollst du kommen ich werde dir zeigen wie man es macht

Für eine Mail von Theres war dies der reinste Roman. Wie üblich musste vieles davon gedeutet werden, aber Teresa kümmerte sich nicht darum. Sie hatte geschrieben, und sie hatte eine Antwort bekommen. Sie würde nach Stockholm fahren und sich keine Hoffnungen machen. Es war kein Willensakt, der sie zu diesem Gedanken führte. Es war einfach eine Tatsache.

4

Am Sonntagnachmittag wurde Teresa krank, und nichts hätte ihr willkommener sein können. Das Fieber stieg schnell auf über neununddreißig Grad und wirkte wie eine Erfrischung auf sie. Ihr Körper wurde schlapp und die Gedanken auf eine angenehme Weise wirr. Jegliche reale Qual wurde in die unwesentlichen Muskelschmerzen des Fiebers gebettet, und als die Temperatur sich der Vierzig näherte, wurde es fast zu einem Genuss, als die Fieberhitze ihren Körper dazu brachte, sich vom Laken zu erheben.

Sie schluckte Ibuprofen, und das Fieber sank während der Nacht, sodass sie schlafen konnte, aber als Maria am Montagmorgen die Temperatur maß, war sie immer noch so hoch, dass nicht die Rede davon sein konnte, Teresa zur Schule zu schicken. Als ob sie andernfalls gegangen wäre. Teresa schaltete ihr Handy aus und lag im Bett, ohne etwas anderes zu tun als ihre Krankheit zu schmecken und zu riechen, sich ihr hinzugeben. Sonst hatte sie ja nichts.

Sie hatte jedes Mal genauestens darauf geachtet, rechtzeitig eine Tablette aus der Fontex-Dose zu nehmen und wegzuwerfen. Manchmal, wenn Maria sie aufforderte, eine Tablette zu nehmen, steckte sie sie unter die Zunge, bis sie aus dem Zimmer gegangen war.

Als das Fieber am Donnerstagmorgen abgeklungen war und Maria fand, dass sie zur Schule gehen könne, sagte Teresa: »Nein. Am Donnerstag und Freitag bin ich zu Hause und ruhe mich aus. Ich werde am Wochenende nach Stockholm fahren.«

»Das wirst du nicht.«

»Doch, das werde ich.«

»Das letzte Mal, als du in Stockholm warst, bist du als Wrack nach Hause gekommen, und jetzt bist du gerade krank gewesen. Wenn du glaubst, dass ich dich auf eine solche Reise gehen lasse, dann irrst du dich aber gewaltig.«

»Mama. Egal, was du sagst oder tust, du kannst mich nicht daran hindern. Denn es spielt keine Rolle. Wenn ich nicht fahren kann, werde ich hier im Bett liegen bleiben, bis ich sterbe. Ich werde nicht essen. Ich werde nicht trinken. Ich meine es ernst.«

Es erstaunte Teresa nicht, das Maria tatsächlich zu hören schien, was sie sagte, denn irgendetwas war mit Teresas Stimme geschehen. Sie sprach nicht mehr aus dem Mund, sondern aus dem Brustkorb und konnte nichts anderes sagen als die Wahrheit. Offensichtlich war das selbst bei Maria angekommen. Eine ganze Weile stand sie da und starrte Teresa an, bevor sie dieses gefährliche Terrain verließ, auf dem sie sich befanden, den Kopf zurückwarf und sagte: »Aha! Na, wenn das so ist, dann kannst du die Fahrkarte aber selber bezahlen.«

Am Samstagmorgen fuhr Göran sie zum Bahnhof. Sie wechselten nicht viele Worte während der Fahrt, und das bisschen, was Teresa sagte, schien Göran eher unangenehm zu berühren. Teresa verstand. Es war ihre Stimme, sie konnte den Klang selbst hören. Vielleicht sprachen Gespenster so oder seelenlose Wesen.

Der Zug brachte sie nach Stockholm, und die U-Bahn brachte sie nach Svedmyra, und der Aufzug brachte sie vor Theres' Tür. Sie fühlte nichts. Als Theres die Tür öffnete, ging sie an ihr vorbei in die Wohnung und setzte sich an den Küchentisch. Theres setzte sich ihr gegenüber.

Teresa hatte keine Lust, etwas zu sagen, aber jetzt war sie nun einmal hierhergefahren. Sie sagte: »Ist Jerry in Amerika?«

»Ja. Mit Paris. Warum bist du traurig?«
»Das habe ich dir geschrieben.«
»Ich habe es nicht verstanden.«
»Du verstehst vieles nicht.«
»Ja. Viel. Willst du Essen haben?«
»Nein. Dein Lied ist in *Tracks* gelaufen.«
»Ich weiß. Wir werden zuhören. Ob es gewinnt.«
»Was spielt das für eine Rolle?«
»Dann werden noch mehr zuhören.«
»Warum sollen noch mehr zuhören?«
»Ich singe gut. Deine Worte sind gut. Warum bist du traurig?«
»Weil ich fett und hässlich und einsam bin und niemand mich mag. Um nur einiges zu nennen.«
»Ich mag dich.«
»Vielleicht. Aber du magst ja so viele.«
»Dich mag ich am meisten.«
»Wie meinst du das.«
»Es gibt viele Mädchen. Aber am meisten mag ich dich.«
»Kommen heute welche zu dir?«
»Nicht heute. Und nicht morgen.«
»Warum?«
»Ich will mit dir sein. Warum bist du traurig?«

Teresa stand vom Tisch auf und ging eine Runde durch die Wohnung. Es war, als würde sie einen Ort besuchen, an dem man so lange nicht mehr war, dass er einem fremd geworden ist. Dort stand der Computer, mit dem sie gespielt hatten. Das war Theres' Bett, auf dem sie gesessen hatten, das Sofa, auf dem sie sich die Horrorfilme angeschaut hatten. Das alles war wahr und nicht wahr. Es gehörte jemand anderem. Neben dem Computer lag ihr eigenes Notizbuch

mit den Texten. Sie las ein paar davon und konnte nicht verstehen, warum sie sie geschrieben hatte.

Um zwölf Uhr half sie Theres, das Radio anzustellen, und dann saßen sie still nebeneinander auf dem Sofa, während ein Lied an das andere gereiht wurde. Teresa horchte hinter die Musik, hinter die Texte. Dort gab es nichts. Noch ein Song mit einem angeblich spannenden Hintergrund wurde als außerordentlich gut angepriesen, und das Einzige, was er zum Ausdruck brachte, war die eigene Inhaltsleere.

Ein paar Minuten vor zwei erklang ein Zischen und Brummen, der Jingle für die Rakete der Woche und gleichzeitig den höchstplatzierten Neuzugang: »Flieg« von Tesla. Der Song hatte es aus dem Nichts auf den zweiten Platz geschafft, geschlagen nur von *The Ark* mit »The worrying kind«.

Als Teresa das Radio ausgeschaltet hatte, sagte Theres: »Wir haben nicht gewonnen.«

»Vielleicht nächste Woche.«

»Was?«

»Nicht wichtig.«

»Warum bist du traurig?«

»Kannst du bitte mit dieser Frage aufhören?«

»Nein. Ich will wissen.«

Teresa holte ihr Handy heraus, suchte den Film mit der Garage heraus, drückte auf Play und gab es Theres, die das kleine Display ganz nah an ihre Augen hielt und den Handlungsverlauf genau beobachtete. Als es vorbei war, gab sie ihr das Handy zurück und sagte: »Es ist nicht gut, wenn man sich übergibt.«

»Ist das alles, was dir dazu einfällt?«

Theres überlegte ein paar Sekunden und fragte dann: »Warum hast du so gemacht? Mit dem Jungen?«

»Ich war betrunken.«

»Du hast Alkohol getrunken?«

»Ja.«

»Alkohol ist nicht gut. Warum bist du traurig?«

Ganz unbemerkt hatte sich etwas aufgestaut, und Teresa zuckte zusammen, als ein deutlich hörbares »klick« durch ihren Körper schallte. Ein Stromschalter wurde umgelegt, eine Luke geöffnet. Sie sprang auf die Füße und schrie.

»Warum kannst du gar nichts begreifen? Kapierst du nicht, das ist das Übelste, Hässlichste, Ekligste was man machen kann und das ist auf diesem Film und *ich* mache das und jeder verdammte Mensch auf der ganzen verdammten Welt kann sich diesen Film angucken und sehen wie hässlich und abgrundtief eklig ich bin wenn ich seinen Schwanz vollkotze und ich hab mich vorher schon beschissen gefühlt und hab geglaubt dass ich total leer bin und dann hab ich getrunken damit ich nicht mehr leer bin und dann ist das hier passiert und da hat sich dann gezeigt dass man, Scheiße, man kann sogar noch leerer werden. Man kann so verdammt leer werden dass es einen wirklich nicht mehr gibt und mich gibt es nicht mehr und das bin nicht ich die hier vor dir steht und das bin nicht ich die hier redet und du kennst mich nicht mehr und ich kenne dich nicht.«

Während Teresas ganzen schreienden Monologs hatte Theres mit geradem Rücken und den Händen auf den Knien aufmerksam zugehört. Als Teresa mit rot angelaufenem Gesicht in den Sessel zurückfiel und die Arme fest um ihren Körper schlang, sagte Theres: »Das waren gute Worte. Wie du geschrieben hast.«

»Was für verdammte Worte?«

»Ich wohne in einer anderen Welt, aber du wohnst ja in derselben.«

»Begreifst du denn, was das heißt?«

»Nein. Aber ich habe gelacht.«

»Ich habe dich noch nie lachen gehört.«

»Ich habe angefangen.«

»Wie, angefangen?«

»Ein paar von den Mädchen lachen. Da lache ich auch. Manchmal. Sonst können sie Angst bekommen.« Theres schaute zum Fenster. »Wir müssen jetzt gehen.«

»Wohin?«

»Ich werde dir zeigen, wie man es macht.«

Fünf Minuten später standen sie an der Laderampe auf der Rückseite des kleinen Supermarkts, der um zwei geschlossen hatte. Teresa schaute auf den Hammer, den Theres von zu Hause mitgenommen hatte und der jetzt in ihrer Hand schaukelte.

»Wollen wir einbrechen?«

»Nein. Er kommt jetzt. Ich weiß.«

Gerade als Theres die letzten Worte gesagt hatte, wurde die Tür geöffnet, und ein Mann um die vierzig kam heraus. Er besaß eine frappierende Ähnlichkeit mit Teresas Englischlehrer. Derselbe dünne Bart und leicht hervorstehende Augen, dieselbe Kleidung: Jeans und ein kariertes Hemd. In der Hand hielt der Mann eine kleine Metallkiste, vermutlich die Tageskasse.

»Hallo, Mädchen, und was …«

Weiter kam er nicht, Theres hatte seine Schläfe mit dem Hammer getroffen. Der Mann wackelte ein paar Schritte zurück in den Laden hinein und fiel dann der Länge nach auf den Rücken. Theres griff nach der Tür, bevor sie wieder ins Schloss fiel, und ging hinein. Teresa folgte ihr. Bis hierher hatte sie noch nichts empfunden.

Die dicke Metalltür fiel hinter ihnen zu, und es wurde düster. Nur das Licht, das durch die Fenster des Ladens fiel, drang durch einen Türspalt bis ins Lager. Teresa fand den Lichtschalter und drehte ihn. Ein paar Leuchtstoffröhren unter der Decke sprangen an. Der Mann lag mit aufgerissenem Mund auf dem Boden und presste eine Hand gegen seine Schläfe. Ein bisschen Blut sickerte zwischen seinen Fingern hindurch.

Theres gab Teresa den Hammer und sagte: »Mach ihn tot.«

Teresa wog den Hammer in der Hand und betrachtete den Mann. Sie probierte einen Schlag in die Luft. Der Mann begann zu schreien. Erst unartikuliert, dann mit Worten:

»Nehmt das Geld! Es sind fast achttausend! Nehmt es und geht! Ich habe euch nie gesehen, ich weiß nicht, wer ihr seid, meine Mama ist krank, sie braucht mich, ihr dürft nicht, bitte, macht nichts Dummes, nehmt einfach das Geld …«

Theres fand eine Rolle mit Textilband und riss einen Streifen ab, den sie doppelt um den Kopf und über den Mund des Mannes wickelte. Teresa wunderte sich, dass er keinen Widerstand leistete. Aber seine Hände bewegten sich auf eine seltsame, zuckende Art. Vermutlich hatte der Schlag auf den Kopf ein paar Körperfunktionen außer Betrieb gesetzt. Der Mann keuchte, und Rotz lief aus seiner Nase über das Textilband. Es sah ein bisschen aus wie *Hostel*. Wahrscheinlich hatte Theres dort die Idee mit dem Klebeband geklaut.

Teresa machte einen Schritt auf den Mann zu, und seine Füße scharrten über den Boden, als er versuchte, rückwärts davonzurutschen. Sie hob den Hammer. Ging in sich. Dann streckte sie ihn Theres entgegen.

»Ich kann nicht.«

Theres nahm den Hammer nicht an. »Nein. Du musst das machen.«

»Warum?«

»Du sagst, dass du leer bist. Du brauchst es.« Theres drehte Teresa ihren Kopf zu und schaute ihr direkt in die Augen. Teresa stockte der Atem. Sie starrte in die dunkelblauen Löcher, während Theres' Stimme in ihre Ohren hineinfloss. »Du machst ihn tot. Dann nimmst du ihn. Es kommt ein bisschen Rauch. Roter Rauch. Du nimmst ihn. Dann bist du nicht leer. Dann bist du fröhlich und willst wieder Dinge tun.«

Theres' Stimme hatte etwas von dem Klang angenommen, den auch Teresas Stimme hatte, sie entsprang einer anderen Stelle des Körpers als dem Mund, und alles, was sie sagte, war wahr. Als Teresa sich wieder dem Mann zuwandte, hatte er sich zur Seite wälzen und etwas ergreifen können, das auf dem Boden lag. Ein Rasiermesser, das er zum Öffnen der Kartons benutzte. Er hielt es hoch und richtete die Klinge auf Teresa, während er versuchte, auf die Beine zu kommen. Seine Augen starrten wie wahnsinnig, und Rotz flog aus seiner Nase, wenn er ausatmete.

Teresa biss die Zähne zusammen und holte mit dem Hammer aus. Die Hand des Mannes flog ihr entgegen, und das Rasiermesser schnitt durch Teresas Pullover und hinterließ eine oberflächliche Wunde auf ihrem Bauch. Die Bewegung brachte den Mann aus dem Gleichgewicht, sodass er wieder zu Boden fiel. Theres trat auf seine Hand, bis er das Messer losließ.

Teresa sah das Blut, das ihr in den Hosenbund lief, zog Zeige- und Mittelfinger hindurch und steckte sie in den Mund. Es wurde rot darin, und die Farbe explodierte in ihrem Kopf, bis auch dieser von innen ganz rot war. Farbe. Sie hatte Farbe. Als sie mit der Zunge über ihre Zähne fuhr, fühlten sie sich spitz an.

Sie beugte sich schnell hinunter und schlug den Hammer direkt auf die Stirn des Mannes. Ein lauter, hallender Knall und ein Geräusch, als würde man durch altes Eis auf einer Pfütze treten. Der Körper des Mannes bäumte sich in einem Bogen auf, sodass seine Hüfte gegen Teresas stieß, bevor er kollabierte und sich wieder lang hinlegte. Seine Hände und Füße zitterten, und in seinen Augen platzten Arterien.

Die Düfte. Teresa nahm die Düfte wahr. Den Angstschweiß vom Körper des Mannes, den Eisengeruch des Blutes und um sie herum ein ganzes Bouquet aus Lagergerüchen, die durch die Luft schwebten. Vergammelnde Bananen, frische Champignons und verdorbenes Bier aus den leeren Pfandflaschen. Sie kannte jeden von ihnen, konnte ihn identifizieren und abhaken. Sie verschmolzen mit der roten, rauschenden Farbe in ihrem Kopf und wurden zu einem einzigen Erlebnis, einem einzigen Gedanken, der durch ihren Kopf kreiste, immer und immer wieder: *Ich lebe. Ich lebe. Ich lebe.*

Sie schlug gegen die Schläfe des Mannes, gegen seine Stirn. Sie schlug seine Zähne kaputt, und sie schlug sein eines Auge heraus. Sie schlug mehrere Male so hart sie konnte auf die Stirn, bis sich ein Loch im Schädel geöffnet hatte und sie zitternd vor Aufregung an ihn herankriechen und den einsamen, dünnen Kringel aus rotem Rauch sehen konnte, der aus seinem Innersten hinaufstieg. Nein, sie sah ihn nicht, sie wusste, dass er da war, spürte den Duft und die Anwesenheit.

Sie zog die Lippen zurück und knurrte leise, als er in sie hineinfloss und eins mit ihr wurde.

Sie gingen eine Runde durch den geschlossenen Laden. Teresa nahm sich eine Keksschokolade, biss ein Stück ab, ohne die Verpackung zu öffnen, und warf sie fort. Sie öffnete eine Tüte Chips und

aß zwei Stück, streute dann den Rest des Inhalts über die Waren im Gefrierfach. Sie bellte und biss ein Stück von einer Fleischwurst ab, zerkaute sie zu einem Brei, den sie über die Tomaten ausspuckte. Währenddessen holte Theres zwei Plastiktüten und füllte so viele Babygläschen hinein, wie sie zu tragen vermochte.

Sie gingen wieder ins Lager. Eine unregelmäßig geformte Pfütze aus Blut war aus dem Kopf des Mannes geflossen, und am Rand der Pfütze lag der Hammer. Teresa hob ihn auf und ging zum Spülstein hinüber, wusch ihn unter dem Wasserhahn ab. Sie sah sich selbst im Spiegel.

Ihr Gesicht war voller Blutflecken, und ein paar kleine, feste Brocken aus menschlichem Gewebe klebten an ihren Wangen. Über die Stirn zogen sich Streifen von Blut, das aus ihrem Haar gelaufen war. Sie drehte sich zu Theres um.

»Theres. Findest du, dass ich jetzt schön bin?«

»Ja.«

»Würdest du mich küssen?«

»Nein.«

»Hab ich mir schon gedacht.«

Die Wunde am Bauch hatte zu schmerzen begonnen, blutete aber nicht mehr. Ihr Pullover und die Hosenbeine waren allerdings dermaßen blutgetränkt, dass jeder, der sie sah, sofort misstrauisch werden würde. Sie wusch sich das Gesicht, und dann warteten sie, bis es dunkel wurde, bevor sie sich nach draußen begaben.

Zuletzt steckten sie noch die Geldscheine aus der Tageskasse ein, bevor sie ohne auffällige Hast zu Theres' Wohnung zurückgingen. Auf dem Weg begegnete ihnen kein einziger Mensch.

5

In dieser Nacht träumte Teresa von Wölfen.

Zuerst war sie ein Menschenkind, ein kraftloses, kleines Wesen, das im Wald ausgesetzt worden war. Aus der Dunkelheit näherten sich die bleichen Augen, durch die Fichtenstämme schlichen sie sich an sie heran. Tatzen bewegten sich lautlos über den Nadelteppich. Der Kreis schloss sich enger um sie. Sie wollte laufen, aber sie hatte das Gehen noch nicht gelernt.

Dann leckten raue Zungen über ihren Körper. Sie befanden sich im Bau, und die Wölfe leckten und leckten ihre Haut. Als die Zungen über ihren Bauch rieben, tat es so weh, dass sie schreien musste. Hautschicht für Hautschicht wurde abgetragen, und es war ein Schmerz jenseits aller Vernunft. Dann begann sich der Pelz unter der Haut zu zeigen. Der Schmerz ließ nach, und die Wölfe ließen sie zurück.

Ein Quentchen Mondlicht drang durch die Öffnung des Baus herein, und sie sah sich selbst von außen. Wie sie auf dem Erdboden lag, feucht vom Speichel der Wölfe, bibbernd vor Kälte, weil der dünne Pelz sie noch nicht schützen konnte.

Die Szene änderte sich, und unter der allwissenden Perspektive des Mondes sah sie einen Wolf durch den Wald laufen. Ein unfertiger oder kranker Wolf, dessen Pelz in Zotteln herunterhing, eine jämmerliche Kreatur, die vor dem geringsten Geräusch zurückschreckte. Sie war gleichzeitig im Mond und in dem Wolf, sie schwebte am Himmel und krabbelte auf der Erde mit demselben Paar Augen.

Danach musste Zeit vergangen sein, denn die Erde war jetzt von Schnee bedeckt. Sie rannte durch den Wald, und jeder Sprung war eine einzige Freude. Ihre Muskeln waren voller Kraft, und sie sah, dass ihre Vorderläufe von dichtem, gleichmäßigem Pelz bedeckt waren. Sie folgte einer Spur aus Blut. In unregelmäßigen Abständen erschienen dunkle Flecken im Schnee, und sie jagte ein bereits verletztes Beutetier.

Sie stürmte einen Hügel hinauf, und der Schnee wirbelte um ihre Tatzen. Als sie den Gipfel erreicht hatte, blieb sie mit hängender Zunge stehen. Sie hechelte, und ihr Atem wurde zu Rauch in der kalten Luft. Vor ihr stand das Rudel um das gerissene Reh versammelt, dessen Hufe sich unter der Masse aus grauem Pelz immer noch rührten.

Der Leitwolf drehte sich zu ihr um. Das Reh erstarrte, und sein gebrochenes Auge spiegelte den Himmel. Während sich das ganze Rudel wie ein einziges Wesen umdrehte und seine Aufmerksamkeit auf den einsamen Wolf richtete, zeigte sie ihre Unterwerfung. Sie entblößte ihren Hals und legte sich auf den Rücken, wedelte mit den Tatzen und war ein Wolfsjunges, der niedrigste Rang von allen.

Sie kamen näher. Sie winselte wie der Welpe, der sie jetzt war, spielte die Rolle des Hilflosen und wusste nicht, ob sie kamen, um sie in ihr Rudel aufzunehmen oder um sie in Stücke zu reißen.

6

»Theres? Wenn du träumst. Was träumst du dann?«

»Ich weiß nicht, wie man das macht.«

»Träumst du nicht?«

»Nein. Wie macht man das?«

Teresa lag auf der Matratze vor Theres' Bett und betrachtete ein paar Staubmäuse, die in ihrer Atemluft zitterten. Sie rollte sich auf den Rücken. Das T-Shirt, das sie sich von Theres hatte ausleihen dürfen, war so klein, dass es genau über der Wunde auf ihrem Bauch endete. Sie strich mit der Hand über den entstehenden Wundschorf, und es brannte. Sie strich noch einmal darüber. Wäre die Wunde nicht gewesen, hätte sie fliehen können. Sich selbst sagen können, dass sie nicht getan hatte, was sie getan hatte.

Aber die Wunde war da. Verursacht von einem Rasiermesser, wie man es zum Öffnen von Kartons verwendet. Von jemandem, der in einem Laden arbeitet. Der mittlerweile tot ist, mit einem Hammer erschlagen. Von Teresa. Sie strich über die Wunde und versuchte ihre Handlung wirklich werden zu lassen. Sie hatte sie ausgeführt, sie würde niemals der Tatsache entkommen können, dass sie sie ausgeführt hatte. Also konnte sie genauso gut wirklich sein. Ansonsten wäre alles umsonst gewesen.

»Wie macht man das?«, fragte Theres.

»Es passiert einfach«, sagte Teresa. »Man kann es nicht beeinflussen. Man kann es auch nicht lernen. Glaube ich.«

»Sag, wie man es macht.«

»Man schläft. Und dann kommen Bilder in den Kopf. Man hat keine Macht darüber. Es kommt einfach. Heute Nacht habe ich geträumt, dass ich ein Wolf bin.«

»Das geht nicht.«

»Im Traum geht es.« Teresa hatte sich auf den Ellenbogen gestützt, damit sie Theres sehen konnte, die auf dem Rücken lag und an die Decke starrte. »Theres? Fantasierst du manchmal? Also, dass du aus dem, was du denkst, Bilder und Geschichten in deinem Kopf machst?«

»Ich verstehe nicht.«

»Nein. Das dachte ich mir schon.« Teresa pustete, und die Staubmäuse tanzten unter das Bett. »Das, was wir gestern gemacht haben. Mit dem Mann im Laden. Denkst du daran?«

»Nein. Das ist vorbei. Du bist jetzt fröhlich.«

Teresa rollte sich zusammen, so gut es in Theres' allzu engen Kleidern möglich war. Ihre eigenen, blutgetränkten hatten sie am Abend zuvor in doppelte Plastiktüten gesteckt, sie verknotet und im Müll versenkt.

Fröhlich? Nein, sie war nicht fröhlich. Sie war sich selbst fremd, wahrscheinlich war sie noch im Schock. Aber am Leben. Sie spürte, dass sie am Leben war. Vielleicht war dies, so wie Theres die Welt betrachtete, dasselbe wie fröhlich zu sein.

Teresa öffnete und schloss ihre Hände. Unter dem Nagel ihres kleinen Fingers steckte ein kleiner Klumpen geronnenes Blut. Sie steckte den Finger in den Mund und saugte und leckte, bis das Blut verschwunden war. Die Hände fühlten sich größer und stärker an als am Tag zuvor. Kundige Hände. Schreckliche Hände. Ihre Hände.

Es war kurz nach elf, und ihr Zug fuhr um halb drei ab. Jede normale Handlung, etwa sich in einen Zug zu setzen und die Fahrkarte vorzuzeigen, erschien ihr absurd. Sie fühlte sich so leicht, als könnte sie wie ein Heliumballon davonfliegen, wenn ihre schweren Hände sie nicht am Boden gehalten hätten.

Sie schaute an sich hinunter. Theres' Kleider saßen an ihr wie eine Wurstpelle. Das war noch das kleinste Problem in diesem Zusammenhang, aber sie konnte trotzdem nicht nach Hause fahren, wenn sie wie ein Clown aussah. Es würde zumindest Fragen geben.

»Theres«, sagte sie. »Ich glaube, wir müssen in die Stadt.«

Bei H&M in der Drottninggatan griff sich Teresa die erstbeste Jeans, ein T-Shirt und einen Pulli in ihrer Größe, ging in die

Anprobe, zog sich um und behielt die neuen Klamotten an. Als sie wieder herauskam, sah sie, wie sich zwei etwa zwölfjährige Mädchen an Theres heranschlichen.

»Hallo, Entschuldigung«, sagte eines der Mädchen. »Du bist doch Tesla, oder?«

Theres zeigte auf Teresa, die sich neben sie gestellt hatte. »Wir«, sagte sie. »Ich singe. Teresa schreibt die Worte.«

»Aha«, sagte das Mädchen. »Jedenfalls finde ich ›Flieg‹ total gut.« Sie kaute auf ihren Lippen und suchte nach Worten, aber ihr schien nichts einzufallen, was sie noch sagen könnte. Stattdessen streckte sie Theres ein Notizbuch und einen Stift entgegen. Theres nahm es entgegen. Mehr passierte nicht. Die Mädchen warfen einander ängstliche Blicke zu.

»Sie möchte dein Autogramm haben«, sagte Teresa.

»Und deines natürlich auch«, sagte das Mädchen.

Teresa schlug das Buch auf, suchte eine leere Seite heraus und schrieb ihren Namen darauf. Dann gab sie den Stift an Theres weiter, die den Kopf schüttelte. »Was soll ich schreiben?«

»Schreib einfach Tesla.«

Theres tat, wie ihr gesagt wurde, und gab dem Mädchen das Buch zurück, das es an seine Brust drückte und sich an seine Freundin wandte, die die ganze Zeit kein Wort gesagt, sondern Theres nur mit großen Augen angestarrt hatte. Sie hatte nichts hinzuzufügen. Dann tat das Mädchen, das gesprochen hatte, etwas ganz Unerwartetes. Sie machte einen Knicks. Das andere Mädchen tat es ihr nach. Die Geste wirkte dermaßen deplatziert, dass Teresa lachen musste.

In diesem Moment lachte auch Theres los. Ihr Lachen klang unnatürlich und kaum menschlich, sondern eher wie die Geräusche aus einem Lachsack, wie man ihn in Scherzartikelläden kaufen

kann. Die Mädchen erstarrten und eilten in die Abteilung für Accessoires, flüsternd und mit zusammengesteckten Köpfen.

»Du«, sagte Teresa. »Ich glaube, du kannst jetzt aufhören zu lachen.«

»Warum?«

»Weil es sich nicht normal anhört.«

»Kann ich nicht gut lachen?«

»Nein. So könnte man es sagen.«

An der Kasse zog Teresa ihre Geldbörse heraus, die so angeschwollen war, dass sie sie gar nicht wiedererkannte. Dann erinnerte sie sich. Die Tageskasse. Die Metallkiste, die sie mit einem Schraubenzieher aufgestemmt hatten. Siebentausendachthundert Kronen, vor allem in Fünfhundertern.

Aber es war kein richtiges Geld. Richtiges Geld musste man sich erarbeiten, oder man bekam es geschenkt oder als Taschengeld, jeden Monat ein bisschen. Das hier war ein Stapel Papier, der erst in einer Blechkiste gelegen hatte und dann in Teresas Geldbörse gelandet war. Sie war enttäuscht, als die Kassiererin die Summe nannte, nachdem sie die Kleider mit einer gewissen Mühe eingescannt und den Alarm deaktiviert hatte. Sie hätte gerne mehr Scheine weggegeben, wäre gerne mehr losgeworden.

Draußen auf der Drottninggatan bewegten sich die Menschen in Schwärmen und Strömen. Straßenverkäufer demonstrierten batteriebetriebene Spielzeuge und Krimskrams aus Glas und Plastik. Sie alle waren aus Fleisch und Blut. Ein gut platzierter Schlag könnte das Fleisch zum Reißen bringen und das Blut herausrinnen lassen.

Teresa fühlte sich nicht gut. Sie hätte sich gerne an Theres' Hand festgehalten. Das Gefühl, so leicht zu sein, dass sie weggeweht werden könnte, wurde allmählich bedrohlich. Sie fühlte sich wie

damals, als sie so hohes Fieber gehabt hatte, und vielleicht hatte sie ja auch jetzt Fieber, ihr war warm und schwindelig.

An einer Querstraße blieb Teresa vor einem Schaufenster stehen. Der Laden verkaufte Schuhe, und im Schaufenster standen und hingen etwa zwanzig Modelle von Doc Martens, schwere Stiefel mit hoher Schnürung. Ein Paar hellroter Stiefel mit dicker Sohle hatte Teresas Aufmerksamkeit erregt.

Sie hatte sich nie für Kleidung interessiert, nie irgendeinen *Stil* gehabt. Wenn die Mädchen in ihrer Klasse über der *Veckorevyn* hingen und irgendeine Jacke »soooo wahnsinnig schick« fanden, verstand sie den ganzen Aufstand nicht. Es war eine Jacke, die ungefähr so aussah wie jede andere Jacke. Sie hatte noch nie erlebt, dass sie irgendein Kleidungsstück gesehen und sofort gewusst hatte, dass es das richtige für sie war.

Aber jetzt stand sie hier, und die Stiefel leuchteten sie an. Sie waren auf eine Weise *ihre* geworden, dass sie eigentlich nur die Hand durch die Glasscheibe zu strecken und sie zu nehmen brauchte. Es fühlte sich unnatürlich an, erst das ganze Brimborium eines gewöhnlichen Einkaufs zu absolvieren, aber sie tat es. Als sich herausstellte, dass sie ihre Größe nicht vorrätig hatten, bat sie, das Paar aus dem Schaufenster anprobieren zu dürfen, und sie passten perfekt. Selbstverständlich. Sie waren für ihre Füße gemacht worden und kosteten nur drei dieser Zettel.

Als sie wieder auf die Straße traten, hatte die Welt ihr Gesicht geändert. Als ob die beiden Extrazentimeter, die ihr die dicken Sohlen schenkten, die Perspektive komplett verschoben hatten. Teresa *ging* anders, und deswegen *sah* sie auch anders. Die Stiefel gaben ihrem Körper mehr Gewicht, und während sie früher das Gefühl gehabt hatte, dass die Menschen durch sie hindurchgehen konnten, wichen sie jetzt aus und teilten sich vor ihr.

Eine mollige Frau in Trachtenkleidung spielte eine dünne Melodie auf einer Flöte. Teresa baute sich vor ihr auf. Die Augen der Frau schauten resigniert, und sie war so klein, dass Teresa sie mit einem Bissen hätte verschlingen können. Stattdessen legte sie einen der Zettel in ihren Hut, der vor der Frau auf dem Boden lag. Die Frau riss die Augen auf, und ein unendlicher Wortschwall voller Dankbarkeit stürzte in irgendeiner osteuropäischen Sprache auf Teresa ein. Teresa blieb ungerührt stehen, genoss den Augenblick und ihr eigenes Gewicht.

»Jetzt bist du froh«, sagte Theres.

»Ja«, sagte Teresa. »Jetzt bin ich froh.«

Sie nahmen die U-Bahn nach Svedmyra. Das Gewicht der Stiefel wirkte sogar, wenn Teresa saß. Als sie den Platz neben Theres eingenommen hatte, die sich wie gewohnt in eine Ecke drückte, wurde eine Schutzzone um sie herum geschaffen, und niemand setzte sich zu ihnen auf die Bank.

»Diese Mädchen«, wandte sie sich an Theres, »die dich besuchen. Wie sind die?«

»Erst sind sie froh. Dann sagen sie, dass sie traurig sind. Und ängstlich. Sie wollen reden. Ich helfe ihnen.«

Teresa sah sich im Waggon um. Größtenteils Erwachsene. Hier und da ein Mädchen oder Junge in ihrem Alter. Sie hatten Lautsprecher in den Ohren oder tippten auf ihren Handys herum. Sie sahen weder traurig noch ängstlich aus. Entweder wussten sie es gut zu verbergen, oder sie gehörten einfach einem anderen Typus an als dem, der Theres' Nähe suchte.

»Theres, ich möchte diese Mädchen treffen.«

»Sie wollen dich treffen.«

Zwei Streifenwagen standen auf der Straße vor dem kleinen Supermarkt, und ein blau-weiß gestreiftes Band war zwischen den

Laternen aufgespannt worden, um die Straße abzusperren. Als Theres und Teresa vorbeigingen, konnten sie sehen, dass sogar ein Krankenwagen auf der Rückseite an der Laderampe stand. Teresa widerstand der Versuchung, durch das Schaufenster hineinzuschauen – *der Verbrecher kehrt stets an den Ort seines Verbrechens zurück* –, und begleitete Theres weiter zu ihrer Haustür. Als sie außer Hörweite waren, sagte sie: »Dir ist klar, dass wir nichts davon erzählen dürfen, oder? Auch nicht den anderen Mädchen.«

»Ja«, antwortete Theres. »Jerry hat das gesagt. Man kommt in den Knast. Ich weiß.«

Teresa warf einen Blick zurück auf den Laden. Die Sicht auf die Laderampe war verdeckt, und sie glaubte nicht, dass jemand sie auf ihrem Weg dorthin oder zurück gesehen hatte. Aber sie war sich nicht sicher. Wären ihre Stiefel nicht gewesen, hätte sie möglicherweise weiche Knie bekommen. Jetzt ging sie stattdessen mit festen Schritten weiter.

Sie mussten sich beeilen, wenn sie den Zug noch erreichen wollte, nachdem sie Theres zu Hause abgeliefert hatte. Trotzdem blieb sie noch eine Weile, nachdem sie in die Wohnung gekommen waren.

Irgendetwas stimmte nicht.

Sie schaute sich im Flur um. Die Kleiderbügel, der Teppich, Jerrys Kleider, ihre eigene Tasche. Sie hatte das bestimmte Gefühl, dass jemand hier gewesen war. Vielleicht eine neue Falte im Teppich, ein Stift, der auf der Flurkommode bewegt worden war. Irgendetwas. Die Tür war unverschlossen gewesen, und jedermann hätte hineingehen können.

Und könnte immer noch da sein.

Was sich vor ein paar Tagen noch gruselig angefühlt hätte, fand sie jetzt ganz natürlich. Teresa ging in die Küche und holte sich das größte Tranchiermesser, bevor sie trampelnd und mit gezücktem

Messer die Wohnung durchsuchte, jederzeit bereit zuzustechen. Sie öffnete alle Kleiderschränke, schaute unter den Betten nach.

Theres saß mit den Händen auf den Knien auf dem Sofa und verfolgte Teresas Sicherungsmaßnahmen. Erst als Teresa sich davon überzeugt hatte, dass sich niemand irgendwo versteckt hatte, und ins Wohnzimmer zurückgekehrt war, fragte sie: »Was machst du?«

»Jemand ist hier gewesen«, sagte Teresa und legte das Messer auf den Couchtisch. »Und ich weiß nicht, warum. Das stört mich.«

Es waren nur noch fünfundzwanzig Minuten, bis ihr Zug fuhr, und sie musste Glück mit der U-Bahn haben, wenn sie ihn noch erreichen wollte. Trotzdem stand sie noch zehn Sekunden mucksmäuschenstill da und zog die Luft durch die Nase ein. Witterte. Da war etwas. Eine Duftspur. Etwas, das sie nicht platzieren konnte.

Sie schnappte sich ihre Tasche und rief Theres zu, dass sie die Tür hinter ihr abschließen solle. Dann stürmte sie die Treppen hinunter und rannte zur U-Bahn-Station. Sie sah einen Zug einfahren und konnte gerade noch durch die Türen springen, bevor sie hinter ihr zuklappten.

Zwei Minuten vor der planmäßigen Abfahrt stieg sie in den Zug. Er war überfüllt, und weil sie keine Reservierung hatte, musste sie sich einen Weg durch die Menschen bahnen, um einen freien Stehplatz zu finden. Als sie in den nächsten Waggon kam, erkannte sie den Duft wieder. Sie blieb stehen und schnupperte, schaute sich um.

Neben ihr saß eine Gruppe von vierzig- bis fünfzigjährigen Männern. Ein paar Bierdosen standen auf dem Tisch zwischen ihnen, und sie unterhielten sich mit lauten Stimmen über eine gewisse Birgitta an der Rezeption und ob sie wohl Silikon in den Titten habe oder nicht. Von dort kam auch der Duft des Aftershaves, und auf einmal wusste sie es.

Im Restaurantwagen, der noch nicht geöffnet hatte, fand sie einen freien Platz. Sobald sie sich gesetzt hatte, warf sie ihre Tasche auf den Tisch, um ihr Handy herauszuholen und Theres anzurufen. Sie fand ihr Mobiltelefon und bemerkte gleichzeitig, dass etwas anderes fehlte. Mit zusammengebissenen Zähnen drückte sie die Schnellwahl, und als Theres antwortete, sagte sie: »Dieser Max Hansen ist bei dir zu Hause gewesen. Und er hat meinen MP3-Player geklaut.«

7

Max Hansen befand sich auf einer schiefen Ebene. Er hatte den Halt verloren und rutschte. Abwärts. Das machte ihm nichts aus, da eine bewusste Entscheidung dahinterstand. Er bewegte sich aus freien Stücken auf den Tiefpunkt zu und führte seine Abfahrt in Zeitlupe durch, als befände er sich im Skiurlaub. Auf dem Weg gab es einiges zu genießen, und er hoffte, bremsen zu können, bevor er aufschlug.

Das auslösende Ereignis, der erste Stoß in den Rücken war am Ersten Weihnachtstag erfolgt.

Am Heiligen Abend hatte er gesoffen und sich über Tora Larssons Verrücktheiten geärgert. Die Plattenfirma hatte das Interesse an seinem Mastertape verloren, nachdem sie von dem Video auf Myspace erfahren hatte. Seine Kuh, die er eigentlich melken wollte, war aus dem Stall geflohen und hatte ihre Zitzen jedem dargeboten, der trinken wollte. Gratis für alle, kommt und probiert.

Und er konnte nichts dagegen tun. Es gab keinen Vertrag, das Wagnis, das sein großes Glück werden sollte, war stattdessen zu seinem Unglück geworden. Er war ein kalkuliertes Risiko eingegangen, aber er hatte sich nicht vorstellen können, dass es *auf*

ausgerechnet diese Weise den Bach runtergehen würde, und das quälte ihn. In trunkener Verwirrtheit hatte er nach Robban gegriffen und ihn beinahe vom Balkon geworfen, aber er konnte sich im letzten Augenblick noch bremsen.

Bevor er auf dem Sofa erlöschte, hatte er noch eine lange Zeit geweint und Robbans abgewetzte Schnauze getätschelt, ihn um Verzeihung dafür gebeten, was er ihm beinahe angetan hatte.

Am Ersten Weihnachtstag rief er Clara an. Sie war eine Dänin, von der er geglaubt hatte, dass er sie vor einem guten Jahr im Café aufgerissen hatte. Er hatte sich des Dänischen bedient, soweit er es noch beherrschte, sich scherzhaft über das gemeinsame Vaterland ausgelassen und sie dann mit zu sich nach Hause genommen. Es war ein bisschen zu leicht gegangen, und als das ganze Brimborium abgearbeitet war, hatte sich herausgestellt, dass sie Geld haben wollte. Sie bekam ihre Scheine, und Max bekam eine Telefonnummer.

Obwohl Clara zu alt für seinen Geschmack war, um die dreißig, war es ein paar Mal vorgekommen, dass er sie engagiert hatte. Weil er nicht besonders begehrt war, durfte sie mit der Hand oder dem Mund arbeiten. Was im Übrigen auch billiger war.

Jetzt machte sie ihm klar, dass sowohl der Feiertagszuschlag als auch der Tarif für Beschäftigung außerhalb der normalen Arbeitszeiten galten, kurz gesagt sollte es fünfhundert Kronen extra kosten, weil Weihnachten war, aber was sollte er machen. Max brauchte sie.

Als sie in seine Wohnung kam, hatte Max bereits ein paar Whisky gekippt und war sentimental geworden. Er versuchte, Dänisch mit ihr zu sprechen, die kindlichen Ausdrücke, an die er sich noch erinnern konnte, aber Clara gab ihm deutlich zu verstehen, dass sie es

schnell hinter sich bringen wollte. Sie wollte nach Hause zu ihrer Tochter.

Max zog sich also die Kleider aus und setzte sich in den Sessel. Clara begann ihn mit der Hand zu bearbeiten. Sie arbeitete nicht ohne Kondom mit dem Mund. Aber zunächst galt es, etwas zu haben, über das man ein Kondom ziehen konnte. Sie massierte und streichelte, bettelte und flüsterte aufreizend auf Dänisch.

Kein Leben. Kein Mucks. Nichts.

Er hatte vorher noch nie Probleme mit Clara gehabt. Ganz im Gegenteil. Die Tatsache, dass alles von vornherein abgemacht war und keine Unsicherheitsfaktoren im Spiel waren, entspannte ihn, und er bekam eine Erektion, sobald sie ihn berührte. Dieses Mal allerdings nicht. Es war genau wie mit seinen Filmen. Nach den Ereignissen mit Tora war irgendetwas verloren gegangen, und in diesem Augenblick, als er auf sein eingeschlafenes Geschlechtsteil starrte, sah er ein, dass es niemals zurückkommen würde. Er war impotent.

Clara seufzte und kraulte mit den Fingern sein Schamhaar. »Jetzt komm schon, kleiner Bär, stell dich für Clara auf die Hintertatzen.« Max schob ihre Hand fort und warf den Kopf zurück. Es knackte leicht in seinem Nacken, und plötzlich wusste er, was er wollte.

»Beiß mich«, sagte er. Als Clara nicht reagierte, deutete er auf seine Schulter. »Beiß mich fest. Hier.«

Clara, der dieses Phänomen vermutlich nicht unbekannt war, zuckte mit den Schultern und beugte sich über ihn, biss in seine Schulter. Max flüsterte: »Fester.« Sie biss fester zu, fast bis aufs Blut, und etwas Weiches und Behagliches strömte durch Max' Körper. Er sagte ihr, dass sie noch ein paar andere Stellen beißen solle. Als sie nicht mehr wollte, bat er sie, ihm eine Ohrfeige zu geben. Und dann noch eine, härter.

Es klingelte in seinen Ohren, und sein Penis lag nach wie vor da wie ein totgetretener Wurm, aber er erlebte eine Befriedigung und einen Frieden wie nach einem erfolgreichen Beischlaf. Als er Clara bezahlte, sagte sie, dass sie auf solche Sachen nicht so besonders scharf sei, aber es gebe da eine Kollegin namens Disa, die sich ein bisschen darauf spezialisiert habe. Max bekam ihre Nummer. Frohe Weihnachten.

Nachdem sie ihn verlassen hatte, blieb er in dem Sessel sitzen und ging in sich. So weit war es also gekommen. So *war* es. Max schloss die Augen und ließ fahren, was er gewesen war oder was er vielleicht auch nur in seiner Vorstellung gewesen war. Er begann zu gleiten. Es hatte keinen Sinn mehr, eine respektable Fassade aufrechtzuerhalten oder einem Status hinterherzuhecheln, der in fleischliche Genüsse umgesetzt werden konnte. Loslassen.

Loslassen.

Am folgenden Tag fuhr er zu der Adresse hinaus, an die er bislang nur Briefe geschickt hatte, und führte das Gespräch mit Jerry. Er wollte retten, was zu retten war, mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung standen. Wie auf Bestellung rief Ronny von Zapp Records am Tag vor Silvester an und zeigte sich vage interessiert, trotz allem. Die gigantische Popularität des Songs konnten sie nicht ignorieren. Eine professionelle Aufnahme hatte ihren Wert. War Max im Besitz der Rechte?

Er saß auf dem Band. Den Rest konnten sie sich ausrechnen.

Es kam, wie es kommen musste. Aus dem Song wurde ein großer Hit, und das Interesse an Tesla war auf dem Höhepunkt. Leider war es nicht das große Geld, das Max als Vorschuss bekommen hatte. Mit der Zeit würden auch die Tantiemen zu fließen beginnen, aber bis dahin war es noch lang, und Max hatte es eilig. Er bewegte sich

auf dünnem Eis, und es galt, so viel wie möglich zusammenzuraffen, bevor es brach.

Die Plattenfirma wollte ein komplettes Album produzieren und war bereit, einen satten Vorschuss auf den Tisch zu legen. Andere Firmen ließen ebenfalls von sich hören, und nach einigen Gesprächen mit Ronny war Zapp Records bereit, so viel auf den Tisch zu legen, dass sich die Platte bog. Alles lief nach Max' Vorstellungen, und er rutschte auf seinem glatten Eis und blies den Ballon auf und stürzte sich mit Todesverachtung den Hang hinunter oder tat, was jede beliebige denkbare Metapher ausdrücken konnte, die das grundlegende Problem beschrieb: Er hatte die Songs nicht.

Es war ihm nicht einmal gelungen, Kontakt zu Tora Larsson herzustellen. Er hatte angerufen, er hatte geschrieben, er hatte Mails an sie und sogar an das Monster geschrieben, ohne eine Antwort zu bekommen. Er wusste, dass sie mehr Lieder hatten, aber wie zum Teufel sollte er an sie herankommen, wenn sie sich weigerten, ihm zu antworten?

Es war dermaßen frustrierend, dass er den Verstand zu verlieren glaubte. Eines Tages saß er lange da und starrte auf die Telefonnummer von Disa. Clara hatte gesagt, dass die Frau eine Domina sei und mitsamt ihrem Zubehör anrücken und ihm auf jede gewünschte Art wehtun könne.

Max versuchte sich die Situation vorzustellen. Angekettet, vielleicht. Eine Peitsche über den Rücken. Der Schmerz. Er sah sich selbst und seine eigenen Gedanken und begriff erst jetzt, was er eigentlich suchte. Er tastete mit der Hand über seinen Rücken und fühlte die Narben, die er erreichen konnte.

Etwas Entscheidendes war mit ihm an jenem Tag passiert, als er mit Tora Larsson im Hotelzimmer gewesen war. Es war furchtbar gewesen, aber als er mit geschlossenen Augen über die glatte

Oberfläche der Narben strich, spürte er, dass er es vermisste. Dass er dasselbe wieder erleben wollte.

Das hier ist nicht gut. Reiß dich zusammen, Max.

Er überdachte seine Alternativen und spielte eine nach der anderen durch. Es ging um Jerry und Verträge und Gerichtsverfahren, die Verwendung von Mittelsmännern oder sogar eine Tesla-Kopie, Briefe, die er schreiben könnte, Telefongespräche, die er führen könnte. Am Ende siegte Ockhams Rasiermesser.

Wenn es mehrere Möglichkeiten gibt, wähle die einfachste.

Er brauchte Tora Larssons Musik. Sie wollte sie ihm nicht geben. Und wenn man sich auf einer abschüssigen Ebene befindet, bleiben einem nicht mehr viele Möglichkeiten.

Er kaufte eine schlecht erhaltene, gebrauchte Canada-Goose-Jacke, ein Paar Thermohosen und eine ordentliche Mütze. Dann begann er Toras Haustür zu bewachen. Was ein mühsames Geschäft war, weil es keinen Ort gab, an dem er sich verstecken konnte, ohne Misstrauen zu wecken, wenn ihn die Leute allzu lange auf der Straße herumtrampeln sahen.

Erneut musste Ockham entscheiden. Er kaufte sich ein Sixpack Bier und setzte sich gut hundert Meter von der Haustür entfernt auf eine Bank. In seiner maximalen Sichtbarkeit wurde er praktisch unsichtbar. Ein Penner, von dem man den Blick abwendete. Er hielt nicht länger als ein paar Stunden pro Tag durch, aber er hatte Robban in der Tasche und hoffte, dass das Glück ihm dieses eine verdammte Mal noch beistehen mochte.

Fünf Vormittage lang sah er weder Jerry noch Tora die Wohnung verlassen. Dagegen sah er Mädchen, die in der Haustür verschwanden, und manchmal konnte er einen Blick auf sie oder Tora oben durch das Fenster erhaschen. Er zog die Schlussfolgerung, dass Jerry nicht zu Hause war.

Manchmal klingelte sein Handy. Mädchen, auf die er vor langer oder nicht ganz so langer Zeit halbherzig gesetzt hatte, alte Bekannte, die die Lage checken wollten. Vermutlich ging das Gerücht, dass er derjenige war, der hinter Tora Larsson stand, und er war wieder jemand, bei dem es sich lohnen könnte, den Kontakt zu halten. Er konnte das Klirren oder das Stimmengewirr im Hintergrund hören, wenn die Leute aus Cafés oder Restaurants anriefen, die unpersönliche Servilität in ihren Stimmen.

Er saß auf seiner Bank und fror, hielt das Telefon weit weg von seinem Ohr und sagte Hallo und Grüß dich und super und verachtete die ganze Bande. Sie waren kleine Herdentiere, aufgeregte Lämmer, die noch Punkte sammeln, während sie quiekend auf den Abgrund zurannten.

Er hob seine Dose mit eiskaltem Bier zu Tora Larssons Fenster. Er verabscheute sie, und er respektierte sie. Während er auf seiner Bank saß und sie in ihrer Wohnung umherging, gab es ein Band zwischen ihnen, eine unsichtbare Spur des Blutes, die von seinen Füßen zu ihrer Haustür lief, durch ihren Briefschlitz und in ihren Körper hinein. Ein Schauder lief seinen Rücken hinunter, als er daran dachte.

Am sechsten Tag geschah es endlich. Tora trat gemeinsam mit dem Monster aus der Haustür. Max klammerte sich mit beiden Händen fest an seine Bierdose und starrte zu Boden, als wäre er zu voll, um den Kopf zu heben, als sie nur ein paar Meter entfernt an ihm vorbeigingen. Er sah sie in Richtung U-Bahn verschwinden und wartete noch ein paar Minuten ab, bevor er durch die Haustür hineinging und zu ihrer Wohnung hinauffuhr.

Mit steifen Händen zog er Robban aus der Tasche und presste ihn gegen die Stirn. Dann drückte er auf die Türklinke. Die Tür war nicht abgeschlossen. Eine Weile stand er nur da und starrte in die

weit geöffnete Wohnung hinein, als fürchtete er sich davor, in eine Falle tappen zu können. So viel Glück konnte er gar nicht haben.

Er wappnete sich und trat in den Flur, zog die Tür hinter sich zu. Leise sagte er: »Hallo? Ist jemand zu Hause?« Keine Antwort und keine Zeit zu verlieren. Er nahm Kurs auf den Rechner, der im Wohnzimmer stand, und biss sich auf die Unterlippe, als er sah, dass er ausgeschaltet war. Er startete ihn, während er flüsterte. »Komm schon, komm schon, komm schon, bitte …«

Das Glück hatte ihn verlassen. Er brauchte ein Passwort, um in das System kommen zu können. Er versuchte »Tora« und »Tesla« und einige andere Wörter. Am Ende hämmerte er »verdammtermist« hinein, aber auch dieser Zauberspruch war nicht der richtige. Er schaltete den Rechner aus und machte sich in der Wohnung auf die Jagd.

In einer Tasche im Flur fand er, was er gesucht hatte. Er erkannte den billigen MP3-Player von seiner zweiten Begegnung mit Tora wieder. Er begann in seiner dicken Jacke zu schwitzen, als er sich durch die Playlists navigierte. Unter der Rubrik »Theres« fand er »Flieg« und dazu noch etwa zwanzig weitere Stücke. Er steckte sich die Lautsprecher ins Ohr und konnte feststellen, dass er seine Goldgrube gefunden hatte.

Theres?

Er steckte sich den MP3-Player in die Tasche und blieb unentschlossen vor der Wohnungstür stehen. Die Mädchen waren zur U-Bahn gegangen, und er hatte bestimmt noch etwas Zeit.

Theres?

Das war vermutlich seine einzige Chance, etwas über das Mädchen herauszufinden, das sein Leben mittlerweile beherrschte. Er knöpfte die Jacke auf, um sich abzukühlen, verriegelte die Tür von innen und begann die Wohnung mit neuen Augen zu durchsuchen.

Im Nachttisch neben Jerrys Bett fand er eine Mappe mit Dokumenten, die den Verkauf eines Hauses betrafen. Jerry hatte es von seinen Eltern geerbt, Lennart und Laila Cederström. Dem Inventar des Nachlasses, das sich weiter hinten in dem Ordner befand, konnte er entnehmen, dass sie am selben Tag verstorben waren. Max kam der Name Lennart Cederström vage bekannt vor, aber er konnte ihn nicht platzieren. Es hatte irgendetwas mit Musik zu tun. Er merkte sich den Namen.

In den Schreibtischschubladen fand er eher den Kram, den man dort erwarten konnte. Alte Rechnungen und Garantiekarten, Papiere von *Idol* und seinen eigenen ersten Brief. Als er den Mietvertrag und Kontoauszüge durchging, fiel ihm auf, dass es kein einziges Papier gab, auf dem Tora erwähnt wurde. Nichts von irgendeiner Schule oder Behörde, keine Notizen.

Ihr eigenes Zimmer war so spartanisch eingerichtet wie ein Zimmer in einem Flüchtlingslager. Ein CD-Spieler, ein paar CDs und Comic-Hefte. Ein Bett. Auf dem Nachttisch lag ein Ausweis. Max studierte ihn sorgfältig.

Angelika Tora Larsson. So weit, so gut. Aber das Mädchen auf dem Bild war niemals die Tora, die er kennengelernt hatte. Er hielt den Ausweis in das Licht, betrachtete ihn von der Seite. Jemand hatte daran herumgepfuscht. Der Ausweis war abgewetzt und zerkratzt, aber es war deutlich zu erkennen, dass jemand sich am Geburtsdatum zu schaffen gemacht hatte.

Angelika. Tora. Theres.

Er war noch nicht einen Schritt weitergekommen, eine Antwort auf die Frage zu finden, wer dieses Mädchen, das sich Tora Larsson nannte, eigentlich war, aber zwei Dinge wusste er. Erstens: An dieser Sache war etwas ganz gewaltig faul. Zweitens: Er sollte das zu seinem Vorteil nutzen können.

Er hatte sich mittlerweile über eine Stunde in der Wohnung aufgehalten. Es war bald elf Uhr, und er wollte sein Glück nicht länger strapazieren. Bevor er ging, kontrollierte er, dass alles wieder so aussah, wie er es vorgefunden hatte. Er zog die Wohnungstür hinter sich zu und lauschte die Treppe hinunter, bevor er nach unten eilte und aus der Haustür trat. Als er zur U-Bahn ging, sah er ein paar Streifenwagen vor dem kleinen Supermarkt stehen, direkt neben seiner Bank, auf der er nun nicht mehr sitzen musste. Er war hier fertig. Er hatte gefunden, was er gesucht hatte und noch ein bisschen mehr.

Sobald er wieder zu Hause war, schenkte er sich zur Feier des Tages einen ordentlichen Whisky ein. Dann zog er die Songs vom MP3-Player auf seinen Computer herüber und hörte sie sich an.

Gold. Es war Gold. Mindestens fünf der Songs hatten dieselbe Klasse wie »Flieg«, und der Rest war absolut okay. Die Texte waren vielleicht nicht immer so hammermäßig, aber ihm fielen nicht viele schwedische Künstler ein, die auf ein solches Album nicht stolz wären.

Das Album, ja. Er hatte schon begonnen, in diesen Bahnen zu denken. Die Dateien, die sich jetzt auf seinem Computer befanden, würden wohl noch ein paar Runden durch das Mischpult drehen müssen, sollten neu produziert und aufgehübscht werden. Aber hier gab es alles, was man für einen richtigen Abräumer brauchte.

Es gab allerdings einen Haken. Tora Larsson würde sich niemals hinter dieses Projekt stellen, und er wusste nicht, auf welche Ideen sie kommen könnte, wenn sie herausfand, was er gerade machte. Es war, gelinde gesagt, ein Dilemma.

Im Internet begann Max die Informationen zu kontrollieren, auf die er in der Wohnung gestoßen war. Er konnte herausfinden, dass

niemand existierte, der Toras Sozialversicherungsnummer hatte. Dagegen gab es eine Angelika Tora Larsson mit einer Sozialversicherungsnummer, die sich nur in einer Ziffer von Toras Nummer unterschied.

Wirklich interessant wurde es, als Max nach Lennart und Laila Cederström suchte. Er las die Artikel über das brutal ermordete Schlagerpaar und ihren Sohn Jerry, über den seltsamen Raum, den man im Keller gefunden hatte. Angesichts dessen, was sein Rücken über Toras Gewaltbereitschaft wusste, zählte er zwei und zwei zusammen, und plötzlich war sein Dilemma kein Dilemma mehr.

Es gab keinen Haken mehr außer dem riesigen Fleischerhaken, an dem er Tora zappeln lassen konnte. Er konnte machen, was er wollte, ohne dass sie auch nur einen einzigen Mucks machen konnte.

8

Am Montagmorgen fuhr Teresa in die Schule. Alle drehten sich nach ihr um, als sie in den Bus stieg. Sie setzte sich auf die letzte Bank und legte ihre gestiefelten Füße auf die Rückenlehne vor ihr. Die Leute schielten zu ihr herüber und kicherten. Sobald sie ihnen in die Augen sah, schauten sie weg.

Acht aus ihrer Klasse waren bereits vor ihr da. Sie warteten darauf, dass die erste Stunde beginnen würde. Einer von ihnen war Karl-Axel, der Dokumentarfilmer. Teresa war ganz ruhig, als sie seinem Blick bereits von Weitem begegnete, während sie sich über den Korridor näherte. Die Stiefel gaben ihren Schritten Elan und Gewicht.

Als sie nur noch ein paar Meter von der Gruppe entfernt war, grinste Karl-Axel und sagte: »Hallöchen, Teresa«, griff mit den Fingern in seine Wange und zog sie ein paar Mal hin und her, sodass ein schmatzendes Geräusch zu hören war. Ein paar von den Jungen lachten lauthals.

Teresa hätte sich ganz ans Ende der Bank vor dem Klassenraum setzen und so tun können, als wäre nichts passiert. Irgendjemand würde sagen, dass es leider keine Kohlrouladen zum Mittagessen gebe, jemand anders, dass sie hoffentlich nicht zu viel gefrühstückt habe. Etwas in der Art. Sie hätte zu Boden starren und so tun können, als hätte sie nichts gehört. Aber sie hatte über die Situation nachgedacht und war zu dem Ergebnis gekommen, dass es keine Alternative gab.

Stattdessen erwiderte sie Karl-Axels Grinsen, als ob er etwas Lustiges gesagt hätte, machte einen Schritt nach vorn und trat ihn zwischen die Beine. Die Stiefel waren vorn mit einer Stahlkappe verstärkt, und der Treffer war so gut wie perfekt. Karl-Axel fiel um, als hätte man einen Stöpsel herausgezogen, krümmte sich auf dem Boden zusammen und begann zu zittern, bevor er überhaupt auf die Idee kam zu schreien. Sein Mund öffnete und schloss sich, und sein Gesicht wurde bleich. Teresa beugte sich über ihn.

»Was sagst du? Was wolltest du sagen, *Karl-Axel*?«

Irgendetwas zwischen Quietschen und Flüstern drang aus Karl-Axels Mund, und Teresa meinte, ihn sagen zu hören: »Nur ein Scherz …« Sie setzte den Fuß auf seine Wange, drückte sein Gesicht gegen den Boden und wandte sich an die anderen.

»Will hier noch jemand einen Scherz machen?«

Niemand meldete sich, und Teresa nahm den Fuß weg. Die Sohle hatte einen gestreiften Abdruck auf Karl-Axels Wange hinterlassen. Sein Körper zuckte, während er die Hände gegen seinen Unterleib

drückte und unartikuliert zischelte. Sie betrachtete ihn und spürte keine Freude. Er war nur ein jämmerlicher und ängstlicher kleiner Junge, und sie bereute es sogar ein bisschen, dass sie so hart zugetreten hatte.

Da war nichts mehr zu machen. Sie setzte sich auf die Bank und verschränkte die Arme vor der Brust, wartete darauf, dass dieser kleine Zwischenfall vorübergehen würde. Es würden vermutlich noch mehr werden, aber sie hatte ihre alte Idee von der Einfachheit wieder aufgenommen und für diesen Tag einen Plan gemacht. Sobald irgendjemand sie auf irgendeine Weise zu verhöhnen versuchte, würde sie zutreten. Den Mädchen gegen das Schienbein, den Jungs in die Eier, wenn es ging. Das war alles.

Weitere Schüler aus ihrer Klasse kamen dazu, und Karl-Axel weigerte sich nach wie vor, wieder aufzustehen. Man unterhielt sich im Flüsterton, und die Nachgekommenen wurden über die Situation ins Bild gesetzt.

Agnes kam erst in der letzten Minute vor Unterrichtsbeginn. Karl-Axel war es bis dahin gelungen, sich so weit zu berappeln, dass er mit dem Rücken an den Schrank gelehnt auf dem Boden saß. Sie legte den Kopf schief und fragte: »Warum sitzt du hier?«

Karl-Axel schüttelte den Kopf, und Patrick sagte: »Teresa hat ihn getreten. Zwischen die Beine. Verdammt hart.«

Agnes wandte sich Teresa zu, und ein zweideutiges Lächeln zeigte sich auf ihren Lippen. Zuerst dachte Teresa, dass es eine Art Billigung war, aber als Agnes sich nicht neben sie setzte, wie sie es sonst zu tun pflegte, schwante ihr, dass es nur ein Lächeln aus Verlegenheit war.

Teresas Plan funktionierte über Erwarten gut. Alle in der Klasse gingen ihr aus dem Weg, und an diesem Tag machte niemand mehr

eine Bemerkung. Nicht einmal Jenny brachte eine Gemeinheit über ihre Lippen, solange Teresa in Hörweite war. Sie konzentrierte sich auf ihren inneren Wolf und blieb unberührt.

Nur während des Mittagessens geriet ihre Verteidigung ins Wanken. Niemand setzte sich neben sie, aber als sie vor ihrem gefüllten Teller saß, spürte sie die Blicke der anderen, die auf sie gerichtet waren, hörte das Flüstern. Was würde Ekel-Teresa mit dem Essen machen? Was würde sich Kotz-Teresa jetzt in den Mund stopfen?

Sie betrachtete den Teller, auf dem zwei panierte Fischfilets neben vier Kartoffeln lagen, dazu noch ein paar Tomatenviertel am Rand. Ein Klumpen stieg aus ihrem Magen auf, blieb in ihrem Hals stecken und wurde zu einem Unwohlsein. Sie konnte jeden treten, der sich ihr in den Weg stellte, aber sie konnte das nicht essen.

Aufstehen und zum Resteeimer gehen, das Essen vom Teller kratzen und den Speisesaal verlassen. Alle würden hinter ihrem Rücken lachen. Oh, was sie für einen Spaß hätten!

Rauch stieg von dem Teller auf. Das dampfende Blut aus der aufgerissenen Flanke des Beutetiers traf auf die kalte Luft. Die Kiefer spannten sich, als sich ihre Zähne durch die Muskeln und Sehnen mahlten. Zuckende Nerven im sterbenden Fischfilet und dann der Biss, der alles Leben auslöschte. Der rote Saft der Tomaten rann durch ihre Kehle. Nicht der kleinste Bissen durfte den Krähen überlassen werden.

Als sie aufstand und den leeren Teller zur Geschirrabgabe brachte, war das weiße Skelett blank genagt. Eine geglückte Jagd, eine Mahlzeit, die den Körper für den Rest des Tages am Leben erhalten würde. Sie hatte gewonnen.

So ging es weiter. Tag für Tag marschierte Teresa in ihren roten Stiefeln zur Schule, und sie fürchtete nichts und niemanden. Spürte keine Sehnsucht und keine Reue. Wenn sie Micke begegnete, nickte sie ihm zu, und er nickte zurück. Es gab nichts zu sagen und keine Gefühle mehr. Sie waren zusammen mit ihrer Kindheit gestorben, waren in roten Pfützen auf dem Zementboden versickert.

Sie hätte trauern können, tat es aber nicht, weil ihre Gefühle durch Wahrnehmungen ersetzt worden waren. Ihre Sinne waren aufs Schärfste gespannt, und befreit vom Kampf ihres Gehirns mit sich selbst, erlebte Teresa alle Eindrücke um ein Vielfaches verstärkt.

Sie konnte durch einen Flur gehen und das Gemurmel hinter den geschlossenen Türen genießen, die Farben der Schränke und Wände, den Duft nach trocknenden Kleidern, Papier und Putzmitteln. Alle Sinneseindrücke genießen, die sie zusammengenommen zu einem Wesen in der Welt machten, zu jemandem, der sich bewegte und lebte. Diese selbstverständliche Tatsache, die sie fünfzehn Jahre lang übersehen hatte: dass sie lebte.

Also trauerte sie nicht um das, was sie verloren hatte, sondern freute sich stattdessen darüber, was sie gewonnen hatte und was sie geworden war. So einfach war es. Selbst wenn man es ihr nicht ansah, so war sie doch froh.

Am Dienstagabend mailte sie eine Weile mit Theres hin und her, machte Pläne für das Treffen mit den anderen Mädchen am Wochenende. Sie legten sich auf zwölf Uhr am Sonntag fest, aber weil Jerry mittlerweile wieder zu Hause war, konnten sie sich nicht in Svedmyra treffen. Sie würden sich draußen verabreden. Aber wo?

Sie wollten sich weiter Gedanken darüber machen, und es wurde noch nichts festgelegt.

Teresa surfte eine Weile zum Thema Wölfe im Internet, las ein paar neue Beiträge im Forum und landete bei der Suche zufällig auf einer Auktionsseite, auf der jemand ein Wolfsfell anbot. Das Mindestgebot lag bei sechshundert Kronen, die Auktion sollte in ein paar Stunden enden, und bislang hatte noch niemand ein Gebot abgegeben.

Sie betrachtete das Foto von dem grauen Pelz, der auf einem gewöhnlichen Küchentisch ausgebreitet lag. Früher gehörte er zu einem richtigen Wolf, dem Jäger des Waldes. Unter diesem Pelz hatten Muskeln gearbeitet, er hatte sich an anderen Pelzen gerieben, war über den Schnee gelaufen und hatte unter den Sternen geheult. Wenn jemand ihn kaufte, würde er vielleicht vor einem offenen Kamin landen, etwas Weiches, auf dem die Kinder sitzen konnten.

Ohne weiter darüber nachzudenken, gab Teresa ein maximales Gebot von tausend Kronen ab. Fünf Minuten später erhöhte sie es auf zweitausend. Das war alles Geld, was sie auf dem Konto hatte. Die Scheine aus der Tageskasse hatte sie Theres gegeben.

Sie legte sich auf das Bett und las Ekelöf. Dieser Gleichklang, den sie empfunden hatte, als sie aus der Klinik nach Hause gekommen war, existierte nicht mehr, und sie ertappte sich bei dem Gedanken, dass sie Ekelöf *weich* fand. Ein Weichling. Ein kleiner Tintenkleckserwurm. Und trotzdem. Ein paar Mal hintereinander las sie die Zeilen:

Die Stille der tiefen Nacht ist groß
Unberührt vom Rascheln der Menschen
die hier auf dem Strand einander fressen

Sie mochte das Wort »Rascheln«. Mehr war es nicht. Ein Rascheln, wenn das Fleisch zermahlen wird.

Sie legte das Buch zur Seite, verschränkte die Hände hinter dem Nacken und vermisste ihren MP3-Player. Der Gedanke, dass sich Max Hansen gerade in diesem Augenblick ihre Kopfhörer in die Ohren gesteckt hatte und sich die Lieder anhörte, die sie und Theres aufgenommen hatten, gefiel ihr nicht. Er gefiel ihr überhaupt nicht. Es war so, als würde man wissen, dass man ein Schwein im Kleiderschrank hatte, einen Rüssel, der in den sauberen Kleidern herumsuhlte.

Das Handy klingelte, und als Teresa antwortete, erwartete sie diese schleimige Stimme aus der Tiefe des Schweinestalls zu hören, aber es war Johannes. Nach ein paar einleitenden Phrasen fragte er, wie es ihr gehe, und sie antwortete, dass es ihr rundherum gut gehe.

»Weil«, sagte Johannes, »ich so das Gefühl habe, dass … ich weiß nicht, dass du irgendwie *weg* bist.«

»Ich bin nicht weg. Ich bin hier.«

»Warum gehst du mir dann aus dem Weg?«

»Tu ich das?«

»Ja, das tust du. Glaubst du, das habe ich nicht gemerkt?«

»Was spielt das für eine Rolle? Du willst ja nichts mit mir zu tun haben.«

Ein langes Seufzen klang vom anderen Ende der Leitung herüber. Dann sagte Johannes: »Teresa, hör jetzt auf damit. Du bist meine älteste Freundin. Erinnerst du dich nicht, was wir gesagt haben? Dass wir Freunde bleiben. Egal, was passiert.«

Teresas Hals begann sich rau und seltsam anzufühlen, aber ihrer Stimme hörte man nichts an, als sie antwortete: »Wir haben viel gesagt. Als wir klein waren.«

»Denkst du an etwas Bestimmtes?«

»Nein.«

Johannes schnaubte, als ob er sich über eine Erinnerung amüsierte. »Ich muss an dieses eine Mal denken … als wir in der Höhle lagen, erinnerst du dich? Als wir tot gespielt haben.«

Das Raue im Hals nahm allmählich die Form eines Klumpens an, und Teresa sagte: »Du, ich habe gerade ziemlich zu tun.«

»Okay. Aber hör mal. Kannst du nicht mal hier vorbeikommen? Es ist so lange her, dass wir uns richtig unterhalten haben. Du! Wir können Tekken spielen! Ich habe einen …«

»Tschüs, Johannes. Tschüs.«

Sie drückte ihn weg. Dann schlang sie ihre Arme fest um den Bauch und beugte sich vor, so weit nach unten, wie sie konnte, und blieb sitzen, bis es anfing, im Kopf zu brausen und wehzutun. Sie richtete sich auf, und es verrann. Der Schädel leerte sich, während das Blut in den Körper zurücklief und die Unruhe nachließ.

Sie zerriss ein Papier in klitzekleine Teile, sie stopfte sie in den Mund und kaute darauf herum. Als das Papier zu einer nassen Kugel geworden war, spuckte sie es in den Papierkorb. Sie war dankbar, dass sie allein war. Ihr Schutzpanzer war schwach, und wenn jemand ihr hätte wehtun wollen, dann wäre jetzt die passende Gelegenheit gewesen.

Es war Viertel nach elf, und die Auktion war vorbei. Sie schaute nach neuen Mails und fand eine Mitteilung, dass sie die Auktion gewonnen habe. Niemand anderes hatte geboten und für sechshundert Kronen gehörte das Wolfsfell ihr.

Sie wusste genau, was sie damit machen wollte und welchen Ort sie für das Treffen am Wochenende vorschlagen würde.

9

»Er hat geschrieben. Max Hansen.«

»Was hat er geschrieben?«

»Dass er alles weiß. Über Lennart und Laila. Und den Raum. Als ich klein war. Wie sie tot wurden.«

»Was will er denn?«

»Eine Scheibe machen. Mit unseren Liedern.«

»Ich meine, was will er mit dem machen, was er herausgefunden hat. Über dich.«

»Nichts.«

»Wie? Hat er geschrieben, dass er gar nichts machen will?«

»Wenn ich nichts mache. Dann macht er auch nichts. So stand es da.«

Sie saßen ganz hinten im Bus der Linie 47 von Sergels Torg. Ein paar Familien mit Kindern hatten sich weiter vorn in den Bus gesetzt, aber die Plätze um sie herum waren leer. Es war Mitte April, und die Touristenströme zum Djurgården waren noch nicht in Gang gekommen. Teresa beugte sich vor und stützte sich mit den Ellenbogen auf den vollen Rucksack, der vor ihren Füßen stand, versuchte nachzudenken.

Es dürfte kaum in Max Hansens Interesse liegen, sein Wissen über Theres öffentlich zu machen, das war nur eine leere Drohung.

Oder?

Das Mördermädchen, das in einem Kellerraum groß geworden war. Genau diese Art von Geschichten liebten die Leute. Teresa hatte nie auf diese Weise über Theres' Vergangenheit nachgedacht,

aber jetzt konnte sie es vor sich sehen. Die Schlagzeilen. Tag für Tag. Eine Story, die man endlos auswalzen konnte, und gratis jede Menge Reklame für die Scheibe. Konnte Max Hansen so teuflisch sein? Konnte er?

Als der Bus über die Brücke nach Djurgården fuhr, richtete Teresa sich auf und atmete tief durch, trampelte ein paar Mal mit den Stiefeln auf den Boden. Es hatte keinen Sinn zu spekulieren. Sie sollte sich auf das konzentrieren, was vor ihr lag.

Zwölf Mädchen hatten gesagt, dass sie kommen würden. Die jüngste war vierzehn, die älteste neunzehn. Theres hatte jede von ihnen kurz beschrieben, aber Teresa konnte die einsilbigen Charakterisierungen nicht auseinanderhalten und an bestimmte Namen koppeln. Miranda und Beata und Cecilia und zwei Annas und so weiter.

Sie erinnerte sich an Miranda von der kurzen Begegnung in der Wohnung, und Ronja hieß ein Mädchen, das laut Theres drei Mal versucht hatte, sich das Leben zu nehmen, einmal, indem sie Glas gegessen hatte. Es war in Teresas Gedächtnis hängen geblieben, weil es so extrem war. Ronja. Ihre Eltern hatten sich bestimmt etwas anderes vorgestellt, als sie sich den Namen ausgesucht hatten.

Sie stiegen vor Skansen aus. Teresa hievte sich den Rucksack über die Schultern und ging zum Eingang Solliden. Theres folgte ihr nicht. Sie war vor dem Haupteingang stehen geblieben und schaute zu dem Schild hinauf. Als Teresa zurückgekehrt war, fragte Theres: »Ist das hier Skansen?«

»Ja.«

»Was ist das?«

»Ein Tierpark. Und auch ein paar alte Häuser und so. Warum fragst du?«

Theres zog die Augenbrauen zusammen. »Ich soll hier singen.«

»Was? Oder … wann denn? Wie kommt das?«

»Ich verstehe nicht. Soll ich vor den Tieren singen?«

Teresa betrachtete die großen, eleganten Buchstaben über dem Haupteingang. SKANSEN. Sie wusste, dass dort auch Konzerte veranstaltet wurden, und natürlich auch …

»Jetzt warte mal«, sagte sie. »Wann sollst du hier singen?«

»Im Sommer. Hat Max Hansen geschrieben. Festival. In Skansen. Gute Reklame.«

»*Du* sollst beim Skansen-Festival auftreten?«

»Ich muss. Sonst sagt er alles über Lennart und Laila.« Theres' Tonfall änderte sich ein wenig, und Teresa ahnte, dass sie im Folgenden nur wiedergab, was Max Hansen geschrieben hatte: »Dann kommt Jerry in den Knast. Ich lande im Irrenhaus mit den anderen Psychos. Warum soll ich vor den Tieren singen?«

Teresa nahm den Rucksack ab, legte ihn auf die Erde, setzte sich darauf und bat Theres, sich neben sie zu setzen. Dann nahm sie ihre Hand.

»Okay«, sagte sie. »Zunächst einmal: Du sollst nicht vor den Tieren singen. Dort sind Menschen. Tausende von Menschen. Erwachsene und Kinder und Jugendliche. Es wird im Fernsehen übertragen. Viele Millionen schauen zu. Darum geht es, okay? Das Skansen-Festival.«

Theres nickte. Dann schüttelte sie den Kopf. »Das ist nicht gut. Viele Menschen sind nicht gut. Ich weiß.«

»Nein. Und zum anderen: Du musst nicht in ein Irrenhaus. Und wenn du doch ins Irrenhaus musst, dann werde ich mitkommen. Wir beide sind gleich verrückt, okay? Was dir passiert, wird auch mir passieren. So ist es einfach. Aber diese Sache mit Max Hansen … ich weiß nicht, was wir da machen sollen.«

»Wir müssen ihn tot machen.«

Teresa lachte. »Ich glaube, er wird sich vor uns verdammt gut in Acht nehmen. Aber wir werden eine Möglichkeit finden.«

»Ja. Das ist gut. Lass jetzt meine Hand los.«

Teresa ließ nicht los. Als Theres versuchte, sich loszureißen, verstärkte sie ihren Griff. »Warum magst du nicht, wenn ich deine Hand nehme?«

»Du darfst meine Hand nicht nehmen. Es ist meine Hand.«

Der Gedankensprung ließ Teresa für einen Augenblick ihre Achtsamkeit verlieren, und Theres riss sich los und stand auf. Teresa blieb sitzen und betrachtete ihre eigenen Hände. *Nimm meine Hand*. Menschen nahmen einander Sachen weg. Sie durfte Theres' Hand nicht nehmen. Natürlich nicht.

Sie warf sich den Rucksack wieder über die Schultern und ging vor Theres den Sollidbacken hinunter, an der Außenseite des Zauns entlang. Auf der Miniaturkarte, die sie sich aus dem Internet ausgedruckt hatte, sah alles ganz nah aus, aber als sie den Eingang Solliden erreicht hatten, musste sie einsehen, dass sie immer noch fast einen Kilometer zu laufen hatten. Ein Bus fuhr auf dem Djurgårdsvägen vorbei. Vermutlich hätten sie die ganze Strecke auch mit dem Bus fahren können. Sie merkte es sich für das nächste Mal. Falls es ein nächstes Mal gab.

Sie bogen in den Sirishovsvägen ab. Teresa schaute auf ihre Karte, und als sie das Bellmantor passiert hatten, gingen sie weitere hundert Meter am Zaun entlang, während sie immer wieder durch den Maschendraht spähten.

»Sie sind weg«, sagte Theres.

Teresa griff mit den Fingern in die Rauten aus Stahldraht und ließ den Blick langsam über das Terrain wandern. Sie hatte sich einen offeneren Platz vorgestellt, aber das Wolfsgehege war eine Landschaft aus Bäumen mit knospenden Blättern und Hängen voller

Büsche und Steine. Ihr natürliches Milieu. Sie wusste, dass es sieben Wölfe darin gab, aber es war keiner von ihnen zu sehen.

Ihr Blick blieb an einem seltsam geformten Stein hängen, und sie hielt den Atem an. Es war ein Felsblock, aber seine seltsame Form rührte daher, dass ein Wolf auf ihm lag. Mucksmäuschenstill lag er da und schaute in ihre Richtung.

»Dort«, sagte sie und zeigte es Theres. »Dort.«

Theres stellte sich neben sie und drückte ihren Körper gegen den Zaun, als ob sie so nahe wie möglich herankommen wollte. Sie waren im Gesichtskreis des Wolfs gefangen, und ein schwacher Wind wehte gegen ihre Rücken. Vermutlich konnte der Wolf sie riechen. In Teresas Bauch entstand ein Sog. *In diesem Augenblick denkst du an uns. Was denkst du? Wie denkst du?*

Eine ganz Weile hingen sie vor dem Zaun und betrachteten den Wolf, der sie betrachtete. Sie waren zusammen. Schließlich begann der Wolf das Fell an seinen Tatzen zu lecken und verließ sie.

»Warum bist du traurig?«, fragte Theres.

Erst jetzt bemerkte Teresa, dass ihre Augen feucht waren und Tränen über ihre Wangen kullerten.

»Nicht traurig«, sagte sie. »Froh. Weil ich angekommen bin.«

Gemeinsam breiteten sie die Decken auf dem Gras vor dem Wolfsgehege aus. Bevor Teresa den Wolfspelz aus dem Rucksack zog, warf sie einen Blick zu dem Felsblock hinüber. Der Wolf hatte seinen Posten verlassen, und das war gut so, weil es ihr wie eine Schändung vorkam, als sie das Fell in die Mitte legte. Dass sie nicht würdig war.

Theres und sie setzten sich mit dem Rücken zum Zaun auf die Decken und warteten. In der Mail, mit der sie zu diesem Treffen aufgerufen hatten, war angekündigt worden, dass Teresa, die die Texte geschrieben hatte, ebenfalls kommen würde. Sie fühlte sich

nicht wie Teresa, die die Texte geschrieben hatte. Sie war ein einsamer, kleiner Wolf, und ein fremdes Rudel näherte sich ihr.

»Theres?«, fragte sie. »Hast du ihnen alle Lieder vorgespielt?«

»Ja.«

»Hast du ihnen von dir erzählt?«

»Ja.«

»Lennart und Laila und … alles?«

»Ja. Alles.«

Es war, wie sie es schon geahnt hatte, und eigentlich wollte sie nur eine einzige Frage stellen. Sie hatte Angst davor, weil sie Angst vor der Antwort hatte, aber sie stellte sie trotzdem.

»Theres. Was unterscheidet mich von ihnen?«

»Du bist zuerst gekommen. Du hast die Worte geschrieben.«

»Aber sonst sind sie genauso?«

»Ja. Sehr ähnlich.«

Teresa senkte den Kopf. Was hatte sie geglaubt? Dass sie einzigartig war und der einzige Mensch auf der ganzen Welt, mit dem Theres Kontakt haben konnte, der Theres lieben konnte? Ja. Genau das hatte sie geglaubt, bis sie in Theres' Wohnung gekommen war und das versammelte Rudel gesehen hatte. Jetzt hatte sie endgültig bestätigt bekommen, dass sie ein Idiot gewesen war.

Sehr ähnlich.

Eine erste Gruppe aus sieben Mädchen näherte sich von der Bushaltestelle. Einen Trost gab es wenigstens in Theres' quälender Aufrichtigkeit: Das Rudel war nicht so fremd, wie sie geglaubt hatte. Sie schaute die sieben Mädchen an und erkannte schon von Weitem etwas in ihren Bewegungen wieder, ihre Art zu gehen, als ob ihre Schritte dem Boden schaden könnten.

Teresa schnürte ihre Stiefel auf, zog die Senkel fester zusammen und sagte: »Sie haben jedenfalls noch niemanden tot gemacht, oder? Irgendeine von ihnen?«

»Nein.«

»Könnten sie das, was glaubst du?«

»Ja. Alle.«

Teresa betrachtete die kleine Gruppe, die mittlerweile den Zaun erreicht hatte, und ihre Augen wurden schmaler. Ein neuer Plan machte seine ersten, wackligen Schritte in ihrem Bewusstsein. Sie winkte und lächelte.

Alle.

Als die Mädchen herankamen, um sie zu begrüßen, fühlte Teresa sich auf eine für sie bisher unbekannte Weise *erhaben*. Sie wurde mit Respekt behandelt, als ob es sich um eine Audienz handelte. Sie konnte nicht anders: Sie genoss es. Noch nie im Leben war sie Gegenstand von so viel positiver Aufmerksamkeit gewesen.

Sie lobten bestimmte Formulierungen oder einzelne Zeilen, einige sagten, dass ihre Texte genau das beschrieben, was sie selbst fühlten, und dass sie sich wünschten, selbst so schreiben zu können. Nach etlichen Kommentaren in dieser Art suchte Teresa Zuflucht in falscher Bescheidenheit und sagte, dass es gar nichts Besonderes sei, dass jeder so etwas … und so weiter.

Obwohl die anderen Mädchen sie also als Autorität betrachteten, sprachen sie trotzdem dieselbe Sprache. Mit Theres war es anders. Sie behandelten sie, als wäre sie aus feinstem Porzellan, sprachen leise und wagten sie nicht zu berühren. Wenn Theres etwas sagte, lauschten sie ihr voll gespannter Konzentration.

Was Theres sagte, war nicht seltsam, und Teresa wusste, dass Theres die Fähigkeit besaß, jeder Person immer genau das Richtige zu sagen, die selbstverständliche Wahrheit, die genau dieser Mensch

brauchte, ausgesprochen mit diesem ungreifbaren, bezwingenden Klang in der Stimme, die es zu mehr als einer Wahrheit machte, zu *der Wahrheit*.

Nachdem sie einander begrüßt und sich eine Weile unterhalten hatten, setzten sich die Mädchen um das Wolfsfell herum und verloren sich in ihren eigenen Gedanken oder gaben einen zurückhaltenden Kommentar ab.

Teresa hatte nicht damit gerechnet, aber als sich alle versammelt hatten und sie sich in der Gruppe umschaute – wie sie saßen, wie sie ihre Hände bewegten, wie sie schauten –, konnte sie feststellen, dass sie hier vermutlich die stärkste Person von allen war. Es gab nichts, wovor sie Angst haben musste

Auf der anderen Seite war sie diejenige, die Theres am längsten kannte, die an ihrer Seite saß. Was wäre sie ohne Theres gewesen? Eine kleine, graue Maus, die sich an den Wänden entlangdrückte und versuchte, sich unsichtbar zu machen. Vielleicht. Oder vielleicht auch nicht. Jedenfalls betrachtete sie die anderen mit milden Augen. Als die kleine Linn aussah, als würde sie gleich anfangen zu weinen, verspürte Teresa keine Eifersucht, als Theres zu ihr hinüberkrabbelte und ihr ins Ohr flüsterte, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

Abgesehen von Ronja würde keines dieser Mädchen irgendwelche Stimmen bei einer Schönheitskonkurrenz bekommen. Einige von ihnen brachten wie Teresa ein paar Kilo zu viel auf die Waage, die Hälfte hatte gepiercte Lippen, Nasen oder Augenbrauen. Beata sah asiatisch aus, und ihr Haar schien das einzige zu sein, das natürlich schwarz war, während der Haaransatz der beiden Annas, Linns und Carolines eine andere Farbe zeigte.

Nur Cecilia war richtig fett und verbarg ihre Körperfülle unter groben Militärklamotten, aber auch die anderen trugen meist

geräumige Sachen, unter denen sie ihre Formen verstecken konnten. Schminktechnisch war das ganze Spektrum vertreten, von Melinda, die sich Vogelschwingen in die Augenwinkel getuscht hatte, bis zu Erika, die sich gar nicht geschminkt hatte und überhaupt so farblos war, dass man beinahe vergessen konnte, dass sie da war. Teresa schätzte, dass nur wenige von ihnen Mitglied in einem Verein oder Club waren.

Die Ausnahme war also Ronja. Sie war mit neunzehn Jahren die Älteste in der Gruppe und sah aus wie eine Fußballspielerin. Sie trug Adidas-Hosen und eine Windjacke, sie war schlank und hatte glatte, blonde Haare. Eine sportlichere, angepasstere Version von Theres. Nicht ganz so hübsch, aber gut genug für einen Schönheitspreis. Sie hatte also Glas gegessen.

Eines jedoch vereinte sie alle, aber wahrscheinlich war es nur Teresa, die es wahrnahm: den Geruch der Mädchen. Sie rochen alle ungefähr gleich. Nur wenige verwendeten Parfum und dann auch nur sparsam. Aber es war nicht der Geruch, der ihnen gemeinsam war, sondern das, was darunterlag. Angst.

Dieser Geruch war so viele Jahre lang der Geruch von Teresas Körper gewesen, dass sie ihn sofort wiedererkannte. Sie hätte vermutlich jedes einzelne dieser Mädchen im Bus herausschnüffeln können. Ein bitterer, süßlicher Geruch mit einem Hauch von brennbaren Flüssigkeiten. Coca-Cola vermischt mit Benzin.

Als die Mädchen sich dichter zusammensetzten und die Gespräche in Gang kamen, veränderte sich die Atmosphäre um sie herum. In der Sicherheit, die das Rudel bot, nahm die Intensität dieses Geruchs ab. Die Körper schwitzten keine Angst mehr aus, während sich die Gespräche zu einer einzigen, gemeinsamen Melodie verflochten.

»… und ich spüre, wie alles zusammenbricht … Mama hat einen neuen Freund, und er guckt mich immer so merkwürdig an … sie haben gesagt, dass ich nicht einmal mitmachen dürfte, wenn ich dafür bezahlen würde … er kam mitten in der Nacht nach Hause und hatte ein Messer in der Hand … hat meinen kleinen Bruder so geschüttelt, dass er einen Hirnschaden davon bekam … muss die ganze Zeit Kopfhörer tragen, damit ich es nicht höre … und wenn ich gehe, ist das, als würde irgendjemand anderes gehen … dass ich total minderwertig war, dass ich keine Chance hatte … versuchte mich unter dem Bett zu verstecken, so unendlich blöd … die Musik, die ich höre, meine Klamotten, wie ich aussehe, alles … dieses Geräusch, wenn ich dieses Geräusch höre, dann weiß ich … als ob es mich gar nicht gäbe … eine Stichelei nach der anderen, die ganze Zeit … einfach nur abhauen, alles zurücklassen … niemand außer mir selbst …«

Teresa drehte ihren Kopf genau rechtzeitig zum Gehege, um zu sehen, wie der Wolf erneut seine Position auf dem Felsblock einnahm, die Tatzen unter seinen Bauch zog und mit spitzen Ohren die Gruppe der Mädchen beobachtete, als ob er ihren Gesprächen lauschen würde. Teresa wandte sich wieder den anderen zu und deutete hinüber.

»Dieser Wolf«, sagte sie. »Er schaut uns an. Er fragt sich, wer wir sind. Wer sind wir?«

Die Gespräche verstummten, und alle schauten zu der grauen Gestalt auf, die ruhig dalag und sie beobachtete. Aus ihrer Größe schloss Teresa, dass es sich um ein Weibchen handeln musste.

»Denn wir sind ja etwas, oder?«, fuhr Teresa fort. »Zusammen sind wir etwas, obwohl wir noch nicht wissen, was. Fühlt ihr dasselbe?«

Während der Gespräche hatte Theres dagesessen und leise vor sich hin gesummt, aber jetzt ging das Summen in Worte über, die wie ein Gesang aus ihrem Mund flossen. Ihr Blick war nach innen gerichtet, und die Hände schwebten vor ihr durch die Luft, als ob sie eine komplizierte Beschwörungszeremonie ausführte, zu der auch die Stimme gehörte. Auf der Stelle wurden alle in den Rhythmus hineingezogen, und mehrere Mädchen begannen sich im Takt der Satzmelodie zu wiegen.

»Alle, die Angst haben, sollen keine Angst mehr haben. Niemand hat etwas falsch gemacht. Niemand soll einsam sein. Die Großen wollen uns haben. Sie werden uns nicht kriegen. Ich verstehe nicht. Aber wir sind jetzt stark. Ich verstehe nicht wir. Wir. Wir. Ich bin klein. Wir sind nicht klein. Wir sind das Rote, das herauskommt. Wir sind das, was sie haben wollen. Jemand darf uns berühren.«

Als Theres' Redestrom endete, wurde es still, und alle starrten mit blinden Augen vor sich hin. Dann wurde das Schweigen von einem leisen Knallen durchbrochen. Es war Ronja, die ihre Handflächen dreimal kurz gegeneinanderschlug, ein Applaus.

Teresa zog den Wolfspelz zu sich heran und holte die Blechschere aus dem Seitenfach des Rucksacks. Sie schnitt einen Streifen von dem Fell ab und reichte ihn Linn, die »Danke« flüsterte und sich mit dem weichen Pelz über die Wange strich. Teresa schnitt weiter und teilte aus, bis jeder sein Stück bekommen hatte. Einige steckten es sich in die Tasche, aber die meisten saßen da und streichelten die grauen, dichten Haare, als ob sie wirklich einen Körper in ihren Händen hielten.

»Von jetzt ab«, sagte Teresa, »sind wir das Rudel. Wer eine von uns verletzt, verletzt uns alle.«

Die Mädchen nickten und streichelten die gemeinsame Haut. Plötzlich brach Ronja in ein lautes Lachen aus. Sie schaukelte vor

und zurück, während sie vor Lachen heulte und den Fellstreifen schwang. Teresa beobachtete sie, lauschte auf das Geräusch ihres Lachens und erkannte etwas aus ihrer Zeit in der Kinder- und Jugendpsychiatrie wieder, das sie bei den anderen Insassen erlebt hatte. Ronja war eine Buchstabenkombination, eine Diagnose. Sie litt an einer psychischen Krankheit, deren Namen Teresa nicht wusste.

Nachdem Ronja aufgehört hatte zu lachen, küsste sie mehrere Male ihren Fellstreifen, knotete ihn sich mithilfe ihrer Zähne um den Oberarm und wandte sich dann an Teresa.

»Du hast vorhin gesagt, dass wir etwas sind, aber noch nicht wissen, was. Ich kann dir sagen, was wir sind. Wir sind eine Gruppe von Versagern, die eure Lieder mögen. Und wir sind gefährlich. Verdammt gefährlich.«

10

In den darauffolgenden Wochen suchte die Gruppe ihre Richtung. Über Theres' und Teresas Lieder hinaus gab es nicht viel, was sie zusammenhielt, kein Hobby oder ein gemeinsames Interesse, um das sie sich sammeln konnten. Das Einzige, was sie verband, war das Gefühl einer Notwendigkeit, dass sie sich treffen und zusammen sein mussten, aber ansonsten waren sie ein streunendes Rudel ohne ein bestimmtes Ziel.

Alle wollten Theres nahe sein. Eine widersprüchliche Mischung aus einem Beschützerinstinkt, der ihnen gebot, sich um dieses zerbrechliche Mädchen zu kümmern, und einer Ehrfurcht vor diesem Wesen, das ihnen der Himmel geschickt zu haben schien. Sie

dürsteten nach ihren Worten, nach ihrer Stimme, wenn sie hin und wieder sang, nach ihrer bloßen Anwesenheit.

Und sie dürsteten nach der Gemeinschaft mit den anderen. Was Teresa als Geruchseindruck während ihres ersten Treffens erlebt hatte, konnten bald alle bestätigen. Dies war die einzige Gruppe, in der sie sich sicher fühlten. Die Angst, von der sie im Alltag beherrscht wurden, verflüchtigte sich, sobald sie zusammensaßen.

Teresa hatte begonnen, diese Sonntagstreffen als ihr eigentliches Leben zu betrachten und die Gruppe als ihre Familie. Die restlichen Tage der Woche waren Beiwerk, und sie sehnte sich ständig nach dem Wochenende, wenn sie wieder bei *den Ihren* sein konnte.

Trotzdem schien etwas zu fehlen. Ronja sagte, dass sie eher eine therapeutische Gesprächsgruppe wären als ein Rudel. Alle hatten ihre Wolfspelzstreifen, einige von ihnen hatten sie sogar auf ihre Jacken genäht, aber wohin war dieses Rudel eigentlich unterwegs, was sollte es *tun*?

Als sie sich das dritte Mal trafen, berichtete Linn, die endlich zu sprechen wagte, dass sie immer spielte, sie sei tot. Sie hatte es ganz beiläufig erzählt, aber eine unerwartete Reaktion bekommen. Es stellte sich heraus, dass man einen ganz konkreten gemeinsamen Nenner gefunden hatte. Sie alle, jedes einzelne Mädchen, spielte dieses Spiel.

Also begannen sie, es gemeinsam zu spielen. Sie legten sich vor dem Wolfsgehege ins Gras und nahmen sich an den Händen, schlossen die Augen und flüsterten liturgische Formeln wie »Das Gras wächst durch unsere Herzen«, »Unsere Körper vermodern, und Maden fressen uns von innen auf«, »Wir sinken durch die Erde, und alles ist still«. Sie konnten lange so daliegen, und als sie wieder aus ihren Gräbern stiegen, schien ihnen die Welt lebendiger vorzukommen.

Theres sagte, dass es gut war, aber nicht so richtig. Als Teresa fragte, was sie damit meine, bekam sie die Antwort, dass sie es schon wisse.

Ja. Sie wusste es. Aber das war kein Wissen, das sie mit den anderen teilen konnte. Ganz gleich, wie hoch sie ihren Zusammenhalt schätzte, so wagte sie ihnen doch nicht auf dieselbe unreflektierte Weise zu vertrauen, wie Theres es tat.

Sie hätte es gerne erzählt, hätte gern etwas von ihrer Erfahrung abgegeben und die Narbe an ihrem Bauch vorgezeigt. Wie sie ins Leben gekommen war und ihre Sinne gestärkt hatte, wie sie seitdem im *Jetzt* lebte, das ihr früher nicht zugänglich gewesen war. Wie es ihr erlaubte, in ihrer Gruppe zu sitzen und wirklich anwesend zu sein, sich von der Gruppe zu trennen und weiterhin im Rascheln des Laubs, im Geruch der Abgase und im Spiel der Farben den Lauf des Lebens spüren zu können.

Aber sie wagte es nicht zu erzählen. Die anderen waren nicht dort, wo sie schon war. Wenn sie sich trafen, brauchten sie erst eine Weile, bis sie den gemeinsamen Ton gefunden hatten, bis die Angst verflogen war. Die übrigen sechs Tage der Woche klebten noch an ihnen, und sie waren trotz allem nur andere Menschen mit Eltern und Klassenkameraden.

Wie schwer es war, sich am Leben zu halten! Sie dachte oft daran und erinnerte sich, wie sie selbst gewesen war. Niemals richtig *da*. Nur in kurzen, hellen Momenten zwischen den Sorgen und Gedanken hatte sie sich selbst als jemand gesehen, der atmete und lebte und den Augenblick genießen konnte. Dann war es wieder vorbei.

Wie anders es jetzt war! Sie hatte es erzählen wollen. Aber es war zu gefährlich. Noch.

DIE TOTEN MAEDCHEN

So don’t let the blue eyes fool you
They’re just gelignite, loaded
And aiming right between your eyes.
Morrissey, You know I couldn’t last

1

Die Scheibe, die Mitte Mai veröffentlicht wurde, war Flickwerk. Weil man auf der Welle mitreiten wollte, die von »Flieg« losgetreten worden war, hatten der Produzent, die Musiker und die Studiotechniker nur ein paar Wochen Zeit, um aus den dünnen MP3-Dateien ein fertiges Produkt zu machen.

Max Hansen versuchte es mit Zuckerbrot und Peitsche, um Theres ins Studio zu bekommen, wo sie eine professionelle Vokalspur einspielen sollte. Er versprach ihr fünf- und sechsstellige Beträge, er drohte ihr mit der Polizei, der Psychiatrie und den hungrigen Geiern der Medien, aber es nutzte nichts. Entweder waren seine Drohungen durchsichtig, oder sie war nicht in der Lage, das Elend zu begreifen, das über sie kommen konnte.

Er vermutete Ersteres. Theres oder das Monster hatten begriffen, dass er nicht erzählen konnte, was er wusste, ohne sich selbst dabei zu verbrennen. Oh, er war so bereit, sich selbst zu verbrennen, aber er wollte den richtigen Augenblick abwarten. Den Augenblick, in dem er weit entfernt von Stockholm war und keine anderen Sorgen mehr hatte, als sein Geld dort anzulegen, wo es die größte Rendite abwarf.

Obwohl die Scheibe so hastig zusammengeschustert worden war, wurde sie mit Enthusiasmus begrüßt. Kein einziger Rezensent unterließ es, die miserable Qualität der Gesangsaufnahmen zu kommentieren. Auf der anderen Seite besaß Theres' Stimme einen Ton und einen Klang, die alle Mängel vergessen machten. Die Produktion ließ ebenfalls viel zu wünschen übrig, doch auch hier wurde das

Mechanische im Klangbild durch die Qualität der Songs aufgewogen. Es konnte kein Zweifel daran bestehen, dass man in dieser Tesla, wer auch immer sie sein mochte, einen neuen Künstler gefunden hatte, mit dem man rechnen musste.

Nach allem, was Max Hansen über Theres herausgefunden hatte, wagte er nicht, sie zu treffen, ohne dass andere Menschen anwesend waren, aber auch via Mail oder Telefon gelang es ihm nicht, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Also konnte er auch keine Interviews oder Fototermine zustande bringen.

Schon ein paar Tage nachdem die Platte erschienen war, stellte sich heraus, dass diese scheinbare Schwäche in Wirklichkeit eine große Stärke war. Es gab eine unglaubliche Nachfrage nach Informationen und O-Tönen von diesem neuen Stern am schwedischen Musikhimmel, aber das Angebot blieb aus. Gerade als Max Hansen begann, eine Strategie mit erfundenen Zitaten und Interviews zu entwickeln, beobachtete er, wie sich der Ton in den Artikeln über Tesla veränderte.

Ihr Schweigen wurde als Seriosität gedeutet, und dass sie nie in der Öffentlichkeit erschien, machte sie geheimnisvoll. Nach einem Beitrag im *Aftonbladet*, der Tesla als die große schwedische Musikhoffnung feierte und sich in Spekulationen um ihre Person erging, sprangen andere Zeitungen auf diesen Zug auf. Die Auftritte bei *Idol* wurden analysiert und für magisch befunden, Tora Larssons einsilbige Antworten wurden gedeutet. Wie man das bisschen, was man wusste, auch drehte und wendete, man kam zu keinem Ergebnis. Es war mystisch. Spannend.

Max Hansen hätte es nicht besser timen können, wenn er es geplant hätte. Es war eine dreistufige Rakete. Erst die Spekulationen, dann das Skansen-Festival und dann … die Bombe. Eine Woche nach dem Festival würde er sie zünden, und wenn das den ohnehin

schon guten Verkauf nicht richtig in Fahrt bringen würde, dann wusste er auch nicht.

Aber die Konstruktion der Rakete hatte einen Schwachpunkt.

Teslas Auftritt auf dem Skansen-Festival war auf den sechsundzwanzigsten Juni festgesetzt worden, und sie würde im selben Programm auftreten wie The Ark. Alles war auf Erfolg programmiert, und Max Hansen hatte ihr alle Details gemailt. Alles geritzt, bis auf ein winziges Detail: Er wusste nicht, ob sie die Absicht hatte zu kommen.

Das Schwedische Fernsehen wollte unbedingt einen direkten Kontakt zu Tesla herstellen, aber Max Hansen hatte auf die allgemein bekannte Zurückgezogenheit des Mädchens hingewiesen und gesagt, dass jegliche Kommunikation über ihn laufen müsse und dass er garantieren könne, dass sie sowohl für die Generalprobe als auch für den Auftritt rechtzeitig vor Ort sein werde, kein Problem.

Also: mucho problem.

Die Ungewissheit nagte, und Max Hansen begann verzweifelte Maßnahmen in Erwägung zu ziehen.

2

Wenn es möglich ist, ein anderer Mensch zu werden, als der, der einst geboren wurde, dann kam Jerry als ein anderer Mensch aus den USA nach Hause. Wenn er nach vorn blickte, dann blickte er auf neue Ziele, sein Blick zurück hatte sich ebenfalls verändert. Und dieses Mal war er nicht von außen in eine neue Richtung gestoßen worden, sondern hatte selbst diesen Schritt getan.

Es geschah am dritten Tag seines Besuchs. Paris' Eltern wohnten in einem kleinen Haus am Rande von Miami, und Jerry, Paris und Malcolm waren einkaufen gefahren. Der Wal-Mart ließ den ICA Flygfyren in Norrtälje wie eine Würstchenbude erscheinen. Wenn der Parkplatz leer gewesen wäre, hätte man dort wahrscheinlich mit einem Flugzeug landen können.

Für einen Tag im April war es ungewöhnlich warm und feucht. Paris hatte erzählt, dass das verglichen mit dem Sommer noch gar nichts sei, aber für Jerry waren es die reinsten Tropen. In seinem Schädel wuchs der Druck, während sie sich einen Weg durch die Menschenmassen im voll klimatisierten Einkaufszentrum bahnten, und als sie mit ihren übervollen Tüten auf den Parkplatz traten und ihnen die Hitze entgegenschlug, wurde Jerry schwindelig.

Sie hatten den Wagen mehrere hundert Meter vom Eingang entfernt abgestellt, und als sie sich unter der sengenden Sonne über die enorme Ebene bewegten, gaben die Beine unter Jerry nach. Die Tüten plumpsten zu Boden, und er sank auf die Knie. Er beugte den Rücken und hielt sich den Kopf mit den Händen, während ihm der Schweiß den Rücken hinunterrann. Er schämte sich, aber er kam nicht wieder auf die Beine. Er fühlte sich wie ein Versager, und dies war die Bestätigung dafür, was für ein jämmerlicher Typ er war.

Paris' Eltern hatten ihn freundlich aufgenommen, und er hatte fast vergessen können, was für ein Verrat an Theres diese Reise erst möglich gemacht hatte. Er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er sie einsam zurückgelassen hatte, aber es hatte keine Alternative gegeben. Er hatte keine andere Wahl gehabt, als Paris zu begleiten. Und als er jetzt auf dem heißen Asphalt kniete, kam es ihm vor wie die Strafe Gottes. Er hatte ihn mit seiner Sonnenkeule auf den Schädel geschlagen, um ihn niederzuzwingen und ihm klarzumachen, was für ein Mistkerl er war.

Er spürte, wie sich Malcolms Arme um ihn schlangen, spürte das Gewicht des kindlichen Körpers auf seinem Rücken, als der Junge ihn von hinten umarmte und rief: »Jerry, Jerry, was ist los? Komm schon, Jerry.«

Die dünne, besorgte Stimme erfrischte ihn ein wenig, und er hob den Blick und sah, wie sich Paris zu ihm hinunterbeugte und ihm die Wange streichelte. Die Sonne stand direkt hinter ihrem Kopf und ließ ihr schwarzes Haar wie einen Glorienschein um ihren Kopf erstrahlen, als sie sagte: »Liebling, was ist passiert? Wie geht es dir?«

Jerry richtete sich auf, er hockte immer noch auf den Knien und blinzelte gegen das Licht, als er Paris in die Augen schaute. Die Worte, die seinem Mund entströmten, kamen ganz natürlich: »Paris. Willst du mich heiraten? Will you marry me?«

»Yes.«

»Wie bitte … what?«

»Yes. Sobald du wieder aufgestanden bist, können wir zum Pfarrer gehen, wenn du es so haben möchtest.«

Jerry war ganz allmählich wieder auf die Füße gekommen, aber Paris' Vorschlag, dass sie direkt zum Pfarrer gehen könnten, war nicht ernst gemeint. Ja, sie wollte ihn heiraten, aber dann sollte es auch eine richtige Hochzeit sein. Wenn sie gesagt hätte, dass sie nur im Taucheranzug auf dem Gipfel des Mount Everest heiraten würde, dann hätte Jerry ebenfalls alles versucht, um es möglich zu machen. Eine richtige Hochzeit war ein Kinderspiel dagegen.

Als sie zurück in Schweden waren, begannen sie zu planen, und sie beschlossen, dass sie sich Mitte Juli in Miami trauen lassen würden, weil von ihnen nur Paris noch Verwandtschaft hatte. Es machte Spaß, sich damit zu beschäftigen, aber es waren im Grunde

nur technische Details. Das Wesentliche war auf dem Parkplatz vor dem Wal-Mart passiert.

Jerry war schon einige Male in seinem Leben angezählt worden, er wusste, was es sowohl in physischer als auch in psychischer Hinsicht bedeutete, auf den Knien zu liegen. Doch niemals war es vorgekommen, dass ihn dabei jemand umarmt und mit echter Sorge gesagt hatte: »Komm schon, Jerry.« Niemals hatte ihm dabei jemand die Wange gestreichelt, ihn Liebling genannt und gefragt, wie es ihm gehe. Niemals hatte sich wirklich jemand dafür interessiert, ob er wieder auf die Beine kam oder nicht.

Aber auf dem kochenden Asphalt war das Wunder geschehen, und wie hätte es ihn nicht verändern sollen? Es gab eine Zukunft, die hell erstrahlte, und wenn er von hier aus auf seine miese Vergangenheit zurückschaute, hatte sie trotzdem ihren Sinn, da sie ihn bis zu diesem Jetzt geführt hatte.

Wenn Ingemar Stenmark nicht diesen Lauf gefahren wäre, der seine Gitarrenvorführung unterbrochen hatte, wäre er als Teenager vielleicht nicht auf die schiefe Bahn geraten und hätte sich vielleicht auch nie für Theres interessiert. Wenn Theres nicht gefunden worden wäre und seine Eltern nicht getötet hätte, hätte er nicht mit ihr zusammengewohnt. Wenn er nicht Gitarre gespielt hätte, wenn er nicht diese Brieftasche gefunden hätte, wenn Theres nicht so gewalttätig geworden wäre … alles hatte ihn am Ende zu Paris und zu diesem Kniefall auf dem Parkplatz geführt. Also war es gut.

Die einzige dunkle Wolke an Jerrys Horizont war dieser Max Hansen. Eine gute Woche nachdem Jerry aus den USA nach Hause gekommen war, hatte er sich wie eine Klette an ihn gehängt, um Theres irgendwie ins Studio zu bekommen.

Vielleicht verführte ihn sein neu gewonnenes Glück auch dazu, die Schwierigkeiten mit Theres zu sehr auf die leichte Schulter zu nehmen, aber selbst sie schien sich in diesem Leben zurechtgefunden zu haben. Sie kommunizierte mit ihren Freundinnen und schien sich immer mehr an das normale Leben anzupassen. Jerry wurde klar, dass Max Hansen über Theres' Vergangenheit Bescheid wusste, weil er sie als Drohung zu benutzen versuchte. Jerry fragte Theres, ob sie noch einmal im Studio singen wolle, und sie antwortete Nein. Max Hansen wollte die Antwort nicht akzeptieren, und Jerry besorgte sich eine geheime Telefonnummer.

Trotzdem kam die Scheibe heraus, und Jerry schickte Max Hansen viele böse Gedanken, als das Telefon trotz der geheimen Nummer zu klingeln begann. Journalisten fragten nach Tesla oder Tora Larsson, und Jerry sagte, dass er keine Ahnung habe, wovon sie sprachen. Nach fünf Gesprächen dieser Art zog er den Telefonstecker, warf das Telefon in den Müllschlucker und besorgte sich ein Handy mit Prepaidkarte.

Ende Mai erreichte Jerry ein Umschlag. Er enthielt zehn gebügelte Tausend-Kronen-Scheine und einen Brief, der in aggressiver Tonlage erklärte, dass er weitere zwanzig Riesen bekommen würde, wenn er garantieren könne, dass Theres sich am Morgen des sechsundzwanzigsten Juni in Skansen einfinden würde. Am besten solle er möglichst sofort Kontakt zu Max Hansen aufnehmen, um zu bestätigen, dass er diese Aufgabe übernehmen würde, ansonsten würde die Hölle losbrechen.

Jerry legte die zehn Tausender für die Hochzeit zur Seite und fragte Theres, was sie vorhatte. Sie sagte, dass sie es noch nicht wisse, und damit gab er sich zufrieden. Was hatte er für Alternativen? Sollte er Theres in einen Sack stecken und nach Skansen

tragen? Das Einzige, was er tun konnte, war die Daumen zu drücken, ein Gebet zu sprechen und das Beste zu hoffen.

Seine Unterhaltungen mit Theres beschränkten sich mittlerweile meistens auf praktische Fragen. Sie hatte ihr eigenes Leben und er seins. Er sorgte dafür, dass es Babygläschen im Kühlschrank gab, und er bezahlte die Rechnungen. Ansonsten überließ er sie sich selbst, während er immer mehr Zeit zu Hause bei Paris und Malcolm verbrachte.

Jerrys neue, positive Einstellung gegenüber der Welt war inzwischen so sehr zu seiner Natur geworden, dass er sich keine weiteren Gedanken darüber machte, als er Ende Mai zufällig erfuhr, dass der frühere Filialleiter des kleinen Supermarktes einem Raubmord zum Opfer gefallen war. Nichts als eine traurige Geschichte, die ihn nichts anging. Ausnahmsweise einmal.

3

Eine gute Woche nachdem das Album veröffentlicht worden war, bekam Teresa eine Mail von Max Hansen. Die Nachricht lautete: »Lies und denk drüber nach. 26. Juni. Bestätigen.«

Angehängt waren ein paar Zeitungsartikel über Lennart und Laila, eine Abschrift ihres inventarisierten Nachlasses, in den Jerry als Alleinerbe aufgeführt war, die persönlichen Daten von Angelika Tora Larsson und eine Kopie von Theres' Anmeldungsbogen für *Idol*.

Max Hansen wollte zeigen, dass er ein fertiges Paket besaß, und selbst wenn es keine Neuigkeit war, dass er wusste, was er wusste, so konnte er die beabsichtigte Wirkung erzielen. Der bloße

Gedanke – dass er mit einem Mausklick ihre ganze Existenz zerstören konnte – war schon widerlich, und Teresa bekam zum ersten Mal richtig Angst. Sie schrieb eine lange Mail an Theres, in der sie verschiedene Szenarien durchspielte, ihre Möglichkeiten beschrieb und am Ende zu dem Ergebnis kam, dass es am besten wäre, wenn sie auf dem Festival auftreten würde. Damit hatten sie zumindest bis dahin Zeit, sich etwas auszudenken.

Dieses *etwas* konnte nur eines sein. Die Frage war, wie sie nahe genug an Max Hansen herankommen konnten, um es durchführen und anschließend unentdeckt davonkommen zu können. Teresa sehnte sich. Der Mann im Supermarkt war ihr in den Weg geworfen worden, sie hatte getan, was sie getan hatte, und sich erst später wohl damit gefühlt. Mit Max Hansen war es eine ganz andere Sache. Sie freute sich darauf, und dieses Mal würde sie es von Anfang bis Ende genießen. Falls sie denn die Gelegenheit dazu bekam.

In ihren Fingern hatte es auf eine unangenehme Weise zu jucken begonnen, und hin und wieder hatte sie ein leeres Gefühl im Bauch. Ungewollte Bilder begannen sich aufzudrängen und ihre Lebenslust immer mehr zu verdunkeln. Sie konnte im Bus sitzen und auf den Hinterkopf ihres Vordermanns starren, sich ein Werkzeug in ihrer Hand vorstellen und sich danach sehnen, endlich zuzuschlagen. Als sie eines Nachmittags allein mit der Bibliothekarin in der Bücherei saß, stellte sie sich verschiedene Arten vor, wie sie sie umbringen könnte. Sie könnte nach einem ungewöhnlichen Buch fragen, sie nach unten ins Magazin begleiten. Ein Ziegelstein, ein Rohr. Rums auf den Kopf, noch ein Rums. Noch mal. Öffnen. Und dann der rote Rauch, ihn schmecken, ihm wieder nahekommen.

Sie warf jeden Tag immer noch drei Tabletten ihrer Medizin weg, hatte neue verschrieben bekommen, die sie auch wieder wegwarf.

Sie war zum Nachsorgegespräch in der Kinder- und Jugendpsychiatrie gewesen und hatte ihre Rolle mit großem Erfolg gespielt, war als gesund genug beurteilt worden, um die Pillen zum Sommer absetzen zu können.

Aber sie wusste, dass ihr normales Verhalten nicht daher rührte, dass sie im landläufigen Sinne »gesund« war. Sie war sicher und harmonisch, ja. Sie fühlte sich mit sich und ihrem Leben wohl, ja. So weit, so gut, und die volle Punktzahl auf der Liste des Psychodoktors. Aber den Grund für die guten Noten kannten allein sie und Theres. Dass sie eine Mörderin war, dass sie ein Wolf war, dass sie die gewöhnlichen menschlichen Rücksichten verworfen hatte.

Hätte sie darüber in dem gemütlichen Büro der Ärztin Rechenschaft abgelegt, wäre sie eher auf unbestimmte Zeit weggeschlossen worden statt so gut wie gesundgeschrieben. Also wusste Teresa, dass sie in der konventionellen Bedeutung des Wortes nicht gesund war, dagegen aber durchaus in ihrer eigenen, und das war das Wesentliche.

Das Problem war … die Abstinenz.

Es ging so weit, dass sie am Küchentisch sitzen und Olof dabei beobachten konnte, wie er Butterbrote in sich hineindrückte und gleichzeitig in einer Spielezeitschrift las. Sie konnte seinen Nacken studieren und mit den Blicken von seinem hinteren Haaransatz zu dem Nudelholz aus Marmor wandern. Eines Tages, als Maria krank war und zu Hause auf dem Sofa lag und alte Dean-Martin-Platten hörte, betrachtete Teresa ihre dösende Mutter, während sie mit den Fingern über den Griff des Feuerhakens strich.

Solche Sachen.

Ganz gleich, wie gut Teresa sich zur Zeit fühlte, und ganz gleich, ob Dean Martin gerade »Brother, you can’t go to jail for what you’re

thinking« sang, sie hätte gerne auf diese Fantasien verzichtet. Aber sie drängten sich auf, und sie konnte sie nicht abschütteln.

Als Teresa am Sonntag, vier Tage nach Max Hansens Mail, Theres in Svedmyra abholte, hatten sie immer noch nichts entschieden. Es waren noch zwei Wochen bis zum sechsundzwanzigsten Juni, und Teresa hatte jeden Morgen die News im Internet kontrolliert, voller Besorgnis, dass Max Hansen mit dem, was er wusste, an die Öffentlichkeit gegangen sein könnte. Bis jetzt war es noch nicht passiert, aber Teresas Bauchgefühl sagte ihr, dass es nicht mehr lange dauern würde.

Sie unterhielten sich in der U-Bahn, und sie unterhielten sich im Bus nach Djurgården. Flüsternd, weil sehr viel mehr Leute an Bord waren als beim ersten Mal, als sie diese Strecke gefahren waren. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass sie Max Hansen zusagen sollten. Ob Theres dann wirklich kommen würde, war eine andere Sache. Teresa hatte gewiss nicht vor, zu Max Hansens Sprachrohr zu werden und zu versuchen, Theres davon zu überzeugen.

Wie gewöhnlich waren sie etwas früher als die anderen hinausgefahren, und als sie sich der Stelle vor dem Wolfsgehege näherten, saßen dort drei junge Männer. Es war auch früher schon vorgekommen, dass andere vor ihnen da gewesen waren, und in solchen Fällen bediente sich die ganze Gruppe der ebenso einfachen wie effektiven Methode, die Eindringlinge so lange anzustarren, bis sie sich trollten.

Die Männer waren um die zwanzig und hatten weder Decken noch Bier oder eine Musikanlage dabei, sodass Teresa vermutete, dass sie nicht mehr lange bleiben würden. Bis auf Weiteres breiteten Theres und sie ihre Decken etwas weiter oben aus, setzten sich und unterhielten sich weiter.

Drei Schatten fielen über sie. Sie waren so in ihr Gespräch vertieft gewesen, dass sie gar nicht gemerkt hatten, wie sich die Männer ihnen genähert hatten. Als Teresa zu ihnen aufschaute, konnte sie trotz des Gegenlichts sofort erkennen, dass etwas nicht stimmte, und gleich danach bemerkte sie den Geruch, klar und deutlich: *Bedrohung*.

Alle drei hatten die Hände tief in den Taschen ihrer weiten Jogginganzüge versenkt und sich so aufgestellt, dass Theres und Teresa zwischen ihnen und dem Zaun saßen.

Der Typ in der Mitte ging in die Hocke. Unter dem dünnen Stoff seiner Hosen konnte Teresa seine aufgepumpten Beinmuskeln erkennen, und seine Oberarme waren so dick wie ihre eigenen Oberschenkel.

»Hallo«, sagte er und nickte Theres zu. »Du bist Tesla, oder?«

Theres, die von der Attitüde der Männer vollkommen unberührt schien, nickte und sagte ihren Spruch auf: »Wir. Ich singe. Teresa schreibt die Worte.«

»Aha, soso«, sagte der Typ. »Du bist ja ein ganz süßes Mädchen.« Er stieß Teresas Schulter an, als ob es sich bei ihr nur um irgendeinen Gegenstand handelte, der im Weg stand. »Wozu könntest du so eine Tonne hier auch sonst gebrauchen?«

»Ich verstehe nicht«, sagte Theres.

»Nee. Sieht so aus. Als würdest du nicht so gut verstehen.«

»Was wollt ihr?«, sagte Teresa. »Geht weg. Wir haben euch nichts getan.«

Der Typ zeigte auf Teresa. »Du. Hältst den Mund. Ich spreche mit der hier.« Er deutete auf einen der anderen Männer, der sich vor Teresa hockte, während er zu Theres hinüberging.

Der Kerl, der jetzt so nahe an Teresa saß, dass sie seinen Atem riechen konnte, hob seine großen Hände, zeigte ihr, über welche

Waffen er verfügte. Er sah unintelligent bis grenzdebil aus, und Teresa bezweifelte nicht, dass er genau das tun würde, was man ihm sagte. Aus den Augenwinkeln sah sie, dass sich von Weitem ein paar der anderen Mädchen näherten.

»Du singst gut«, sagte der erste Typ, der sich jetzt über Theres aufgebaut hatte. Er zeigte nach Skansen hinein. »Und du wirst hier in ein paar Wochen singen, oder?« Als Theres nicht antwortete, sagte er es noch einmal, mit mehr Nachdruck: *»Oder?«*

Als die Männer zu ihnen gekommen waren, hatte Teresa kurz überlegt, ob nicht Max Hansen dahinterstecken könnte, aber die Idee als zu weit hergeholt abgetan. Aber es war tatsächlich so. Er hatte sich Handlanger besorgt, um das zu erledigen, was er mit seinen Schreibereien nicht vermochte.

Als Theres immer noch nicht antwortete, packte sie der Typ unter den Armen und hob sie ohne große Schwierigkeit gegen den Zaun, bis sich ihr Gesicht in der Höhe von seinem befand und ihre Füße zwanzig Zentimeter über dem Erdboden baumelten. Teresa versuchte auf die Beine zu kommen, aber ihr Gorilla legte seine schweren Hände auf ihre Schultern und drückte sie hinunter, während er schnaubte, als wollte er ein Pferd beruhigen. Die Mädchen hatten angefangen zu laufen, aber sie waren immer noch mehr als hundert Meter entfernt. Der erste Typ zog Theres näher an sich heran und drückte sie unter dem Rasseln der Drahtmaschen erneut gegen den Zaun. *»Oder?«* Theres zog die Lippen zurück, entblößte ihr Zahnfleisch, und der Typ lachte. »Du kannst knurren, so viel du willst. Wirst du tun, was ich dir gesagt habe? Ich brauche eine Antwort!«

Er schüttelte Theres, sodass ihr Kopf gegen den Zaun schlug. Tränen des Zorns brannten in Teresas Augen, als sie über die Arme des Gorillas kratzte, ohne dass es ihn mehr zu stören schien als ein Mückenschwarm. Sie hätte treten, schreien und bis zum letzten

Blutstropfen kämpfen müssen, *aber sie kam noch nicht einmal auf die Beine*. Es war unerträglich.

»Ja!«, schrie sie. »Ja. Sie kommt! Lass die Finger von ihr! Lass sie runter!«

Der Kerl, der Theres festhielt, nickte. »Ich will es von dir hören, Kleine. Wirst du tun, worum ich dich so nett und freundlich bitte?«

Es waren die zwei Annas, Miranda, Cecilia und Ronja, die sie jetzt erreichten. Der dritte Mann, der bislang beschäftigungslos herumgestanden hatte, ging ihnen mit erhobenen Armen entgegen. »Sachte, sachte. Jetzt bleiben wir ganz ruhig und besonnen hier stehen.«

Ronja richtete einen Tritt auf seine Kniescheibe, traf aber nicht gut genug, um den Typen aus der Balance zu bringen, er packte sie und warf sie ins Gras. Die anderen vier waren unentschlossen stehen geblieben und starrten auf Theres, die still nickte und sagte: »Ja. Ich werde singen.« Zwei Sekunden später hatten ihre Zähne sich um die Augenbraue des Angreifers geschlossen.

Das Brüllen des Kerls brachte alles andere zum Stillstand. Sogar seine Kumpane waren wie paralysiert, als sie mit offenen Mündern das Schauspiel am Zaun verfolgten. Der Typ drehte sich einmal im Kreis, als ob er mit Theres tanzen wollte, während er versuchte, sie von sich wegzudrücken. Als es ihm gelang, musste er ein Stück seines Körpergewichts dafür hergeben. Theres spuckte etwas aus, und Blut strömte in das eine Auge des Mannes hinein, während er sie immer noch mit gestreckten Armen festhielt.

Der Kerl brüllte wie am Spieß und warf Theres mit voller Kraft in den Zaun. Sie prallte von dem elastischen Netz ab und wurde zu Boden geschleudert. Als er Theres einen Tritt verpassen wollte, rief der andere Typ, der Teresa festhielt: »Wir sollten sie doch nicht verletzen.«

Der Mann besann sich, presste eine Hand auf seine verletzte Augenbraue und begnügte sich damit, Theres mit der Schuhspitze auf den Rücken zu rollen, woraufhin er ihr mit der anderen Hand fest zwischen die Beine griff und fauchte: »Du solltest verdammt aufpassen. Vielleicht komme ich zurück und spiele dann ein bisschen mehr mit dir!«

Dann gingen sie, begleitet von Flüchen und leeren Drohungen, die vor allem von Ronja und Teresa kamen, aber sie gingen. Alle Mädchen versammelten sich um Theres, deren Lippe geplatzt war. Ihr Mund war mit blutigem Speichel verschmiert, und es half nichts, dass sie sich mit Händen und Füßen wehrte, von allen Seiten legten sich Arme und Hände über sie, um sie zu streicheln, zu säubern und zu stützen. Erst als Theres die Arme über dem Kopf verschränkte und rief: »Hört auf mich anzufassen!«, wurden die helfenden Gliedmaßen zurückgezogen, und die Mädchen standen mit leeren Händen da, als wüssten sie nicht, was sie machen sollten.

»Verdammt!«, sagte Ronja. »Verdammt, verdammt. Gottverfluchte Scheiße, wir waren doch mehr!«

Sie riss einen herunterhängenden Zweig ab und begann den Baumstamm zu peitschen, während ein Fluch nach dem anderen aus ihr herausplatzte und ihr Körper unkontrolliert zuckte. Teresa dachte schon, dass sie sich in eine echte Hysterie hineinsteigern würde, aber nach einer guten Minute warf sie den Zweig fort, schlug sich selbst ein paar Mal mit den Fäusten gegen den Kopf, worauf sie die Hände senkte und ausatmete.

Auch die restlichen Mädchen waren eingetroffen, und alle standen während Ronjas Ausbruch mit hängenden Köpfen da, manche streichelten ihre Wolfsfellstreifen, als ob sie etwas in sich trösten wollten, um Verzeihung bitten wollten. Als Ronja mit immer

noch zitternden Händen kam und sich auf die Decken setzte, sagte Teresa: »Oder?«

Sie hatten einige Male darüber gesprochen, ob sie sich nicht einmal ein ganzes Wochenende sehen sollten, und jetzt war dies absolut notwendig geworden. Sie konnten so viel reden und sich mit Wölfen identifizieren, wie sie wollten, aber als es wirklich darauf ankam, hatten sie nicht wie ein Rudel reagiert, sondern das Rudel war in vereinzelte, verschreckte kleine Menschen auseinandergefallen. Das durfte nicht noch einmal passieren.

Beatas Eltern besaßen ein großes Wochenendhaus im Wald außerhalb von Åkersberga. Sie würden erst wieder im Juli dorthin fahren, und Beata wusste, wo der Schlüssel war. Das Problem war, dass das Haus gut fünf Kilometer von der nächsten Bushaltestelle entfernt lag. Es stellte sich jedoch heraus, dass sowohl Anna L. als auch Ronja einen Führerschein hatten, dass Anna L. sogar ein eigenes Auto besaß.

Keine der anderen hatte geglaubt, dass in ihrer Gruppe irgendjemand einen Führerschein haben könnte, aber jetzt, wo sie es wussten, verbreitete sich ein unbeschwertes Freiheitsgefühl. Sie hatten einen Ort, an dem sie sein konnten, sie hatten die Möglichkeit, dorthin zu kommen. Gemeinsam besaßen sie Ressourcen und Möglichkeiten, die sie als Einzelne niemals gehabt hatten.

Teresa saß so dicht bei Theres, dass sie sie hätte berühren können, als sie die Pläne für das kommende Wochenende machten. Zeiten, Essen, Schlafsäcke und so weiter. Theres schien unberührt von der Auseinandersetzung mit den drei Männern zu sein, und nur ihre geschwollene Unterlippe verriet, dass etwas passiert war. Sie mischte sich nicht in die Diskussion ein, bis über das Essen

diskutiert wurde. Als von Pasta und Dickmilch die Rede war, warf Theres ein: »So etwas esse ich nicht.«

Wie üblich brachte die kleinste Äußerung von Theres die Unterhaltung sofort zum Erliegen. Alle wandten sich ihr zu, ein paar mit einem genierten Gesichtsausdruck, als würden sie sich schämen, dass sie sie für ein paar Minuten vergessen hatten.

Cecilia fragte: »Was … isst du denn dann?«

»Sachen im Glas. Es heißt Semper. Oder Nestlé.«

»Du meinst so … Babygläschen? Warum isst du das?«

»Ich bin klein.«

»Wir besorgen das«, sagte Teresa. »Kein Problem.«

Es wurde eine Weile still, während die Gruppe diese neue Information verdaute. Dann schaute Linn in die Runde und sagte mit ungewöhnlich fester Stimme: »Dann essen wir das alle.«

Einige lachten erleichtert über diese elegante Art, den Knoten zu durchschlagen, und die Pläne gingen in eine andere Richtung. Welche Sorten, wie groß sollten die Gläschen sein, wie viele davon, und wer würde sie besorgen?

Als sie sich trennten, war alles festgelegt. Am nächsten Freitagnachmittag würden sie die U-Bahn nehmen, anschließend die Roslagsbahn und den Bus Nummer 621 bis zum Grandalsvägen in Åkersberga. Dann sollte Anna L. sie im Pendelverkehr zum Wochenendhaus am Trastsjön transportieren. Sie sollten Schlafsäcke und Liegematten dabeihaben, sie würden zwei Tage lang Babygläschen essen und zu einem richtigen Rudel werden.

Die anderen Mädchen winkten ihnen zu, als sie zur Bushaltestelle aufbrachen, während Theres und Teresa auf den Decken sitzen blieben. Teresa ging eine Runde, fand das kleine Stück Fleisch, das Theres aus der Augenbraue des Typs gebissen hatte, und drückte es mit der Schuhsohle in die Erde. Dann setzte sie sich wieder.

»Wird das gut?«, fragte sie. »Nächstes Wochenende?«

»Ja«, sagte Theres. »Es ist gut. Sie werden aufhören, Angst zu haben. Wie du.«

Teresa musste lange Zeit warten, bis Theres den Kopf zum Wolfsgehege drehte und nicht sehen konnte, was sie machte. Sie krabbelte schnell heran und küsste sie auf die Wange.

»Entschuldige«, sagte sie. »Danke.«

4

Alle Menschen tragen eigentlich einen anderen Namen.

Am Dienstagabend vor der Schulabschlussveranstaltung stand Teresa vor dem Spiegel im Badezimmer und versuchte ihren anderen Namen zu finden. Sie war als Teresa aufgewachsen, hatte Tausende von Malen gehört, wie Menschen sie so genannt hatten. Aber war das wirklich ihr *Name*?

Sie hatte den Gedanken schon früher gedacht, aber jetzt war er wieder aufgetaucht, als Johannes sie vor ein paar Stunden angerufen hatte. Wieder einmal hatte er behauptet, dass sie so wunderlich sei, dass er das Gefühl habe, dass irgendetwas nicht stimme, und könnten sie sich nicht treffen? Er hatte immer und immer wieder den Namen *Teresa* verwendet, bis Teresa sich dieser Person ganz fremd fühlte, die er ständig ansprach. Trotzdem legte sie den Hörer mit dem gruseligen Gefühl auf, dass er recht hatte. Dass sie sich selbst verloren hatte, dass sie sich verirrt hatte. Oder eher: dass es dieser Teresa, an die er sich gewandt hatte, so gegangen war. Aber war sie überhaupt noch Teresa? War das ihr Name?

So dachte sie, während sie vor dem Spiegel stand und auf der Jagd nach einem Anhaltspunkt ihr Gesicht musterte. Sie fand, dass ihre Augen härter geworden waren, ganz buchstäblich. Als ob der Glaskörper kein geleeartiger, mit Flüssigkeit gefüllter Körper war, sondern in Wirklichkeit aus Glas bestand, hart und undurchdringlich.

»Du bist wunderlich«, sagte sie zu sich selbst. »Du bist hart. Du bist wunderlich. Und hart.«

Sie mochte die Worte. Sie wollte diese Worte sein, wollte, dass sie ihr passten wie ihre Stiefel, dass sie sich dicht an sie schmiegen und sie sein sollten.

»Meine Worte. Wunderlich. Hart. Wort. Hart. Wunderlich.«

Urd. Urd.

Der Körper sagte ja, obwohl sie sich nicht erinnerte. Wo hatte sie dieses Wort schon gehört? War es ein Name? Sie ging zum Computer und öffnete Wikipedia.

Urd. Die ursprüngliche, möglicherweise einzige Schicksalsgöttin der nordischen Mythologie. Eine der drei Nornen. Mit ihren Schwestern spann sie den Lebensfaden und schnitt ihn ab, und ihr Name kam von dem isländischen Wort für unglückliches Schicksal.

Alle Menschen tragen eigentlich einen anderen Namen. Ich heiße Urd.

Es war nichts, was sie erzählen würde, und sie würde nicht versuchen, andere Menschen dazu zu bringen, sie so zu nennen. Aber in ihrem tiefsten Inneren würde sie es wissen. So, wie die Stiefel an ihren Füßen saßen und ihr feste Schritte auf der Erde schenkten, würde der Name sie von innen verstärken und ihre Zweifel zerstreuen.

»Urd!«

Am Mittwoch durchlebte sie die Abschlussveranstaltung blind, obwohl ihre Augen geöffnet waren. Leichte Sommerkleider und zwitschernde Stimmen, falsche Lieder und hier und da ein kleines Tränchen beim Gedanken an den Abschied vor dem langen Sommer.

Es hatte nichts mit ihr zu tun, nichts mit Urd, also konnte sie es auch nicht sehen. Ihre Gedanken waren bei dem Rudel.

5

Am Freitagnachmittag fuhr Teresa nach Svedmyra und holte Theres ab. Schon in der Roslagsbahn hatten sie Gesellschaft von einigen der anderen bekommen, und an der Bushaltestelle standen ebenfalls schon ein paar Mädchen und warteten. Als sie in die Linie 621 stiegen, fehlten nur noch Malin und Cecilia.

Nachdem ein paar SMS hin- und hergeschickt worden waren, klappte alles wie verabredet. Anna L. kam und holte jeweils ein paar von ihnen mit einem kleinen Auto ab, das so rostig war, dass man sich kaum darin unterhalten konnte, weil sowohl der Schalldämpfer als auch der Boden Löcher hatten. Schreiend erklärte Anna, dass sie den Wagen für dreitausend Kronen im Internet gekauft habe.

Als Beata »Wochenendhaus« gesagt hatte, hatte Teresa sich etwas ganz anderes vorgestellt als das, was dort eingeklemmt zwischen den Fichten stand. Möglicherweise war es tatsächlich einmal ein Wochenendhaus gewesen, aber dann war es so oft umgebaut und erweitert worden, dass es eher wie ein normales Einfamilienhaus aussah, wenn auch mit seltsamen Proportionen und einem Übermaß an

dekorativen Details. Der nächste Nachbar wohnte einen halben Kilometer entfernt, und zum Steg am See hin waren alle Bäume gefällt und die Wurzeln ausgegraben worden, sodass ein dreißig Meter breiter Streifen Seeblick geschaffen worden war.

Während Ronja das Auto nahm, um Malin und Cecilia abzuholen, die mit einem späteren Bus gekommen waren, unternahmen die anderen mit Beata eine Entdeckungstour über das Grundstück. Eine alte Garage war zu einer Werkstatt umgebaut worden, an deren zwei Hobelbänken ihr Vater im Grunde genommen den ganzen Sommer zu verbringen pflegte. Daher rührten auch die übertriebenen Holzornamente am Haus. Ihr Vater könne eine ganze Woche damit verbringen, einen pedantisch ausgearbeiteten und abscheulich hässlichen Dachfries herzustellen, nur damit er nicht mit ihrer Mutter reden müsse.

Als sie aus der Werkstatt kamen, entdeckte Teresa eine halb vergammelte Tür, die auf einen Hang geworfen zu sein schien und im Boden zu verschwinden drohte. Sie ging hinüber und sah, dass Moos um den rostigen Türgriff wuchs, aber dass es tatsächlich eine Tür war, da sie in einem Rahmen saß.

»Der Erdkeller«, sagte Beata. »Scheißgruselig.«

Theres hatte sich neben sie gestellt, und als Teresa an der Klinke zu ziehen begann, half sie ihr dabei. Sie mussten Graswurzeln aus dem morschen Holz reißen, aber am Ende schafften sie es, die Tür zu öffnen, und ein kühler Hauch von Erde, Eisen und Moder kam ihnen aus der Unterwelt entgegen. Ohne zu zögern, ging Theres die drei Stufen hinunter und verschwand in der Dunkelheit.

»Hallo«, rief Teresa. »Was machst du?«

Es kam keine Antwort, also schluckte Teresa, ging die Treppe hinunter und trat durch eine Öffnung, die so niedrig war, dass sie sich bücken musste. Die Temperatur sank um mehrere Grad, und als sie

die Öffnung passiert hatte und ihre Augen sich an die Dunkelheit zu gewöhnen begannen, sah sie, dass sie sich in einem überraschend großen Raum befand. Sie konnte aufrecht stehen, und in jede Richtung waren es zwei Meter bis zur Wand.

Aus der dunkelsten Ecke hörte sie Theres' Stimme. »Hier ist gut.«

Teresa machte einen Schritt auf die Stimme zu, und weil sie allmählich wieder mehr erkennen konnte, sah sie, dass Theres mit dem Rücken zur Wand auf einer niedrigen Holzkiste saß. Die Kiste hatte eine längliche Form, und Teresa setzte sich neben sie und schaute zur Türöffnung, zur Welt da draußen, die plötzlich so abgelegen erschien.

»Was meinst du damit, dass hier gut ist?«, fragte sie.

»Du weißt.«

Die Stimmen der anderen klangen aus der anderen Welt herüber, und eine nach der anderen stieg zu ihnen in den modrigen, kalten Raum hinunter. Sobald sie drinnen waren, begannen sie sich flüsternd zu unterhalten. Sofie hatte eine kleine LED-Lampe an ihrem Schlüsselbund und ließ das blaue Licht langsam kreisen.

Die Steinwände waren feucht, und ein paar verrottende Werkzeuge mit rostigen Eisenteilen lagen neben der Tür auf einem Haufen. Aus dem festgestampften Erdboden wuchsen hier und da ein paar weiße Keime heraus, die Teresa ekelten. Ansonsten fand sie den Raum … gut. Sehr gut.

Als Sofie die längliche Kiste beleuchtete, auf der Theres saß, sah Teresa, dass mit verblichenen roten Buchstaben »Achtung! Explosives Material!« über die ganze Vorderseite geschrieben stand. Es kribbelte in ihrem Bauch, und sie fragte Beata: »Ist da Dynamit oder so was drin?«

»Nee«, sagte Beata. »Leider. Früher waren da Kartoffeln drin. Was davor war, weiß ich nicht.«

Teresa rümpfte die Nase. Eine kleine Enttäuschung. Sie hatte zwar keine bestimmten Pläne, aber der bloße Gedanke, über Sprengstoff verfügen zu können, war schon sympathisch. Miranda schien dieses Gefühl zu teilen. Sie sagte: »Verdammt, wie schade. Stellt euch vor, wir hätten Dynamit.«

Eine Weile standen sie stumm in der Dunkelheit und dem Modergeruch zusammen, malten sich ihre privaten Anwendungsgebiete für etwas aus, mit dem man alles zur Hölle sprengen könnte. Dann hörten sie Ronjas Stimme von draußen.

»Hallo! Wo seid ihr denn?«

Wenig später waren auch Ronja, Malin und Cecilia in den Erdkeller hinuntergestiegen. Sie waren vollzählig. Teresa schloss die Augen und spürte die Anwesenheit der anderen Körper um sich herum, den Atem und die leisen Geräusche, die Pulsschläge und den gemeinsamen Geruch, der die muffige Atmosphäre in die Flucht schlug. Sie holte tief durch die Nase Luft und drückte den Rücken durch. Theres sagte: »Schließt die Tür.«

Teresa erwartete Proteste. *Kalt*, *eklig*, *Angst im Dunkeln* und so weiter, aber sie blieben aus. Ob es daran lag, dass alle von demselben Zusammensein-Gefühl ergriffen waren wie Teresa, oder daran, dass Theres es gesagt hatte, war unmöglich zu entscheiden. Jedenfalls kam niemand mit irgendwelchen Einwänden, als Anna S. und Malin mit vereinten Kräften die schwere Tür zuzogen und es kohlrabenschwarz wurde. Teresa öffnete und schloss die Augen, ohne einen Unterschied zu bemerken.

Doch. Einen Unterschied gab es. Als sie eine gute Minute in der totalen Finsternis gesessen hatte, schienen die Körper der anderen immer näher zu kommen, so nahe, dass sie sich aufzulösen und durch sie hindurchzufließen begannen. Sie hörte sie, spürte sie, schmeckte sie, und in der kompakten Dunkelheit wurden sie zu

einem einzigen Körper, ein paar hundert Kilo Fleisch, das wartete, atmete.

»Wir sind die Toten«, sagte Theres, und ein kaum hörbares Japsen ging durch die Masse, als alle Herzen stehen blieben und aufhorchten. Sie hatte es gesagt. Jetzt war es wahr.

»Wir sind in der Dunkelheit. Wir sind unter der Erde. Niemand kann uns sehen. Es gibt uns nicht. Kleine ist hier. Kleine kam aus der Erde. Kleine bekam Augen. Und Mund. Kleine konnte singen. Kleine wurde tot. Und lebte wieder. Kleine ist hier. Der Tod ist nicht hier.«

Als Theres die letzten Worte gesagt hatte, hörte man ein einstimmiges Ausatmen. Teresa stand auf und drängte sich durch die Körper hindurch. Als sie zur Tür kam, musste sie sich mit dem Rücken dagegenstemmen, um sie aufzubekommen. Sonnenlicht strömte herein.

Ein Mädchen nach dem anderen kam aus dem Erdkeller und blinzelte in das milde Abendlicht. Sie schauten einander wortlos an, trieben in unterschiedliche Richtungen davon oder sammelten sich in kleinen Gruppen. So vergingen gut fünf Minuten.

Dann schien eine langsame, steigende Woge durch die Luft zu rollen und sie mit kurzen Intervallen zu erfassen. Freude. Linn fand ein paar frühe Walderdbeeren und begann sie auf einen Grashalm zu ziehen. Bald begannen einige der anderen, dasselbe zu tun. Ronja fand einen platten Fußball und sie, Anna L. und Sofie begannen ihn einander zuzupassen. Und so weiter.

Teresa saß auf einem Hackklotz und schaute ihnen zu. Sie hatte Theres fast vergessen, aber jetzt sah sie sie aus dem Keller kommen und die anderen mit zusammengekniffenen Augen betrachten. Teresa ging zu ihr hinüber.

»Hallo.«

Theres antwortete nicht. Ihre Augen waren dunkel, und sie hatte sie nicht wegen des Lichts zusammengekniffen, sondern weil sie etwas sah, das ihr nicht gefiel.

»Was ist?«, fragte Teresa.

»Sie verstehen nicht.«

»Was verstehen sie nicht?«

»Du weißt.«

Teresa nickte langsam. Sie stand neben Theres. Sie war diejenige, die das Wissen besaß. So sollte es jedenfalls sein. Leider stimmte es nicht.

»Nein«, sagte sie. »Ich weiß es nicht. Ich fand es ziemlich beeindruckend, als wir zusammen im Keller waren. Du hast etwas getan. Es ist etwas geschehen.«

»Ja«, sagte Theres und betrachtete die anderen Mädchen, die über das Grundstück tobten. »Zusammen. Nicht jetzt. Nicht Cecilia. Nicht Ronja. Nicht Linn. Nicht Malin …« Sie fuhr fort, bis sie sämtliche Namen aufgezählt hatte, und endete mit: »Nicht du.«

»Was meinst du, was sollen wir tun?«

»Komm.«

Theres drehte sich um und ging in den Keller zurück. Teresa folgte ihr.

Als sie eine Weile später wieder ins Haus kamen, hatten die anderen bereits die Babygläschen ausgepackt und sie nach dem Inhalt in Gruppen sortiert. Das Gemüsepüree war am beliebtesten, während sich niemand mit dem Dillfleisch anfreunden konnte, und sie zankten sich aus Spaß um die Gläschen, während die Löffel kreuz und quer durcheinandergestreckt wurden, damit alle die unterschiedlichen Geschmacksrichtungen probieren konnten.

Sie hatten sich in einem Kreis auf den Boden gesetzt, und Teresa setzte sich zu ihnen, während Theres sich einsam am Küchentisch niederließ, ein Gläschen Königsberger Klopse öffnete und ohne ein Wort einen Löffel hineinsteckte. Die fröhliche Stimmung, die zu Beginn der Mahlzeit geherrscht hatte, verebbte, und alle schielten zu Theres hinüber, die ausdruckslos die graubraune Pampe in sich hineinschaufelte, bis sie zwei Gläschen geleert hatte.

Nicht einmal Teresa, die mit Theres im Erdkeller gesessen und gesprochen hatte, bis sie zu derselben Überzeugung gelangt waren, konnte ihr Verhalten verstehen. Sie hatte Theres noch nie so gesehen, wenn sie mit der Gruppe zusammen war. Sie wollte gerade weitergeben, was Theres im Erdkeller gesagt hatte, als Theres explodierte.

Sie erhob sich vom Tisch, nahm ein Babygläschen in jede Hand und warf sie an die Wand. Als Beata sagte: »Aber Theres …«, kreischte Theres einen einzigen, schneidend reinen Ton heraus. Es war, als würde man Zahnbohrer in die Ohren gesteckt bekommen, alle krümmten sich und drückten die Hände an ihren Kopf. Theres' Stimme sprang eine Oktave nach oben, bis der hochfrequente Ton durch das Fleisch schnitt und das Skelett zum Vibrieren brachte. Alle Mädchen hatten sich krampfartig zusammengekrümmt und warteten darauf, dass es vorbei war.

Der Schrei erstarb abrupt, und die Stille, die auf ihn folgte, war beinahe genauso unerträglich. Die Mädchen ließen die Arme sinken und sahen Theres am Küchentisch sitzen, wie sie die Gruppe mit still die Wange hinunterkullernden Tränen betrachtete. Niemand wagte zu ihr zu gehen und sie zu trösten.

Langsam erhob sich Theres vom Tisch, zog eine Küchenschublade heraus, die Werkzeug enthielt, und entschied sich für eine Ahle. Sie stellte sich vor den Mädchen auf und stach sie sich so tief in ihren

rechten Arm, dass sie dort steckenblieb. Sie zog sie wieder heraus, und Blut trat hervor. Als sie die Ahle in die rechte Hand nahm und sie umklammerte, war die Handfläche bereits rot besudelt. Sie stach die Ahle in ihren linken Arm, zeigte es ihnen und zog sie wieder heraus. Dies alles geschah, ohne dass sie eine Miene dabei verzog. Nur die Tränen flossen weiter.

Vielleicht waren ihre Stimmbänder von dem lauten Schrei in Mitleidenschaft gezogen worden. Als sie sprach, war ihre Stimme so tief, dass man unmöglich glauben konnte, dass sie aus diesem schmächtigen Körper kam.

»Ihr versteht nicht«, sagte sie. »Es kann nicht gespürt werden.«

Sie legte die Ahle weg und ging hinaus.

Die Mädchen blieben auf dem Fußboden sitzen. Jemand stellte ein Babygläschen auf, das umgefallen war, jemand verlor einen Löffel, und diejenigen, die zu weinen begonnen hatten, weil Theres weinte, trockneten vorsichtig ihre Tränen. Teresa nahm ihren Geruch wahr, und der Geruch war Scham. Alle schämten sich, ohne zu wissen, warum, welchen Fehler sie gemacht hatten.

Teresa stellte ihr Gläschen mit Aprikosenpüree auf den Boden und stand auf: »Ich gehe und helfe ihr.«

Jemand aus der Gruppe flüsterte: »Wie?«

»Wir werden eine bestimmte Sache machen.«

Als sie nach draußen kam, hatte Theres sich bereits einen Spaten aus dem Gartenschuppen geholt und kam ihr entgegen. Sie begegneten einander, ohne ein Wort zu sagen, und Teresa fand einen weiteren Spaten in dem Schuppen, den sie mit zur Vorderseite des Hauses nahm, zu dem Grashang, der zum Wasser hinunterging.

Die Sonne war untergegangen, hing aber noch knapp unter dem Horizont, und der Himmel war hellviolett, als sie die Spaten in die Erde steckten und anfingen zu graben. Theres' Arme und Hände

glänzten rot vom eingetrockneten Blut. Jedes Mal, wenn sie den Griff um den Spaten löste und wieder zupackte, entstand ein klatschendes Geräusch, und die Anstrengung trieb neues Blut aus den kleinen, aber tiefen Wunden. Wenn sie Schmerzen hatte, dann zeigte sie es mit keiner Miene.

Beatas Vater hatte gründliche Arbeit geleistet, und es war leicht, die oberste Schicht aus Gras und Erde abzugraben, bis ein dreißig Zentimeter tiefes Rechteck von einem mal zwei Meter entstanden war. Dann stießen sie auf Steine. Inzwischen waren auch die anderen Mädchen nach draußen gekommen. Erika hatte einen weiteren Spaten in der Garage gefunden und Caroline und Malin zwei kleine Klappspaten. Alle halfen mit, ohne zu fragen, was sie da taten. Wenn sie auf größere Steine stießen, holte Beata ein Brecheisen, um gemeinsam mit Malin den Stein zu lockern und hochzustemmen. Die Grube wurde schnell größer.

Theres arbeitete mit gesenktem Blick. Ihre Lippen bewegten sich, als würde sie lautlos mit sich selbst sprechen. Als sie eine Tiefe von anderthalb Metern erreicht hatten, stützte sich Teresa mit den Armen auf den Handgriff des Spatens. »So?«

Theres nickte, warf den Spaten über den Rand und schwang sich hinauf. Teresa musste den Spaten tief in die Erde rammen und den Handgriff als Stufe benutzen, um über die Kante zu kommen.

Als sich alle um das Loch versammelt hatten, konnte es niemandem mehr entgehen, was sie hier gemeinsam erschaffen hatten. Ein Grab. Sie standen dicht beieinander und schauten in das Loch hinunter, als ob sie einer Beerdigung beiwohnten, bei der das Wichtigste fehlte.

Ronja grinste und fragte: »Und wer soll hier begraben werden?«

Die Dämmerung war weit fortgeschritten, und weil Sofie die Einzige war, die eine Taschenlampe besaß, wandte sich Teresa an sie:

»Hol die Kiste. Aus dem Erdkeller.« Als Sofie sich zusammen mit Cecilia auf den Weg gemacht hatte, wurden die weiteren Aufträge verteilt: Ein Hammer, Nägel und ein Seil sollten besorgt werden.

Die Kiste, die ursprünglich Sprengstoff enthalten hatte, besaß dieselben Dimensionen wie ein kleiner Sarg, und an jedem Ende war ein Ring befestigt, an dem man sie hochheben konnte. Teresa öffnete den Deckel und schüttete ein paar verschrumpelte Kartoffeln und ein paar Liter Erde aus der Kiste. Sie klopfte mit der Faust auf die Seiten und stellte fest, dass die groben Bretter gut erhalten waren. Sie würden halten. Der Hammer, die Nägel und das Band wurden gebracht.

Teresa schaute sich in der Gruppe um. Einige trampelten auf der Stelle, und ihre konzentrierten Gesichter leuchteten blassweiß in der Dämmerung.

»Wer will anfangen?«

Einige hatten vielleicht geglaubt, dass es nur ein Spiel sei, einige hatten etwas anderes erwartet, einige hatten vielleicht genau verstanden, worauf alles hinauslaufen würde, aber als die Worte ausgesprochen wurden, wandten sich die bleichen Ovale Teresa zu, Augen wurden voller Schreck aufgerissen und nicht wenige schüttelten ihre Köpfe. »Neeiiin …«

»Doch«, sagte Teresa. »Genau das werden wir jetzt machen.«

»Warum?«

»Weil es sein muss.«

Einige traten vor und berührten die Kiste, versuchten sich vorzustellen, wie es sein könnte in diesem engen Raum, zwischen den unnachgiebigen Brettern. Einige holten ihre Wolfsfellstreifen heraus und kneteten sie in ihren Händen, nuckelten daran, ohne sich

dessen bewusst zu sein, sammelten Mut. Es verging eine lange Zeit, ohne dass sich jemand meldete. Dann trat Linn vor. »Ich will.«

Ein leises, erleichtertes Seufzen ging durch die Gruppe, und Teresa deutete mit der Hand auf die Kiste. Linn setzte sich hinein und schlang die Arme um ihre Knie. »Wie macht ihr es?«

»Wir nageln den Deckel drauf«, sagte Teresa. »Wir versenken dich in der Grube. Wir schaufeln Erde drauf. Und dann bist du da.«

»Wie lange?«

Theres hatte die ganze Zeit nichts gesagt. Jetzt ging sie zu Linn und sagte mit der fremden, dunklen Stimme: »Bis du tot bist.«

Linn drückte die Knie fester an die Brust. »Aber ich weiß nicht, ob ich sterben möchte. Jetzt.«

»Bis du tot bist, aber schreien kannst«, sagte Theres. »Dann schreist du.«

»Und wenn ihr mich nicht hört?«

»Ich höre.«

Linn war so klein gewachsen, dass an jeder Seite noch zehn Zentimeter Platz blieben und über ihrem Kopf noch zwanzig Zentimeter, als sie sich lang gestreckt in die Kiste legte, die Arme vor der Brust kreuzte und die Augen schloss. Die anderen standen wie gelähmt daneben, als Teresa den Deckel auflegte und einen Nagel in jede Ecke schlug. Dann schnitt sie zwei fünf Meter lange Enden von dem Seil ab und warf sie Caroline und Miranda zu.

»Zieht sie durch die Ringe. Lasst sie runter.«

Sie taten, was ihnen gesagt worden war, aber als sie das Seil hindurchgezogen hatten, noch eine Schlaufe gelegt und die Kiste zur Grube getragen hatten, begann Anna L. mit den Händen zu ringen, während sie sich ängstlich umschaute, und sagte: »Ist das hier gut? Dürfen wir das machen? Das ist doch bestimmt nicht gut?«

»Das ist gut«, sagte Theres. »Das ist sehr gut.«

Anna L. nickte und verstummte, aber ihre Hände drehten sich weiter umeinander wie zwei kleine gequälte Tiere, während Caroline und Miranda die Kiste in das Grab hinabließen. Als sie den Boden erreicht hatte, blieben sie mit dem Seil in den Händen stehen. Teresa bedeutete ihnen, dass sie es auf die Kante legen sollten.

Theres nahm einen Spaten und begann die aufgeworfene Erde zurückzuschaufeln. Die Klumpen trafen den Deckel der Kiste mit dumpfen Schlägen. Nach acht Spatenladungen war die Kiste nicht mehr zu sehen, und Anna L. sagte: »Jetzt ist es aber gut? Jetzt reicht es wohl?«

»Nimm dein Auto«, sagte Theres, »fahr weg von hier«, worauf sie weiter Erde in die Grube schaufelte. Anna L. rührte sich nicht, und Teresa nahm sich den anderen Spaten, um zu helfen. Kurz danach nahm Sofia den dritten. Nach ein paar Minuten war das Grab wieder halb gefüllt.

Theres gab den Spaten an Malin weiter und sagte: »Alle sollen graben. Alle sollen dabei sein.«

Miranda fiel auf die Knie und nahm sich den einen Klappspaten, Cecilia den anderen. Wer kein Werkzeug hatte, schaufelte die Erde mit den Händen hinein, und viele von ihnen weinten dabei.

Die Kiste reichte nicht aus, um den Platz zu füllen, den vorher die Steine und das Gras eingenommen hatten. Als sämtliche Erde hineingeschaufelt war, fehlten immer noch ein paar Handbreit bis zur Kante. Theres ging an das Kopfende des Grabs und hockte sich hin, während sie auf das schwarze Rechteck starrte.

»Linn ist tot geworden«, sagte sie. »Linn war ein kleines Mädchen. Ein nettes, kleines Mädchen. Jetzt ist sie tot.«

Das Schluchzen gewann an Intensität, und viele hielten sich die Hände vor das Gesicht. Der Himmel war jetzt dunkelviolett, und eine einzelne, blutrote Wolke segelte an den Ufern des Sees entlang.

Gemächlich, gemächlich, als wollte sie die Zeit noch langsamer verlaufen lassen, als sie es ohnehin schon tat. Ein Seetaucher schrie und ließ alle erschaudern. Wenn der Tod einen Laut hatte, dann musste er genau so klingen. Wenn der Tod eine Form hatte, dann war es das schwarze Rechteck, das im Boden gähnte. Linns Grab.

Die Stimmung war so versteinert, dass niemand sein Handy herauszog, um zu kontrollieren, wie viel Zeit schon vergangen war. Vielleicht fünf Minuten, vielleicht fünfzehn, als Theres den Nacken beugte, als wollte sie in das Grab hineinhorchen, und schließlich sagte: »Jetzt.«

Teresa war sich nicht sicher, aber sie glaubte es auch gehört zu haben. Mehr ein Piepen als ein Schreien, von dem man unmöglich sagen konnte, wo es herkam, und das kaum menschlich klang. Aber es war da gewesen, und bei Theres' »Jetzt« warfen sich alle auf ihre Spaten und Werkzeuge und drängten sich um das Grab, um die Erde so schnell wie möglich wegzubekommen.

Es fehlten noch ein paar Handbreit, als Ronja nach dem einen Seil griff, Anna L. nach dem anderen, und beide zogen. Die Kiste wurde zusammen mit einer Erdschicht aus der Grube gehoben, die vom Deckel rutschte, als die Kiste fast über die Kante kippte.

»Linn?«, rief Anna L. und schlug mit der Handfläche auf das Kopfende. Keine Antwort, und Teresa musste sie zur Seite drängen, um den Nagelheber des Hammers unter den Nagelkopf zu treiben und zu ziehen, während Anna immer weiter leierte: »Linn, kleine Linn, kleine, kleine Linn?«

Der Deckel löste sich. Linn lag da, wie sie sie zuletzt gesehen hatten, abgesehen davon, dass die Arme, die sie vor der Brust gekreuzt hatte, jetzt in geballten Fäusten endeten. Ein erhabener Friede ruhte auf ihrem Gesicht. Alle standen ebenso still da, wie Linn lag, und alle waren genauso stumm, außer Anna L., die jammerte: »Wir

haben sie umgebracht, was haben wir getan, wir haben sie umgebracht, die kleine Linn.«

Theres trat an die Kiste und streichelte Linn über das Haar, liebkoste ihre Wange und flüsterte ihr ins Ohr: »Du sollst aufhören, tot zu sein. Du sollst leben.«

Jemand schrie, als Linns Augen sich öffneten. Einen regungslosen Augenblick lang schauten sie und Theres einander in die Augen, bis Theres nach ihrer Hand griff und sie in eine sitzende Haltung hochzog. Linn betrachtete die anderen mit aufgerissenen Augen. Dann stand sie auf und ließ ihre Hände langsam, schwebend über ihren Körper gleiten.

Der Seetaucher schrie erneut, und Linn drehte ihren Kopf in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Dann hob sie den Blick zum Himmel und sah den ersten Stern des Abends, während sie so tief Luft holte, dass es gar nicht aufhören wollte.

Jemand fragte: »Wie … geht es dir?«

Linn wandte sich den anderen zu. Sie öffnete und schloss ihre Hände ein paar Mal, musterte ihre Handflächen. Ihr Gesicht war so friedvoll, als wäre sie tot.

»Es ist … leer«, sagte sie. »Ganz leer.«

»Ist es schlimm?«, fragte Teresa.

Linn zog die Augenbrauen zusammen, als würde sie die Frage nicht verstehen. Dann sagte sie: »Es ist leer. Es ist nichts.« Sie ging zu Theres und schlang die Arme um sie. Theres ließ es geschehen, erwiderte die Umarmung aber nicht, und alle hörten, wie Linn flüsterte: »Danke, danke, vielen Dank.«

Die Sonne war über die Baumwipfel auf der anderen Seite des Sees gestiegen, als Teresa an der Reihe war. Sie hatte bis zum Schluss

gewartet, weil sie erst die anderen sehen wollte, bevor sie verwandelt wurde.

Gut die Hälfte hatte sich so verhalten und reagiert wie Linn, als sie starben und wieder zurück ins Leben geführt wurden. Viele saßen jetzt da und starrten auf den See hinaus oder bewegten sich langsam und träumend durch den Morgennebel, der aus dem Wasser stieg. Alle waren erschöpft. Keine wollte schlafen.

Ein außenstehender Beobachter, ein Freund, ein Verwandter oder die Eltern – besonders die Eltern –, wären wahrscheinlich erschrocken gewesen und hätten gefragt, was denn hier Schreckliches passiert sei. Denn etwas Schreckliches war ja geschehen. Jede von ihnen hatte etwas Furchtbares durchgemacht.

Aber war es böse?

Auch jetzt hing es davon ab, wen man fragte. Teresa konnte sich keinen einzigen Menschen, keine Institution oder Autorität vorstellen, die dem, was sie während der vergangenen fünf Stunden hier gemacht hatten, ihren Segen erteilen würden.

Außer Theres.

Theres sagte, dass es gut sei, und sie folgten Theres' Stern. Also war es gut.

Nicht alle hatten Erfolg gehabt. Sowohl Malin als auch Caroline hatten schon geschrien, als sie die Kiste hinuntergelassen hatten, und sie hatten weitergeschrien, als sie die Erde auf den Deckel warfen. Diejenigen, die oben standen, hatten das Loch gerade erst gefüllt, als sie auch schon begannen, es wieder auszuschaufeln. Beide waren hysterisch und absolut nicht ansprechbar, als sie wieder oben waren, sie brachen zu einem kleinen Häuflein zusammen und weinten, weinten.

Cecilias großer Körper hatte den Sauerstoff viel zu schnell verbraucht, und sie war beinahe bewusstlos, als sie zu viert die Kiste wieder heraufhievten. Als sie wieder bei Sinnen war, war sie ganz untröstlich. Sie hatte viel länger unten bleiben wollen und zählte dies als eine weitere ihrer Niederlagen.

Anna L. blieb genauso lange unten wie die anderen, aber als die Kiste wieder oben war und Theres sich über sie beugte, schob sie sie zur Seite und sagte, dass sie eine Weile allein spazieren gehen wolle. Sie war eine gute Stunde verschwunden, und als sie zurückkam, hatte sie einen großen Strauß Blumen gepflückt, mit dem sie zum Steg hinunterging, wo sie eine Blume nach der anderen ins Wasser warf.

Ronja hatte gar nicht geschrien. Als vielleicht zwanzig Minuten vergangen waren, begannen diejenigen, die bereits unten gewesen waren, leise zu diskutieren, wie lange die Luft wohl reichen könnte, worauf sie ohne größere Eile die Kiste wieder ausgruben, nach wie vor ohne jedes Signal von Ronja. Als sie den Deckel abgenommen hatten, verhielt sie sich ungefähr wie Linn, abgesehen davon, dass es länger dauerte, sie zu wecken. Zu diesem Zeitpunkt waren alle außer Miranda und Teresa bereits unten gewesen, sodass Ronjas Scheintod keine Panik verursachte.

Ronja erklärte ihr Verhalten damit, dass sie ganz vergessen habe, dass sie schreien sollte, es sei ihr überhaupt nicht eingefallen. Schon als die Kiste den Boden erreicht habe, hatte sie akzeptiert, dass sie tot war, und es gab nichts mehr zu tun. Die anderen nickten verständnisvoll, obwohl es ihnen im Gegensatz zu ihr gelungen war, einen Rest ihres Selbsterhaltungstriebs zu bewahren.

Teresa streckte sich auf dem Bretterboden aus. Sie hatten die Kiste ausgespült, nachdem Caroline sich darin übergeben hatte, aber ein

saurer Geruch hing immer noch in der Nähe von Teresas Nase. Sie kreuzte die Arme vor der Brust und bemühte sich, alle Sinneseindrücke auszusperren, während Linn und Melinda den Deckel auflegten. Trotzdem knallten die Hammerschläge wie Gewitterdonner durch ihren Schädel, als sie durch den Raum verstärkt wurden.

Sie öffnete die Augen, und ein Fünkchen Licht drang durch einen Spalt am Fußende. Dann spürte sie in ihrem Bauch, dass die Kiste angehoben wurde. Und gesenkt wurde. Nach einer unerwartet langen Zeit sagte ihr ein Stoß in den Rücken, dass sie am Boden der Grube angekommen war. Das erste Rumsen der aufschlagenden Erde erklang, und sie schloss die Augen, während sie flach und langsam atmete.

Sie konnte hören, wie die Spaten in den Erdhaufen drangen und es kurz danach wieder ein paar Mal rumste. Spaten rein, rums, rums, Spaten rein, rums, rums. Es gab einen Rhythmus, und sie zählte die Schläge. Als sie bei dreißig angekommen war, merkte sie, dass sie die Spaten nicht mehr hören konnte und das Rumsen immer leiser wurde. Es gelang ihr, noch dreißig weitere zu zählen, bevor es still wurde. Ganz still. Sie wusste nicht, wie viel Erde noch eingefüllt werden musste, aber in ihrer Brust konnte sie das Gewicht der Erde spüren, die bereits auf ihr lag.

Zwischen ihrem Brustkorb und dem Deckel hatte sie höchstens zwanzig Zentimeter Luft. Es wäre unmöglich für sie gewesen, hier herauszukommen, selbst wenn sie es noch so gerne gewollt hätte. Das Gewicht der Erde würde sie daran hindern, die Nägel hinauszudrücken. Sie war verlassen. Überlassen. Sie atmete flach und langsam.

Kein Licht mehr durch den Spalt, keine Stimmen, keine Spaten, keine fallende Erde. Nichts. Sie hatte schon jegliches Zeitgefühl

verloren. Sie wusste, dass sie noch keine halbe Stunde hier gelegen hatte, aber ob es drei Minuten oder zehn Minuten waren, konnte sie nicht sagen, da es keine Referenzpunkte gab.

Sie begann im Kopf vor sich hin zu zählen. Als sie bei hundert war, gab sie auf. Normalerweise konnte sie gut Sekunden zählen, aber schon der Begriff »Sekunde« hatte seine Bedeutung verloren. Vielleicht hatte sie viel zu langsam gezählt oder viel zu schnell. Sie wusste es nicht.

Sie gab sich hin. Ohne dass sie sich dessen bewusst war, war ihr ganzer Körper angespannt gewesen, und sie bemerkte es erst, als sie sich entspannte. Sie gab sich hin und überließ sich der Dunkelheit und der Stille und der Abwesenheit all dessen, was sie war.

Noch ein unmessbarer Zeitabschnitt verrann. Sie atmete flach und langsam. Etwas bewegte sich. Ein schwaches Geräusch. Zuerst dachte sie, es sei irgendein Wurm oder Insekt, das mit ihr in die Kiste gesperrt worden war, und versuchte das Geräusch zu orten. Ihre Hände bewegten sich über die Seiten der Kiste. Ein stummes und raues Nichts.

Aber das Geräusch. Die Bewegung.

Der Innenraum gestattete ihr so gerade eben, sich auf die Seite zu rollen. Ihre Schulter drückte gegen den Deckel, als sie den Rücken in die Richtung drehte, aus der das Geräusch ihrer Meinung nach kam. Sie drückte die Hände gegen die Ohren. Das Geräusch war trotzdem zu hören. Etwas bewegte sich durch die Erde. Buddelte. Kam näher.

Ihr Herz begann schneller zu schlagen, und es gelang ihr nicht mehr, ihre Atmung zu kontrollieren. Keuchend und stoßweise wurden die Atemzüge aus ihr herausgepresst, während sich das, was sich durch die Erde bewegte, an der Längsseite der Kiste entlangschob. Sie hörte es, sie spürte es durch den ganzen Körper hindurch.

Es wurde wärmer. Sie begann unter dem Haaransatz zu schwitzen, und die Luft enthielt nicht mehr das, was sie brauchte. Sie zuckte zusammen, als hätte sie einen elektrischen Schlag bekommen, zuckte noch einmal, und die Panik drohte. Sie war auf allen Seiten von Erde umschlossen, lag in tiefster Dunkelheit, hatte keine Luft, und irgendetwas hatte sich zu ihr durchgegraben, versuchte einzudringen. Sie sollte schreien. Obwohl sie den Punkt noch nicht erreicht hatte, sollte sie jetzt schreien.

Sie zog die dünne Luft in ihre Lungen, und gleichzeitig drang dieses andere zu ihr herein, schlich sich hinter ihrem Rücken herein und schmiegte sich an sie.

Urd.

Sie atmete aus, ohne zu schreien. Sie spürte, wie sie von der weichen, vergebenden Dunkelheit umarmt wurde, die ihren Schrecken verloren hatte. Urd lag bei ihr. Urd war sie. Urd schrie nicht.

Teresa?

Nicht mehr da. Nie gewesen.

Aus der Dunkelheit traten Bilder hervor, ihr Leben.

Sie sah sich selbst, wie sie in der Erde vergraben wurde, aber die Kiste war leer. Sie sah ihren Computer, sah sich selbst davor sitzen, Tasten wurden gedrückt und wurden zu einem automatischen Piano. Niemand war dort. Ein Hammer schlug, Blut spritzte über einen Zementboden, Kotze spritzte über einen anderen Zementboden, aber die Flüssigkeiten kamen aus der leeren Luft, und die Geschwindigkeit des Film nahm zu.

Theres saß einsam in der U-Bahn, sprach mit jemandem, den es nicht gab, Göran winkte einem Zug nach, der keine Passagiere hatte, ein Fahrrad ohne Fahrer fuhr über eine Schotterstraße. Johannes spielte Tekken mit sich selbst, wurde von einem unsichtbaren

Gespenst geküsst, und trockenes Laub wirbelte durch die Höhle zwischen den Felsblöcken, wo nie jemand gewesen war. Kleider fielen auf dem Grundstück zu Haufen zusammen, in den Zimmern, auf den Straßen. Fielen zusammen, als der Mensch, der sie getragen hatte, verschwand.

Der Film blieb auf dem Bild einer gelben Perle stehen. Kinderfinger, die eine kleine, gelbe Perle hielten. *Wenn es mich nicht gäbe, dann wäre ja niemand da, der die Perle festhält*. Die gelbe Perle war da, einen halben Meter über der Tischplatte. Dann verschwanden die Finger, und die Perle fiel durch die Luft, sprang ein paar Mal auf und blieb liegen.

Das Einzige, was von allem übrig geblieben war, war dieser eine gelbe Punkt. Nein. Das Einzige, was übrig geblieben war, war dieser gelbe Punkt *und die Augen, die ihn sahen*. Dann verschwanden die Augen, die Perle verschwand, und alles wurde weiß. Kreideweiß. Schneidend, brennend phosphorweiß. Ein Weiß, das so blendend und schmerzhaft war, dass es zu einem Schrei wurde, der die Ohren verstopfte.

Gemeinsam standen sie in der Dämmerung auf dem Steg, vierzehn Mädchen. Es war fünf Uhr morgens, aber die Sonne stand schon hoch am Himmel und goss ihr Licht über ihnen aus. Der Morgennebel hatte sich aufgelöst, und der See lag spiegelglatt da.

Der Anleger war klein, und sie mussten wie ein Schwarm Vögel dicht zusammensitzen und ihre Wärme miteinander teilen, eine neue Energie zwischen ihren Körpern austauschen. Ihre Augen waren leer, und ihre Sinne sperrangelweit geöffnet.

Teresas Hals tat immer noch weh nach dem Schrei, von dem sie nicht einmal wusste, dass sie ihn ausgestoßen hatte, aber wie die anderen Mädchen stand sie still da und trank von dem milden Licht

des Morgens, von dem Geruch des Sees nach Morast, Schilf und Wasser, von der endlosen Explosion der Vogelstimmen in den Bäumen, von der Nähe zu den anderen und von dem bloßen Raum, der sie umgab.

Theres löste sich von der Gruppe und stellte sich an die Spitze des Stegs. Sie hob einen rostigen Nagel auf, betrachtete ihn und warf ihn schließlich ins Wasser, folgte ihm mit den Augen, während er sank, bis sie sich der Gruppe zuwandte und sagte: »Wir waren die Toten. Wir brauchen Leben.«

6

Nach dem Erfolg mit Tesla hatten sich Max Hansens Leben zum Besseren gewendet. Er hatte sogar begonnen, den Plan neu zu überdenken, der darauf hinauslief, alle Brücken hinter sich abzubrennen und in die Tropen zu gehen.

Die Entscheidungshilfe, die er vor Skansen arrangiert hatte, hatte das erwünschte Ergebnis gebracht. Die Jungs hatten berichtet, dass Tora Ja gesagt habe, und am folgenden Tag hatte er es per Mail bestätigt bekommen. Vielleicht war es kein gutes Business mehr, sie berühmt zu machen. Im Laufe der Zeit würde sich herausstellen, ob bekannt nicht auch reichte. Das würde ihm erlauben, im Land zu bleiben.

Denn das Land, oder eher die Stadt, hatte ihm wieder ihr freundliches Gesicht zugewandt, und es war fast schon wieder wie in den Achtzigerjahren. Die Leute wollten mit ihm reden, zukünftige Projekte diskutieren oder ihre Dienste anbieten. Aus Max Hansen –

»letzte Chance« war ruckzuck wieder ein Spieler geworden, jemand, der wieder im Match war.

Er war nicht mehr grün hinter den Ohren. Er wusste, dass diese Popularität vorübergehend war und über Nacht verschwinden konnte, aber solange sie anhielt, genoss er es, in der warmen Stube sein zu dürfen, und er saugte jedes angestrengte Lächeln und jeden Glückwunsch in sich auf, nahm jedes pflichtschuldige Schulterklopfen gern entgegen.

Er hatte wieder begonnen auszugehen. Das *Café Opera*, das *Riche*, die *Spy Bar*. Viele der Musiker waren von Anzugträgern in Entscheidungspositionen oder jungen Männern in T-Shirts mit weiten Ausschnitten ersetzt worden, die sich Produzenten nannten, nur weil sie Autotune bedienen konnten. Es war nicht mehr wie zu den besten Zeiten, aber es gab genug Hangarounds, und Max Hansen gehörte wieder zu denen, um die man herumhing.

Diesen Samstag hatte er im *Café Opera* begonnen. Ein Mädchenduo, das sich *Divinity* nannte und Electroclash spielte, feierte in einem der Nebenräume die Releaseparty für sein neues Album, und Max hatte eine Einladung bekommen. Er fand die Musik an der Grenze des Erträglichen, sodass er, nachdem er sich ein paar Gratismojitos einverleibt hatte, diskret in den großen Saal hinausglitt.

Es war nicht mehr als halb voll, was an einem Samstagabend vor zwanzig Jahren undenkbar gewesen wäre. Max begrüßte einen Produzenten von EMI, einen Art Director von Sony und einen Studiogitarristen, der ein bisschen zu eifrig auf ein Gespräch mit ihm erpicht war, sodass er sich entschuldigte, zur Bar hinüberging und ein Glas Weißwein bestellte. Mit dem kühlen, beschlagenen Glas in der Hand lehnte er sich mit dem Rücken an die Bar und wiegte sich in dem Gefühl, vielleicht nicht der König, aber doch ein kleiner Prinz in diesem Reich zu sein. Er hatte es vermisst.

»Was trinkst du?«

Ein junges Mädchen hatte sich neben ihn gestellt. Max Hansen wippte mit seinem Glas und zuckte müßig mit den Schultern. »Nur Weißwein. Die Nacht ist noch jung.«

»Ich ziehe Blubberwasser vor«, sagte das Mädchen.

Max Hansen gestattete sich einen genaueren Blick auf sie. Sie war um die zwanzig, ein bisschen zu jung, um überhaupt hereinkommen zu dürfen. Keine strahlende Schönheit, aber von der hübscheren Sorte und gekleidet in eine Trainingsjacke, die notfalls als Hiphop durchgehen würde. Glattes, halblanges Haar und ein schmales Gesicht. Erinnerte tatsächlich ein bisschen an Tora Larsson, aber ohne die Nebenwirkungen. Also lächelte Max Hansen breit und sagte: »Ich denke, das können wir organisieren. Wie heißt du?«

»Alice.«

»Wie im Wunderland?«

»Ja. Wie im Wunderland. Da komme ich nämlich her.«

Alices Augen hatten etwas Gefährliches, das Max Hansen gefiel. Das hier war vermutlich nicht so ein Mädchen, das still auf dem Rücken lag und an die Decke starrte, als würde sie zu Gott und zu Mama beten. Man konnte sich schon vorstellen, dass sie das eine oder andere mitmachen würde.

Max Hansen bestellte eine Flasche Crémant, und als das Mädchen an ihrem Glas nippte und ihn unter halb geschlossenen Augenlidern anschaute, wurde er plötzlich misstrauisch. Das ging ein bisschen zu glatt. Er hegte trotz allem keine übertriebenen Vorstellungen hinsichtlich seiner Attraktivität. Wie konnte es sein, dass dieses Mädchen ganz offensichtlich mit ihm flirtete?

»Weißt du, wer ich bin?«, fragte er.

»Natürlich«, sagte Alice. »Du bist Max Hansen. Teslas Manager. Oder?«

»Ja. Kennt ihr euch?«

»Nein. Aber ich singe auch. Unter anderem.«

Okay. Jetzt wusste er, wo er sie hatte. Es war dieses Glitzern in ihren Augen gewesen, das ihn dazu gebracht hatte, die Situation falsch einzuschätzen. Alice war einfach eines dieser Mädchen. In der letzten Zeit hatten sie wieder begonnen, zu ihm zu kommen.

Als Alice fragte: »Hast du ein paar gute Tipps, wie man eine bekannte Sängerin wird?«, hegte er keine Zweifel mehr. So fingen sie an, fast immer. Max Hansen schenkte sich mehr Champagner ein und folgte seiner normalen Routine.

Alice brauchte eine Viertelstunde, um ihr Glas zu leeren, und als Max Hansen ihr den Rest aus der Flasche einschenken wollte, legte sie die Hand auf ihr Glas und sagte: »Nein, danke. Ich muss noch fahren.«

»Und wohin willst du so spät noch fahren?«

»Nach Hause.« Sie ließ ihren Blick auf eine Art von oben nach unten über seinen Körper gleiten, dass es ihn in den Lenden kribbelte. »Willst du mitkommen?«

Der Ford Fiesta, der hinter dem Dramatischen Theater geparkt war, gehörte zu den schrottigsten Autos, die er jemals gesehen hatte, und war definitiv das schrottigste, in dem er je gesessen hatte. Als Alice den Zündschlüssel drehte, klang es wie ein Formel-1-Rennen kurz vor dem Start, und Max Hansen nahm einen schwachen Geruch nach Benzin wahr, als ob es irgendwo ein Loch gab.

Alice fuhr die Birger Jarlsgatan zum Roslagstull hinunter, und als sie den Stureplan passierten, beugte Max sich vor und tat so, als wollte er sich die Schuhe binden. Seine Vorliebe für junge Mädchen war kein Geheimnis, aber ein junges Mädchen in einer brüllenden Blechkiste war doch ein bisschen zu viel für ihn, und er wollte nicht

gesehen werden. Erst als Alice auf den Roslagsvägen abbog, entspannte er sich ein wenig und lehnte sich zurück, soweit es in dem harten Sitz möglich war.

Er schielte zu Alice hinüber, die ihre Augen starr auf die Straße gerichtet hielt. Nettes Profil. Auffallendes Kinn und mit einem markanten Kiefer, und die Form der Nase verhinderte einen zu kantigen Eindruck. Er war von ihr angezogen, keine Frage.

Aber es gab ein Problem. Gerade erst vor zwei Tagen hatte er eine alte Damenbekanntschaft auf ein paar Drinks nach Hause eingeladen. Schon als sie nebeneinander auf dem Sofa saßen, hatte Max einsehen müssen, dass nichts daraus werden würde, weil sein Körper nicht einmal ansatzweise auf ihr enges Top und den geschlitzten Rock angesprungen war. Er hatte vorgeben müssen, nie andere Absichten gehabt zu haben, als tatsächlich nur in aller Freundschaft ein paar Drinks mit ihr zu nehmen.

Diese Frau war allerdings fast doppelt so alt gewesen wie Alice. Er hoffte auf bessere Chancen, wo er doch jetzt quasi ein Heimspiel hatte.

Um das Terrain zu sondieren, sowohl seines als auch ihres, legte er eine Hand auf Alices Schenkel und drückte vorsichtig zu. Sie ließ es zu, so weit, so gut. Aber wie war es mit ihm selbst? Der Motor heulte, und der Wagen vibrierte, sodass es fast unmöglich war, in sich hineinzuhorchen. Er suchte nach diesem Ziehen im Schritt, das gekommen war, als sie ihn so angeschaut hatte, drückte fester zu und suchte erneut.

Es war nicht da. Er spürte nichts.

Der Wagen schepperte an den Lichtern von Mörby Centrum vorbei, während Max Hansen immer mehr den Mut verlor. Diese ganze lärmende, stinkende und unbequeme Reise war für die Katz

und würde nur in Peinlichkeiten und einem einsamen Taxi nach Hause enden.

Ein plötzlicher Schmerz in seinem Unterarm, als Alice ihn kniff, er zog die Hand von ihrem Oberschenkel. Da streckte sie die Hand aus und zwickte ihn noch einmal, fester. Max Hansen musste lachen und sagte mit lauter Stimme, vielleicht, um den Motor zu übertönen: »Magst du solche Spiele?«

»Absolut«, sagte Alice. »Das sind die besten.«

Max Hansen lehnte sich wieder zurück. Vielleicht würde dieser Abend doch nicht so schlimm enden, trotz allem.

Er hatte erwartet, dass Alice eine kleine Wohnung in einem Vorort wie Täby hatte, aber als sie auch diese Abfahrt hinter sich ließen, fragte er, wohin sie auf dem Weg seien.

»Ins Wunderland«, antwortete sie, und damit musste er sich begnügen. So war es öfter mit den jungen Mädchen.Sie machten viele Geheimnisse um sich, und er hatte nichts dagegen, ganz im Gegenteil. Und besonders dann nicht, wenn sie ihre Rolle so gut spielten wie Alice. Es verlieh der ganzen Angelegenheit einen Hauch von Abenteuer, das Gefühl einer Reise ins Unbekannte.

Als sie nach Åkersberga abbogen und durch ein ausgedehntes Wohngebiet fuhren, wuchs in Max die Sorge, dass es eine *dieser* Geschichten werden könnte. Dass sie bei ihren Eltern wohnte und er gezwungen wäre, auf dem Sofa zu sitzen und mit ihren Eltern Konversation zu machen. Wenn das der Fall sein sollte, würde er auf der Schwelle umdrehen.

Aber sie ließen das Wohngebiet hinter sich und folgten einem schmaleren Weg in den Wald hinein. Jedes Mal, wenn Max Hansen glaubte, dass sie am Ziel waren, kam noch eine Kurve, und die schwachen Scheinwerfer des Autos hätten sie kaum durch den

Tunnel aus Bäumen lotsen können, wenn es nicht noch ein bisschen Licht am Himmel gegeben hätte.

Sie befanden sich definitiv im Unbekannten. Er hatte seit mehreren Minuten kein Haus mehr gesehen, und ihm begann etwas unbehaglich zumute zu werden, als Alice endlich in eine schmale Einfahrt bog und den Motor abstellte.

»Wir sind da!«, sagte sie und schlug die Hände zusammen.

Es klingelte immer noch in Max Hansens Ohren wie nach einem Konzert, als er aus dem Wagen stieg, und die Benzindämpfe hatten ihm ein leichtes Unwohlsein beschert. Er hatte gerade den Gedanken gedacht: *Hoffentlich ist es das wert*, als er hinter sich eine Bewegung und ein Rascheln wahrnahm. Einen Augenblick später wurde ein schwarzer Plastiksack über seinen Kopf gezogen und seine Beine unter ihm weggetreten. Er stürzte haltlos und schlug mit dem Hinterkopf so hart auf einem Stein auf, dass er Sterne vor seinen Augen aufblitzen sah, während er von vielen Händen wieder aufgehoben wurde.

7

Während Ronja in Stockholm war, hatten die anderen die Garage vorbereitet. Sie hatten Plastikfolie auf dem Boden ausgebreitet und die beiden Hobelbänke nebeneinander in die Mitte gestellt. Es war ein Glückstreffer, dass Beatas Vater sich so sehr für Holzarbeiten interessierte, weil das mit sich brachte, dass eine Menge Werkzeuge unterschiedlicher Art ordentlich aufgereiht an selbst bemalten Hakenleisten an der Wand hingen.

Teresa hatte ein paar Ahlen, Meißel und Messer ausgesucht und Zangen und Sägen zur Seite gelegt. Es ging schließlich nicht um Folter. Nicht in erster Linie. Aus ein paar DIN-A4-Bögen schnitt sie dreizehn Zettel und schrieb auf jeden einen Namen.

Gegen zehn gingen diejenigen, die Max Hansen abholen sollten, und versteckten sich hinter dem Holzschuppen. Es war Viertel vor elf, als man unten von der Straße das unverkennbare Motorengeräusch des Wagens hören konnte. Der Teil der Gruppe, der sich in der Garage befand, horchte in die Dunkelheit hinein, hörte, wie der Motor abgeschaltet, eine Autotür geöffnet wurde und dann nichts mehr. Sie hatten Schreie und Kampfgeräusche erwartet, vielleicht einen Fluchtversuch, und sich auf alle Eventualitäten vorbereitet. Jetzt hörte man nur ein Rascheln und dann nichts mehr.

Im Laufe des Tages hatten sie alles durchgesprochen. Nachdem sie ein paar Stunden dicht zusammengedrängt in ihren Schlafsäcken auf dem Küchenboden geschlafen hatten, hatten sie zum Frühstück ein paar Babygläschen gegessen, bevor Teresa ihnen erzählte, was in dem Supermarkt passiert war. Was sie getan hatte und wie es danach war.

Sie machte sich keine Gedanken darüber, ob sie ein Risiko einging, wenn sie davon erzählte. Sie musste es jetzt erzählen, und sie erzählte es. Die ganze Geschichte, von dem Augenblick an, als sie und Theres auf der Laderampe gestanden hatten, bis zum Kauf der roten Stiefel am folgenden Tag und wozu sie sie in der Schule benutzt hatte.

Dann unterbreitete sie ihren Vorschlag, der kein Vorschlag mehr war, sondern eher eine Aufforderung, das zu tun, was getan werden musste. Theres unterstützte sie, und es gab keine Diskussionen

darüber, ob sie es machen sollten, sondern die Gespräche richteten sich direkt auf die Frage, wie sie es machen sollten.

Mit ruhigen Stimmen wurden Ideen präsentiert und auf dieselbe einfache Weise verworfen oder angenommen, wie sie es vor dem Wochenende geplant hatten. Ronja hatte sich schon früh angeboten, den Lockvogel zu spielen, und als dieser Teil geklärt war, ging es nur noch um technische Fragen. Der Holzschuppen, die Plastikfolie, die Werkzeuge. Nicht einmal als die Details festgelegt waren und das Ganze konkrete Formen annahm, reagierte jemand mit Abscheu oder versuchte sich zu distanzieren. Es war, was sie tun mussten, sonst nichts.

Als Teresa in der Garage stand und auf das Grundstück hinaushorchte, fragte sie sich, ob es von Anfang an schiefgelaufen war. Hatte Ronja Max Hansen vielleicht gar nicht gefunden? Teresa hatte ein paar Zeitungsartikel mitgebracht, um Ronja zeigen zu können, wie er aussah, und in denen er auch darüber sprach, dass er meistens ins Café Opera ging. Aber es gab natürlich keine Garantie, dass er auch an diesem Abend dort war.

Teresa hatte bereits begonnen, über Alternativen nachzudenken, als sie jemanden herbeilaufen hörte. Sofie zog die Tür zur Garage auf, und hinter ihr kamen Ronja, Caroline, Anna S. und Melinda, die einen leblosen, in Plastik eingewickelten Körper heranschleppten und auf den Hobelbänken abluden. Teresa schaltete die Leuchtstoffröhren an der Decke ein und machte sich an die Arbeit.

Sie hatte mit mehr Widerstand von Max Hansens Seite gerechnet, aber der Mann wedelte nur kraftlos mit den Beinen, sodass Ronja nur seine Schultern herunterzudrücken brauchte, um ihn am Platz zu halten. Teresa zog seine Arme aus dem Plastik heraus und klemmte seine Hände in den Schraubzwingen der Hobelbänke fest. Erst

als sie die rechte Hand mit einer letzten Drehung festzog, war ein gedämpfter Schrei aus dem Plastiksack zu hören. In der Zwischenzeit hatte sich Cecilia seine Beine gegriffen und sie gemeinsam mit Linn über die Kanten der Bänke gebogen und die Füße mit dünnen Seilen an den Sockeln festgebunden.

Alle traten einen Schritt zurück, stellten sich im Kreis um die Hobelbänke herum auf und betrachteten ihren Fang. Max Hansen kam langsam wieder zu Bewusstsein. Sein Körper zuckte hin und her, soweit er es vermochte, nachdem er an allen Extremitäten gefesselt war. Der Sack raschelte, wenn er den Kopf schüttelte, beulte sich aus und ein, wenn er schrie, Luft holte, wieder schrie.

»Lasst mich los, was soll das, wer seid ihr, was habt ihr vor?«

Teresa nahm ein Teppichmesser und schnitt die Tüte über seinem Gesicht auf. Seine Haut war vor Anstrengung und Schreck rot angelaufen. Seine Augen wurden noch ein Stück größer, als er Teresa erkannte.

»Hallo«, sagte sie, worauf Theres ihr einen großzügigen Streifen Textilklebeband reichte, den Teresa über seinen Mund klebte. Sie fand es schade, dass sie ihn nicht schreien hören würde, aber das Risiko war zu groß. Drei der anderen schnitten ihm die Kleider vom Leib. Dann traten sie wieder einen Schritt zurück.

Alles war nach Plan gelaufen und sogar noch besser. Dass Max Hansen auf den Kopf gefallen war, hatte denen, die dafür eingeteilt gewesen waren, ihn einzufangen, sicherlich das eine oder andere blaue Auge oder eine dicke Lippe erspart. Jetzt lag er dort, wo er liegen sollte. Verwendungsfertig.

Sein nackter Körper übte dieselbe abstoßende Wirkung auf Teresa aus wie schon damals, als sie ihn im Film gesehen hatte. Ein schlappes und wulstiges Stück bleichen Fleisches. Wo er jetzt hier so lag, konnte man sich nur schwer vorstellen, was für eine reale

Bedrohung er eine Zeit lang für sie dargestellt hatte. Sie musste lächeln. Und dann kichern.

Sie kicherte immer noch, als sie die Zettel mit den Namen und den Akku-Tacker holte. Max Hansen zuckte zusammen und wimmerte wie … ja, wie ein abgestochenes Schwein, als sie »Melinda« an seine Schulter heftete. Teresa sagte: »Lieg still.«

Der Mensch ist merkwürdig. Muss sich immer bis zum Letzten wehren, wie hoffnungslos es auch sein mag. Es war nur noch ein klitzekleiner Raum, der Max Hansen mit seinen fixierten Armen und Beinen verblieb, und dennoch versuchte er auszuweichen, als sie mit zwei schnellen Schüssen »Linn« und »Cecilia« an seinen Oberschenkeln befestigte. Es plätscherte auf die Plastikfolie am Boden, als er sich in die nicht mehr vorhandene Hose machte, und Teresa musste einen Bogen um die Pfütze machen, als sie um ihn herumging, um »Anna S.« auf seiner anderen Schulter zu befestigen.

Bald waren sämtliche Namen wie ein Flickenteppich an seinen Körper geheftet. Ronja musste seinen Kopf festhalten, damit sie schließlich Teresas Namen an seiner Schläfe befestigen konnte. Theres holte die Werkzeuge von der Werkbank und verteilte sie unter den Mädchen.

Mit den Waffen in ihren Händen schlossen sie den Kreis um Max Hansen. Sein Blick flackerte zwischen den Werkzeugen und ihren Gesichtern hin und her, hin und her, hin und her, bis etwas geschah. Sein Körper, der bislang wie ein Bogen gespannt gewesen war, soweit das in seiner Lage möglich war, entspannte sich plötzlich. Der Ausdruck in seinen Augen änderte sich, und der Kopf sank zurück.

Teresa konnte nicht glauben, was sie sah, aber ganz offensichtlich hatten es die anderen auch bemerkt, weil sie innegehalten hatten und genauso starrten wie sie. Langsam, langsam begann Max

Hansens Schwanz sich zu erheben. Seine Augen waren an die Decke gerichtet. Es war schwierig, etwas aus ihnen herauszulesen, da das Klebeband seine Gesichtszüge verzerrte, aber Teresa meinte … tja, *Frieden* in ihnen erkennen zu können.

Sie schaute von seinem steifen Schwanz zu seinem Gesicht. Sie schüttelte den Kopf: »Begreifst du überhaupt, was gleich passieren wird?«

Max Hansen nickte schwach, ohne den Blick von der Decke zu bewegen, ohne diesen Ausdruck gepeinigter Glückseligkeit zu verlieren.

Teresa hielt es für das Beste, mit einer sicheren Karte zu beginnen, also nickte sie Ronja zu, die einen kleinen, geschärften Schraubenzieher in der Hand hielt und deren Zettel auf Max Hansens rechtem Hüftknochen saß. Ronja trat vor, bedachte die hartnäckige Erektion mit einer Grimasse und rammte den Schraubenzieher ohne weitere Umstände direkt durch ihren Zettel hindurch bis zum Schaft hinein.

Max Hansen schrie durch die Nase, Rotz spritzte. Schweiß rann über seine Stirn, und der Körper bebte ein paar Sekunden, bevor er wieder zur Ruhe kam. Die Erektion ließ nicht nach, sondern stach gut zehn Zentimeter unterhalb des Schraubenziehergriffs und in vergleichbarer Größe hervor.

Linn war die Nächste. Sie musste sich auf die Zehenspitzen stellen, um ihr schmales Stemmeisen durch den Zettel unter dem rechten Schlüsselbein stechen zu können. Max Hansens Rücken klatschte schweißnass auf die Hobelbänke, als er sich hochdrückte und wieder hinuntersackte. Blut rann aus der Wunde und tropfte langsam auf die Plastikfolie hinunter.

Teresa hatte sich ausgerechnet, dass er langsamer verbluten würde, wenn sie die Werkzeuge in den Wunden stecken ließen.

Außerdem hatte sie nur dünne Werkzeuge mit kurzen Spitzen oder Klingen ausgesucht. Er sollte nicht sterben, bevor jede ihren Beitrag geleistet hatte und damit beteiligt war.

Als Caroline als sechstes Mädchen ihr Schnitzmesser in die Innenseite des rechten Oberschenkels stieß, stöhnte Max Hansen auf eine andere Weise, und es kam ihm mit einer solchen Kraft, dass das Sperma über sein Gesicht hinweg und daran vorbeispritzte. Miranda, die an seinem Kopfende stand, quietschte vor Ekel auf und wischte sich den Pulli mit einem Lappen ab.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich bereits eine ordentliche Blutlache unter den Hobelbänken angesammelt, und Teresa winkte die Mädchen schneller heran, damit alle drankamen, bevor es vorbei war. Max Hansens Penis erschlaffte endlich, und er zuckte kaum noch zusammen unter den Stichen.

Am Ende waren noch Anna L., Cecilia und Teresa übrig. Theres hatte gesagt, dass sie lieber zuschauen würde, und sie verfolgte das Geschehen von der Werkbank aus, auf die sie hinaufgeklettert war, und summte leise »Thank you for the music«.

Anna L. trat vor. Ihr war eine dünne Ahle zugeteilt worden, weil ihr Zettel gefährlich nahe am Herzen saß. Sie runzelte die Stirn, hob die Ahle und schaute auf Max Hansens Augen, in denen nur noch das Weiße zu sehen war. Dann schüttelte sie den Kopf und senkte den Arm. Mit tränenerstickter Stimme sagte sie: »Ich kann nicht. Das ist doch irre. Das geht nicht. Das dürft ihr nicht.«

Theres sprang von der Werkbank und ging zu ihr. »Willst du in deinem Auto sitzen?«, fragte sie. Anna L. schüttelte den Kopf, während ihr Tränen in die Augen stiegen und sie sagte: »Ich kann einfach nicht.«

»Du kannst«, sagte Theres. »Du musst.«

»Aber das ist doch Wahnsinn.«

»Das ist vernünftig«, sagte Theres und packte ihr Handgelenk, führte die Hand mit der Ahle in die richtige Position, »das ist sehr vernünftig«, worauf sie mit einem Ruck Annas Hand hinunterdrückte, sodass die Ahle bis zur Hälfte verschwand. Theres verpasste ihr einen Schlag mit der Handfläche, sodass sie ganz eindrang, und kletterte zurück auf die Werkbank. Anna L. ging an der Wand in die Hocke und hielt sich die Hände vor das Gesicht, während Cecilia ihren Zimmermannsnagel zur Anwendung brachte.

Max Hansens Körper lag kraftlos, an dreizehn Stellen perforiert, und bleich vor Blutverlust auf den Hobelbänken. Schäfte und Handgriffe standen aus verschmierten Papierstücken hervor und hoben sich im Takt mit seinem schwachen Atem. Seine Augen waren von einem Film überzogen, als seine Pupillen auf ihren Platz zurückrollten und sein Blick sich mit Teresas traf. Er bewegte den Kopf, als ob er etwas sagen wollte, und weil Teresa nicht glaubte, dass er noch genug Kraft zum Schreien besaß, zog sie das Klebeband ab. Er schaute sie an und sagte: »Teresa …« Sie beugte sich weiter zu seinem marmorgrauen Gesicht hinunter. »Ja?«

Max Hansens Lippen bewegten sich nicht, und die Konsonanten waren nur dünne Lufthauche, als er sagte: »Das war schön, du. Das war schön … das war schön … das war schön …«

»Nur eine Sache«, sagte Teresa. »Dieses Material, das du über Theres gesammelt hast. Wird das jetzt ans Licht kommen?«

Max Hansen machte eine Bewegung mit dem Kopf, die Andeutung eines Schüttelns, ein Nein, worauf er weiter flüsterte: »Das war schön … das war schön …«

Teresa zuckte mit den Schultern. »Schön, dass es dir gefallen hat. Aber gleichzeitig auch ein bisschen schade. Aber vielleicht änderst du ja deine Meinung jetzt.«

Sie holte die Bohrmaschine, deren Akku sie den ganzen Tag aufgeladen hatte, und drückte auf den Knopf. Der fingerdicke Bohrer wirbelte mit zwanzig Umdrehungen pro Sekunde herum. Sie zeigte ihn Max Hansen, ließ den Motor ein paar Mal aufheulen, bevor sie ihn auf den Zettel an seiner Schläfe drückte.

Und endlich kam der Schrei, nach dem sie sich gesehnt hatte.

Die Mädchen versammelten sich um den Körper, der wie ein Fisch an Land zappelte, während das Blut immer kraftloser aus dem Loch in der Schläfe pulste. Theres stand an seinem Scheitel und strich das klebrige Haar aus Max Hansens Stirn. Sie sagte: »Kommt näher.«

Sie drängten sich dicht zusammen, vierzehn Mädchen. Ein Zischen erklang aus Max Hansens Kehle, und der Körper rührte sich nicht mehr. Das Blutstrom aus der Schläfe versiegte, und als wäre das kleine, schwarze Loch ein Punkt mit wachsender Schwerkraft, wurden sie alle immer näher herangezogen, so nahe es ging, während sich dünne Rauchschlingen wie Spinnenfäden ausstreckten.

Sie atmeten gemeinsam ein, inhalierten, was Max Hansen gewesen war, und verleibten es ihrem eigenen Blutkreislauf ein. Aber es war so wenig, viel zu wenig. Viele von ihnen führten ihre Lippen näher an das Loch heran, um etwas herauszulocken, was nicht mehr da war, küssten beinahe Max Hansens zerstörten Schädel, um den letzten Rest in sich hineinzuschlürfen.

Sie richteten sich auf, und das Licht in der Garage war so stark, der eisengesättigte Duft des Blutes so kräftig, und das Geräusch, mit dem sich ihre auf dem Plastik festgeklebten Füße wieder lösten, gellte in den Ohren. Sie atmeten stoßweise und fanden in ihre weit geöffneten Körper zurück.

»Wir sind hier«, sagte Theres. »Jetzt sind wir hier.«

8

Viele weinten in der Nacht. Ihre Sinne waren frische Wunden und die Wahrnehmungen viel zu stark. Sie trösteten und hielten einander fest, teilten Schlafsäcke miteinander oder streichelten einander wortlos das Gesicht.

Doch trotz des Weinens und trotz des Bedürfnisses nach Trost war das grundlegende Gefühl die *Freude*. Eine andere Art von Freude. Eine Freude, die so groß und durchdringend war, dass sie Trauer ähnelte. Denn sie konnte nicht für ewig bleiben, dafür war sie allzu brennend. Sie konnten sie gemeinsam durch körperliche Nähe und die kollektive Erfahrung am Leben erhalten, aber irgendwann musste sie welken und vergehen. Daher die Trauer.

Es wurde eine weitere schlaflose Nacht, und schon vor dem Morgengrauen gingen sie hinaus, um im Schutz der Dunkelheit ihre Spuren zu beseitigen. Einige trugen Max Hansens in Plastik gewickelten Körper zum Grab und warfen ihn zusammen mit seinen Kleidern hinein, füllten es mit Steinen und Erde, legten sorgfältig die Grasmatten wieder darauf und stampften sie fest. In ein paar Wochen wären sie mit dem umgebenden Gras wieder zusammengewachsen. Einige räumten in der Garage auf, reinigten alle Werkzeuge und schrubbten die Hobelbänke sauber.

Als die Dämmerung kam, hatten sie alles in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt, und sie versammelten sich auf dem Steg, um den Sonnenaufgang zu betrachten. Linn hatte immer noch Tränen in den Augen, aber nicht aus dem Grund, den die anderen vermuteten. Als sie ihre Gesichter eine Weile in den ersten Strahlen der

Sonne gebadet hatten, verschränkte Linn die Arme vor der Brust, wandte sich an Teresa und sagte: »Nächstes Mal möchte *ich* bohren.«

Es war vielleicht nicht das Letzte, was Teresa erwartet hätte, aber beinahe. Linns kleines Gesicht sah so schmollend aus, dass Teresa in Lachen ausbrach, und bald lachten auch andere mit. Linn sah sich verärgert um.

»Was denn? Ich habe fast gar nichts abgekriegt!«

Das Lachen ließ schnell wieder nach, und es wurde still, als ihre Blicke einander suchten. Sie mussten nicht mehr so viel reden, um miteinander zu kommunizieren, und es stellte sich heraus, dass auch andere in denselben Bahnen dachten wie Linn.

Nächstes Mal. Dass es ein nächstes Mal gab.

Um zwölf begannen die Transporte zur Bushaltestelle. Nachdem sich Theres lange mit Anna L. unterhalten hatte, hatte Anna gesagt, dass sie auch weiterhin mitmachen wolle, aber dass sie die Hilfe der anderen benötigen würde. Die solle sie bekommen, das war schließlich der Grund dafür, warum man ein Rudel war und nicht vierzehn Mädchen. Sie umringten sie, sie umarmten sie und teilten ihre Kraft mit ihr. Ronja bot sich an, ihr Auto bis nach Mörby zu fahren, damit sie zusammen mit den anderen Bus fahren konnte.

Dieser Gedanke erwies sich als wertvoll, weil die Erfahrung erst im Bus richtig bei ihr einsickern konnte, als sie alle zusammen die hintere Hälfte des Fahrzeugs besetzten und Anna sich folglich in einem vertrauten Milieu befand, statt schutzlos und ängstlich zu sein. Nein, jetzt saß sie hier mit den *Ihren* – den Begrabenen und Wiederauferstandenen, den Hungernden, die Zähne hatten, ihren Rudelschwestern, die sie beschützten. Da kam endlich die Freude.

»Ihr gehört jetzt zu mir, oder? Und ich zu euch. Wir halten jetzt zusammen. So richtig. Wir können machen, was wir wollen, und wir lassen einander niemals im Stich, oder?«

Es war keine Frage, sondern eine Feststellung, und Anna holte tief Luft und streckte die Arme aus, als wäre sie jetzt erst richtig aus dem Grab gestiegen.

Die Mädchen begannen sich an verschiedenen Stationen voneinander zu verabschieden, nicht ohne dass sie sich vorher für den nächsten Sonntag am üblichen Ort verabredet hatten. Teresa fuhr mit Theres nach Svedmyra. Obwohl sie das erste Mal seit über vierundzwanzig Stunden allein miteinander waren, sprachen sie nicht viel, diskutierten nicht darüber, was passiert war, oder über die Reaktionen der anderen. Es ging nicht mehr, weil die anderen jetzt keine anderen mehr waren. Es ging nicht mehr, über sie zu sprechen, als seien sie nicht anwesend.

Sie trennten sich vor Theres' Tür. Als Teresa sich umdrehte, um zur U-Bahn zurückzugehen, sagte Theres: »Das war gut.«

»Ja«, sagte Teresa. »Das war sehr gut.«

In der U-Bahn und während der folgenden Zugreise kreiste ein einziges Wort ständig durch Teresas Kopf, schlug Haken, zappelte wie ein Fisch in einer zu kleinen Schüssel.

Urd, Urd, Urd.

Stimmen unter der Erde. Auf der einen Seite wusste sie, dass dieses Bild von ihrem nach Sauerstoff dürstenden Hirn erschaffen worden war. Auf einer anderen Ebene aber war es wirklich und wahr. Urd war zu ihr gekommen, hatte sich hinter sie gelegt und sich dann ihre dünne Haut wie ein eng anliegendes Kostüm übergezogen. Urd war nicht mehr nur ihr Name. Sie war sie.

9

Teresa wachte am Montagmorgen um sechs Uhr in ihrem Bett auf und fühlte sich wie ein Kalb vor dem Weidegang. Die Tore des Stalls waren nach dem langen Winter aufgeschlagen worden, und vor ihr lagen das Grün, die Blumen und der helle Sommer. Es gab ein Wort dafür: *ungestüm*. Als sie hellwach an ihrem Fenster stand und über den Garten schaute, war sie ungestüm, und nicht nur ihre Beine, sondern ihr ganzer Körper war voller Bewegungsdrang.

Als das Haus eine Stunde später aufzuwachen begann, legte sie sich auf ihr Bett und spielte halbtot. Sie rieb sich lange und fest die Augen, um ihnen ein gebrochenes Aussehen zu geben, und als Maria hereinkam, erklärte Teresa, dass sie sich dreckig fühlte und nicht aufstehen konnte, gar nichts konnte. Das wurde mit einem Seufzen und einem Achselzucken akzeptiert, und Teresa wurde in Ruhe gelassen.

Es war wie in diesem Gedicht von Bob Hansson, das sie vor einem guten Jahr einmal gelesen hatte. Der Mann ruft auf der Arbeit an und erklärt, dass er nicht kommen kann. Warum? Ist er krank? Nein, er ist sogar sehr gesund. Er kommt vielleicht am nächsten Tag, falls er sich wieder schlechter fühlt.

Sie lag unruhig im Bett und wartete ungeduldig darauf, dass die anderen sich endlich auf den Weg zur Arbeit oder zu ihren Freunden machten, damit sie allein sein konnte. Als sich das Haus schließlich geleert hatte, stand sie auf. Als Erstes ging sie nach unten in die Küche und schenkte sich ein Glas Wasser ein.

Sie saß eine lange Zeit vor dem Glas und betrachtete die durchsichtige Flüssigkeit, genoss das Tanzen der reflektierten Sonnenstrahlen auf der Oberfläche und das Spiel der Farben auf der Tischdecke, wenn sie das Glas anwinkelte und Brechungen des Lichts erzeugte. Dann hob sie das Glas an die Lippen.

Ein Schaudern durchfuhr sie, als das Wasser in ihren Mund glitt. Es war weich und kühl und glitt wie ein Streicheln über ihre Zunge und ihren Gaumen. Und dann wird behauptet, dass Wasser nach nichts schmeckt! Es schmeckte nach Erde und Eisen und Gras. Süß und salzig in dünnen Schichten, und es schmeckte nach Tiefe und Ewigkeit. Als sie den Schluck die Kehle hinunterrinnen ließ, war es wie eine große Gabe, von dieser Kostbarkeit probieren zu dürfen. Und es waren noch so viele Schlucke übrig.

Sie brauchte fünf Minuten, um das Wasser auszutrinken, und als sie anschließend auf das Grundstück hinausging, wurde sie angesichts der Eindrücke von einer solchen Freude übermannt, dass sie sich für eine Weile auf die Treppe setzen musste, die Augen schloss und die Ohren zuhielt und sich auf die Düfte konzentrierte, die Düfte des frühen Sommers.

Dass der Mensch über die Erde gehen und nicht wahrnehmen kann, was ihn umgibt. Welche Verschwendung! Sie könnten genauso gut Roboter sein, seelenlose Automaten, die zwischen Arbeit, Bank, Geschäften, Fernsehen hin und her klapperten, bis die Batterie leer war.

Teresa war genauso gewesen, aber dieser Mensch lag mittlerweile verschrumpelt in einem Grab. Sie war eine Göttin und spürte mit den Sinnen einer Göttin. Sie war Urd, die Ursprüngliche.

So verging ihr Tag. Sie wanderte durch den Waldstreifen, strich vorsichtig über Blätter und Steine und ging wie Eva durch das Paradies, wissend, dass alles ihr gehörte und dass alles gut war.

Auch am Dienstag erwachte sie glücklich, und ein weiterer Tag verflog in einer Freude und einer Gegenwart, die ihre Brust zu sprengen drohten, hätte sie sie nicht in handliche Stücke portioniert, immer nur ein paar Sinne auf einmal. Am Abend begann das Gefühl langsam von ihr wegzugleiten.

Sie hörte wieder die Stimmen ihrer Eltern und ihrer Brüder. Sie waren natürlich nicht mehr ihre Eltern oder Brüder, ihre Familie bestand aus dreizehn Personen, die nicht anwesend waren. Aber sie wusste, wie sie genannt wurden, die Menschen, die mit ihr am Esstisch saßen.

Ihr unnötiges Geplapper war ein störender Missklang, und das Essen schmeckte nicht mehr, wie es am Tag zuvor noch geschmeckt hatte. Sie hatte dennoch nur wenig gegessen, hatte verbergen müssen, wie gut ihr jedes Stückchen Kartoffel geschmeckt hatte, weil der mickrige Appetit gut zu dem Krankheitsbild passte, an dem sie festhielt. Krank – schlechter Appetit.

Am Dienstagabend war es nicht mehr dasselbe. Sie spielte schwach und müde, schloss die Augen und versuchte das Gefühl wieder hervorzurufen. Es war noch da, aber schwächer. Sie entschuldigte sich und ging hoch in ihr Zimmer.

Als sie am Mittwoch erwachte, war ein weiteres Stück verschwunden, und am Donnerstagmorgen konnte sie ganz ehrlich sein, als sie sagte, dass es ihr nicht gut gehe. Ihre Sinne waren immer noch geschärft, konnte sie sich einreden, aber im Großen und Ganzen begann sie sich fast wieder wie ein ganz normaler Mensch zu fühlen, was sich wie eine Krankheit anfühlte, wenn sie es damit verglich, wie es ihr zu Beginn der Woche gegangen war.

Am Freitag und Samstag waren die Verhältnisse komplett entgegengesetzt zu denen am Montag und am Dienstag. Sie fühlte sich

schlecht, und in ihrem Inneren schien ein konstantes Zittern zu herrschen, aber vor ihrer Familie musste sie die Fassade aufrechterhalten, dass sie sich mittlerweile viel besser fühlte, damit sie sie nicht daran hinderten, am Sonntag nach Stockholm zu fahren. Es war mühsam und anstrengend, und am Abend fiel sie förmlich ins Bett, wo sie unruhig schlief und von vielen Albträumen heimgesucht wurde.

Oh, sie hätten sie an Händen und Füßen fesseln müssen, um sie daran zu hindern, dorthin zu fahren. Sie würde abhauen, trampen, schwarzfahren, wenn es denn nötig wäre, aber es würde einfacher sein, wenn die anderen glaubten, dass es ihr gut ging.

So warf sie sich in den Nächten in ihrem Bett hin und her, und an den Tagen verschränkte sie die Arme vor der Brust oder steckte die Hände in die Hosentaschen, um zu verbergen, wie sie zitterten, und sie lächelte, lächelte, lächelte und sagte nette Sachen.

Erst als sie am Sonntag im Zug saß, konnte sie die Maske endlich fallen lassen. Sie brach auf ihrem Sitz zusammen und floss wie Gelee über den rauen Bezug. Als sich eine ältere Dame zu ihr herüberbeugte und fragte, wie es ihr gehe, stand sie auf und sperrte sich in der Toilette ein.

Sie sah in den Spiegel und stellte fest, dass sie genauso krank aussah, wie sie am Montag gespielt hatte. Kalter Schweiß war unter ihrem Haaransatz ausgebrochen, sie war blass, und das Haar hing in Strähnen herunter. Sie spritzte sich mehrmals hintereinander Wasser ins Gesicht, trocknete sich mit Papierhandtüchern ab, setzte sich schließlich auf den Toilettenstuhl und atmete tief durch, bis die Schwere über ihrer Brust ein wenig leichter geworden war.

Sie schaute auf ihre Hände und zwang sie, mit dem Zittern aufzuhören. Bald würde alles besser werden. Bald würde sie ihr Rudel treffen.

10

Schon die gemeinsame Fahrt mit Theres in der U-Bahn und im Bus ließ Teresa ruhiger werden, und als sie sich vor dem Wolfsgehege auf die Decken gelegt hatten, konnte ihr Körper die Sonnenwärme aufsaugen. Der Schüttelfrost, der sie in den vergangenen Tagen beherrscht hatte, ließ nach, und sie konnte sprechen, ohne ständig kontrollieren zu müssen, dass ihre Stimme nicht zu beben begann. Es klappte. Mit Theres an ihrer Seite klappte es.

Sie lag auf dem Bauch und spähte in das Gehege hinein, ohne einen Wolf entdecken zu können, holte ihr Stück Wolfspelz aus der Tasche, wedelte damit herum und streichelte es wie einen Talisman.

»Was machst du?«, fragte Theres.

»Ich möchte, dass sie kommen. Die Wölfe.«

»Warum?«

»Ich will sie sehen.«

Sie schwiegen eine Weile, bis Theres sagte: »Jetzt kommen sie.«

Teresa kniff die Augen zusammen und spähte zwischen die Bäume und Felsbrocken, aber es war keine graue Gestalt zu entdecken. Als sie sich an Theres wandte, damit sie es ihr zeigte, waren Theres' Augen auf das Ende des Zauns gerichtet, auf die anderen Mädchen, die sich in einer einzigen Gruppe näherten.

»Ich dachte, du meinst die Wölfe«, sagte Teresa.

»Wir sind die Wölfe. Du hast es gesagt.«

Ja. Sie hatte es gesagt. Aber das Rudel, das über die schmale Straße herangeschlichen kam, sah im Augenblick auch nicht wölfischer aus als sie. Sie kamen an und setzten sich, krochen mit Theres

als Mittelpunkt auf den Decken dicht zusammen. Ein unhörbares Winseln hing in der Luft, zusammen mit einem Geruch, den Teresa nicht von ihrem eigenen unterscheiden konnte. Ein Geruch nach Resignation und bohrenden Schmerzen.

Es stellte sich heraus, dass die anderen eine ähnliche Woche verlebt hatten wie sie. Eine Woche, die mit einer jubelnden und knisternden Nähe zum Leben begonnen hatte, die sich unzerstörbar angefühlt hatte und für die Ewigkeit gemacht schien, und dann war der langsame Übergang zu Fieber und Verzweiflung gekommen, als das Gefühl sich auflöste.

Wie Teresa fanden auch die anderen Trost in der Gruppe, Linderung allein schon durch die gegenseitige Nähe, aber es waren schwache und gespenstisch leere Stimmen, die zwischen ihnen umherhallten.

»… hatte gedacht, dass es jetzt, jetzt endlich … als es verschwand, ich habe mich doch selbst gesehen … dass man irgendwie gar nichts mehr ist … als wäre man unsichtbar … niemand wird sich an mich erinnern … alles wird verschwinden … als ob man zu klein wäre, um gehört zu werden … als es verschwand, nichts als leere Hände …«

So ging es noch fünf Minuten weiter, ein leises Winseln und Heulen, das sich in Worte kleidete, bis Theres schrie: »Still!«

Die Stimmen verstummten schlagartig. Theres hielt beide Hände mit den Handflächen nach vorn ausgestreckt, als wollte sie einen heranrauschenden Zug stoppen, und schrie noch einmal: »Still! Still!«

Hätten sie ihre Ohren spitzen können, dann hätten sie sie jetzt gespitzt. Sie saßen in einem Haufen vor Theres zusammen, die sich streckte und eine nach der anderen ins Auge fasste. Sie hingen an ihren Lippen, warteten auf ein paar Worte, die sie befreien könnten. Einen Vorschlag, einen Befehl, eine Standpauke. Was auch immer.

Als Teresa den Mund öffnete, waren sie darauf eingestellt, eine kurz gefasste, lebenswichtige Wahrheit zu hören, sodass sie ein paar Sekunden brauchten, bis sie merkten, dass sie sang.

»I'm nothing special, in fact I'm a bit of a bore
if I tell a joke, you've probably heard it before
But I have a talent, a wonderful thing
'cause everyone listens when I start to sing
I'm so grateful and proud
All I want is to sing it out loud …«

An dieser Stelle hatten die meisten von ihnen die Melodie wiedererkannt, und selbst wenn sie den Text nicht ganz konnten, so kannten sie doch alle den Refrain. Theres' klare Stimme traf die Töne so exakt, dass sie in ihren Körpern wie in einer riesigen Stimmgabel widerhallte und ihnen half, in den Gesang einzustimmen.

»So I say thank you for the music, the songs I'm singing
Thanks for all the joy they're bringing …«

Theres sang das ganze Lied bis zum Ende, die anderen halfen beim Refrain mit aus, und die Musik war wie Morphium. Die Qualen ihrer Körper wurden betäubt, wenn sie in die Töne hinausflossen, und solange das Lied dauerte, hatten sie nichts zu fürchten. In der Stille, nachdem die letzten Worte verklungen waren, hörten sie entfernten Beifall.

Ein paar Hundebesitzer waren an verschiedenen Stellen stehen geblieben, und einer von ihnen rief: »Festival! Yeah!«, bevor er weiterging.

Theres zeigte nach Skansen hinüber und sagte: »Das werde ich singen. Dort. Übermorgen. Ihr werdet kommen. Dann wird Schluss sein. Es wird gut.« Sie stand auf und ging zum Zaun, lehnte sich an die Maschen und knurrte leise, versuchte die Wölfe anzulocken, ohne dass es ihr gelang.

»Was meinst du mit Schluss?«, fragte Caroline. »Was meint sie damit, dass Schluss sein wird, es wird doch nicht Schluss sein?«

Teresa schaute nach Skansen hinüber, versuchte sich die Freilichtbühne Solliden irgendwo dort hinter den Bäumen vorzustellen, wie sie sie im Fernsehen gesehen hatte. Die Menschenmassen, die Künstler, die fliegenden Kameras und »Stockholm in meinem Herzen«. Die Wand aus jungen Mädchen, die ihnen so ähnlich waren und doch so anders und die sich ganz vorn ans Bühnengitter pressten und mitsangen. Dass Theres oben auf der Bühne stehen würde. Dass sie selbst im Publikum stehen würden. Unter all den Menschen.

»Ronja?«, sagte Teresa. »Erinnerst du dich, dass du einmal gefragt hast, wohin wir gehen, was wir tun sollten?«

Ronja nickte und zuckte mit den Schultern. »Wir haben Dinge getan.«

»Nein«, sagte Teresa. »Wir haben nichts getan. Wir haben uns nur vorbereitet.« Sie warf einen Blick auf das Schild am Wolfsgehege: *Tiere nicht füttern*, und deutete dann mit der Hand darauf, nach Skansen. »Aber wir werden etwas tun. Wir werden uns immer gut fühlen. Und niemand wird uns jemals vergessen.«

11

Hitachi DS14DFL.

Gewicht 1,6 kg. Länge über alles 210 mm. Ergonomischer, gummierter Griff. 13 mm Bohrfutter. 1200 Umdrehungen/Minute.

Teresa hatte über eine Stunde lang suchen müssen, bis sie das richtige Werkzeug gefunden hatte. Es musste akkubetrieben sein und einen schmalen Griff besitzen, der in kleine Hände passte. Es durfte nicht zu groß und nicht zu schwer sein, aber trotzdem einen ausreichend dicken Bohrer fassen. Man musste es überall kaufen können. Und es musste gut aussehen.

Hinter dem nichtssagenden Namen Hitachi DS14DFL verbarg sich, was sie suchte. Ein elegantes Werkzeug mit starken und zähen Lithium-Ionen-Akkus. Der Griff sah einladend aus, und sie sehnte sich danach, ihn in ihrer Hand zu halten, ihren Arm mit einer rotierenden, scharfen Spitze zu verlängern.

Sie rief den Verteiler mit den Mail-Adressen der anderen Mädchen auf und schickte ihnen die Produktinformationen und eine Liste mit Geschäften, wo man die Maschine kaufen konnte. Andere Waffen und Werkzeuge blieben den individuellen Vorlieben überlassen, aber ihre Klauen sollten identisch sein.

Aus dem Sonntag war der Montag geworden, während sie am Computer gesessen und das Gerät herausgesucht hatte, mit dessen Hilfe sie sich endgültig aus dem Leben verabschieden würden, in das sie ungebeten eingesperrt worden waren. Vor ihrem Fenster stand der Mond hoch am Himmel, und bald würde sie verschwunden sein.

Das Jucken in ihrem Körper gab ihr keine Ruhe. Sie ging hin und her auf dem Streifen Mondlicht, der auf den Boden fiel, und dachte an ihre Mama und ihren Papa, die in ihrem Bett lagen und schliefen, dachte an die Bohrmaschine, dachte an die Axt im Keller. Das Einzige, was sie zurückhielt, war die Befürchtung, dass sie damit eine Kette von Ereignissen in Gang setzen würde, die sie daran hindern könnte, am Dienstag dabei zu sein.

Es kribbelte in ihren Fingern, es brannte unter ihren Füßen, und sie keuchte wie ein verhungerndes Tier, als sie sich zwang, mit dem Umherwandern aufzuhören, weil sie damit das ganze Haus wecken könnte, ein Klopfen an der Tür, und jemand käme herein, und ausgerechnet diese Nacht würde in einer Katastrophe enden.

Sie setzte sich auf das Bett und tat etwas, das sie seit vielen Monaten nicht mehr getan hatte: Sie nahm ihre Medizin. Drei Tabletten stopfte sie in sich hinein und schluckte sie trocken herunter. Dann blieb sie still mit den Händen im Schoß sitzen und atmete, wartete darauf, dass etwas passieren würde.

Als sich nach einer halben Stunde noch keine Veränderung offenbart hatte und es weiter so in ihr zog und zerrte wie zuvor, setzte sie sich an den Rechner und schrieb einen Brief. Sie benutzte Theres' Sprache, weil sie die Möglichkeit bot, die Gedanken zu sammeln und zusammenzufassen. Als der Brief fertig war, druckte sie ihn in vier Exemplaren aus, steckte sie in Umschläge und versah sie mit Adressen, die sie im Internet herausgesucht hatte.

Dann stellte sie sich ans Fenster und betrachtete den Mond, umarmte sich selbst und versuchte die Nacht zu überleben.

Am Montag nahm sie den Bus nach Rimsta und kaufte von ihren letzten Ersparnissen die auserwählte Bohrmaschine bei Järnia. Auf der Fahrt zurück umarmte sie den Karton, als wäre er ein

Rettungsring, und sobald sie zu Hause war, packte sie die Maschine aus und stellte sie ins Ladegerät.

Sie plante und visualisierte, versuchte sich in die Situation hineinzudenken. Sie schaute sich Ausschnitte vom Skansen-Festival im Internet an, um zu sehen, wie das Publikum organisiert war, der große Baum in der Mitte, wo sich die Kameras befanden. Sie hatte Angst.

Angst davor, den Mut zu verlieren, wenn es ernst wurde, Angst davor, ihre Chance verpassen zu können, weil sie feige war und den menschlichen Rücksichtnahmen erlag, die noch irgendwo in ihr steckten und sich an ihr rieben.

Am Abend rief Johannes an.

Die Stimmen ihrer Eltern und ihrer Brüder waren zu bedeutungslosen Hintergrundgeräuschen reduziert worden, ganz gleich, ob sie mit ihr sprachen oder nicht. Sie hatte nichts mit ihnen zu tun. Wie konnte es dann sein, dass Johannes' Stimme immer noch zu hören war?

»Hallo, Teresa.«

Teresa. Dieser Name. Doch, sie erinnerte sich daran, wusste, dass er auf irgendeine Weise sie meinte. Ja. Als Johannes ihn sagte, konnte sie sich an dieses andere Mädchen erinnern. Vor Theres, vor »Flieg«, vor Max Hansen und vor Urd. Das arme kleine Mädchen Teresa mit ihren armen kleinen Gedichten und ihrem armen kleinen Leben.

Sie sprach mit Teresas Stimme. Sie war immer noch da. Es war in gewisser Hinsicht angenehm, mit dieser Stimme zu sprechen. *Teresa* litt nicht an diesem reißenden Hunger, *Teresa* hatte kein blutiges Handwerk zu verrichten. *Teresa* war Johannes' Freundin und würde es immer bleiben.

»Hallo, Johannes.«

Sie legte sich auf das Bett, hielt den Hörer ans Ohr, schloss die Augen und führte ein vollkommen normales Gespräch mit Johannes. Sie unterhielten sich über Agnes, über Leute aus der Schule und den Umbau der Bibliothek. Teresa tat für eine Weile so, als wären diese Dinge wichtig, und es war schön.

Nach einer Weile begannen sie in Erinnerungen zu schwelgen. Ohne Widerstand zu leisten, ließ sich Teresa zurück in ihre Höhle entführen, zurück zu den Fahrradtouren, den Badestellen, den Schafen. Sie unterhielten sich mehr als zwei Stunden lang, und als Teresa, nachdem sie tschüs gesagt hatte, die Bohrmaschine nahm und sie in der Hand wog, fühlte sich alles so unmöglich an.

Sie machte einen Ausfallschritt, ließ den Motor aufheulen und tat so, als würde sie auf Widerstand stoßen, auf zappelnde Gliedmaßen, sie schrie: »Urd!«

Urd.

Es gelang ihr, in dieser Nacht ein paar Stunden zu schlafen, nachdem sie die Bohrmaschine mit zu sich ins Bett genommen hatte und den weichen, herrlichen Griff umfasste, der wie gegossen in ihrer Hand lag.

12

Ein Mensch kann mörderische Gedanken denken und es hinter einem Lächeln verbergen, er kann von fließendem Blut und spritzender Hirnmasse fantasieren, während er summend sein Müsli verzehrt. Aber selbst wenn es an der äußeren Fassade nichts Konkretes oder Beweisbares zu entdecken gibt, wird es die

Umgebung trotzdem früher oder später spüren. Es dringt aus ihm heraus wie Strahlung oder Osmose, es sickert aus seinem Wesen.

Teresas Eltern hatten allmählich Angst vor ihr bekommen. Obwohl sie den Finger nicht auf etwas Bestimmtes legen konnten, was sie sagte oder tat, umgab es sie wie ein Schimmer, eine schwarze Aura, die sie unangenehm berührte, sobald sie den Raum betrat.

Als Teresa am Dienstagmorgen bat, eine Stunde früher nach Österyd gefahren zu werden, als der Zug ging, stellte niemand irgendwelche Fragen. Sie wussten, dass sie nach Stockholm fahren und diese Freundin treffen wollte, aber das war auch alles. Wenn sie früher nach Österyd wollte, dann bitte.

Teresas Rucksack sah schwer aus, aber als Göran sich erbot, ihn für sie zu tragen, schaute sie ihn einfach nur auf eine Weise an, dass er seine Hände wieder sinken ließ. Schweigend setzten sie sich in den Wagen, und schweigend fuhren sie nach Österyd. Als Teresa erzählte, zu welcher Adresse sie gebracht werden wollte, sagte Göran: »Wohnt dort nicht Johannes?«

»Ja.«

»Bist du mit ihm verabredet?«

»Ja.«

»Wie schön! Da wirst du vielleicht wieder etwas … munterer.«

»Das hoffe ich auch.«

Teresa stieg aus dem Wagen, nahm ihren Rucksack und blieb mit hängendem Kopf stehen, ohne die Tür zu schließen. Göran beugte sich über den Beifahrersitz und streckte die Hand aus. »Schatz …«

Teresa entzog sich seiner Berührung und sagte: »Mal sehen, ob ich nach Stockholm fahre. Das kommt ein bisschen darauf an. Ich rufe an.« Sie schlug die Tür zu, drehte sich um und ging zum Eingang.

Göran blieb mit den Händen auf dem Lenkrad sitzen. Als Teresa durch die Eingangstür verschwunden war, schluchzte er auf und senkte den Kopf. Seine Stirn traf die Hupe, und als das Signal ertönte, zuckte er zusammen. Ein Mann in seinem Alter mit zwei ICA-Tüten in den Händen war stehen geblieben und starrte ihn an. Göran winkte, ließ den Motor an und fuhr weg.

Teresa zögerte, bevor sie auf den Klingelknopf drückte. Das hier konnte sehr, sehr schmerzhaft werden. Sie hatte sich nicht einmal umgedreht, als sie ihren Vater verlassen hatte, aber bevor sie etwas anderes machte, musste sie sich von Johannes verabschieden. Danach sollte es kommen, wie es wollte.

Als sich ihr Daumen dem weißen Plastikknopf näherte, war es wie die Entscheidung, diese Cruise Missiles, die einen Weltkrieg entfachen konnten, loszuschicken oder eben nicht. Und das Schlimmste war, dass sie nicht wusste, was den Countdown starten würde: den Knopf zu drücken oder ihn nicht zu drücken.

Sie drückte. Kein Aufbrüllen von Verbrennungsmotoren, die zwölf Liter Raketentreibstoff in der Sekunde schlucken, keine panischen Schreie von der versammelten Erdbevölkerung. Nichts als ein stilles *plingplong* und dann Schritte im Flur.

Johannes öffnete die Tür, und er sah aus, wie er Teresas Meinung nach jeden Tag seit *seiner* Verwandlung ausgesehen hatte. Ein rosa T-Shirt und Khaki-Shorts, schon sonnengebräunt, obwohl der Sommer gerade erst begonnen hatte. Seine Augen blitzten auf, und bevor Teresa reagieren konnte, hatte er schon die Arme ausgebreitet und sie umarmt.

»Hi! Schön, dich zu sehen!«

»Ganz meinerseits«, murmelte sie in seine Schulter.

Er trat einen Schritt zurück, während er ihre Schultern fest im Griff behielt, musterte sie von oben bis unten.

»Wie geht es dir? Du siehst nicht besonders gut aus, ehrlich gesagt.«

»Danke.«

»Du weißt schon, was ich meine. Komm rein.«

Teresa nahm ihren Rucksack mit ins Wohnzimmer und setzte sich in einen Sessel. Die Wohnungseinrichtung sah aus, als wäre sie aus den Wohnungen verschiedener Menschen zusammengesucht worden, die alle einen schlechten Geschmack hatten. Kein Teil passte zu irgendeinem anderen, eine Stehlampe, die aussah, als hätte sie einen gewissen antiquarischen Wert, stand neben einer großen Plastikblume auf einer Plexiglaskiste. Johannes' Mutter hatte zurzeit viel um die Ohren, hatte er erzählt, hatte keine Zeit, um sich um die Inneneinrichtung zu kümmern.

Teresa schaute sich um und fragte: »Ist Agnes' Mutter hier gewesen?«

Johannes musste lauthals lachen und erzählte eine lange Geschichte darüber, wie Clara, so hieß Agnes' Mutter, reagiert hatte, als sie zum ersten Mal bei ihnen zum Abendessen eingeladen gewesen war und vor dem Bild mit dem weinenden Kind gestanden und schließlich gesagt hatte: »Tja, das ist ja ein … Klassiker.«

Als Teresa angesichts seiner Anekdote nicht einmal lächelte, seufzte er, setzte sich aufs Sofa, faltete die Hände zwischen den Knien und wartete. Teresa rutschte bis zur Kante des Sessels vor, so nahe an ihn heran wie möglich. Dann sagte sie: »Ich habe Menschen getötet.«

Johannes grinste: »Was hast du gesagt?«

»Ich habe zwei Menschen getötet. Einen allein und einen zusammen mit anderen.«

Sein Lächeln gefror und verschwand, während er ihr in die Augen schaute. »Das meinst du nicht ernst.«

»Doch. Und heute werde ich noch ein paar weitere töten.«

Johannes zog die Augenbrauen zusammen, als würde sie einen Witz erzählen, dessen Pointe er nicht verstand, und er schnaubte verächtlich. »Warum sagst du so etwas? Selbstverständlich wirst du so etwas nicht tun. Selbstverständlich hast du so etwas nicht getan. Worauf willst du hinaus?«

Teresa öffnete ihren Rucksack. Sie legte die Bohrmaschine, einen Hammer, ein Tranchiermesser und einen kleineren Bolzenschneider auf den dunkelbraunen Couchtisch. »Das sind die Werkzeuge, die wir benutzen werden. Die anderen haben dieselben. Ungefähr.«

»Welche anderen?«

»Die anderen, die dabei sein werden. Mein Rudel.«

Johannes erhob sich vom Sofa und ging eine Runde durch den Raum, während er sich die Kopfhaut massierte. Dann stellte er sich neben Teresa. Er schaute die Werkzeuge an, schaute sie an. »Was redest du da? Hör auf damit. Was ist mit dir los?«

»Ich kann nicht damit aufhören. Aber ich habe Angst.«

»Ja, das glaub ich gern. Wovor hast du denn Angst?«

»Dass ich es nicht schaffe. Ich muss vorangehen.«

Johannes streichelte sie über das Haar, während er den Kopf schüttelte. Dann ging er vor ihr auf die Knie und sagte: »Komm. Komm«, worauf er sie erneut umarmte, sie fest umklammerte und flüsterte: »Teresa, du. Du hast niemanden getötet, und du wirst niemanden töten, und du sollst aufhören, so zu reden. Warum solltest du jemanden töten?«

Teresa schob ihn weg und sagte: »Weil ich es kann. Weil ich es will. Weil es mich lebendig macht.«

»Du *willst* Menschen töten?«

»Ja. Unheimlich gerne. Ich sehne mich danach. Aber ich weiß nicht, ob ich es wage. Ich weiß nicht, ob ich … bereit bin.«

Johannes seufzte und zog die Augenbrauen hoch, sagte in einem Ton, als wollte er das Spiel eine Weile mitspielen: »Und wie willst du es herausfinden?«

»Indem ich dich töte.«

»Du wirst *mich* töten?«

»Ja.«

»Wann denn?«

»Jetzt.«

Ein Schatten huschte über Johannes' Gesicht, als er des Spiels müde wurde. Mit einer hastigen Bewegung griff er nach dem Hammer und reichte ihn Teresa, während er weiter vor ihr kniete. »Ja, dann töte mich doch. Mach schon.«

»Du glaubst mir nicht?«

»Nein.«

Teresa hob den Hammer und sagte. »Wagst du die Augen zu schließen?«

Er schaute sie an, lange. Dann schloss er die Augen. Seine Lider waren dünn, zart und ganz entspannt. Er kniff die Augen nicht im Geringsten zusammen, seine Atmung war ruhig und gleichmäßig, und die Andeutung eines Lächelns lag auf seinen Lippen. Seine Wangen waren von dünnem Flaum bedeckt, und er war ihr bester Freund und der einzige Junge, den sie vielleicht sogar geliebt hatte. Sie sagte: »Tschüs« und schlug den Hammer gegen seine Schläfe.

Sie schlug weiter, bis nur noch ein Fünkchen Leben übrig war. Da nahm sie den Bohrer und öffnete ihn. Der Akku war voll aufgeladen, und sie brauchte nur ein paar Sekunden, um durch den Schädelknochen zu kommen. Johannes' Beine streckten sich in ein paar letzten krampfartigen Zuckungen und warfen die Plastikblume

um. Dann beugte sie sich über ihn und nahm das, was er gewesen war.

Als sie sich erhob, war der Weg geebnet, und sie wusste, dass sie die Kraft hatte, ihn zu gehen. Es gab nichts mehr. Keine Rücksichten, nichts, zu dem sie zurückkehren konnte. Sie war durch und durch glücklich, als sie die Tür hinter sich schloss und die Treppen hinunterging, durch die Gerüche nach Braten, Reinigungsmittel und sonnenwarmem Staub, der in ihren Nasenlöchern kitzelte.

Vor dem Bahnhof warf sie die Briefe in den Briefkasten. Sie waren adressiert an die Zeitungen *Dagens Nyheter*, *Svenska Dagbladet*, *Expressen* und *Aftonbladet*. Alle Briefe hatten den gleichen Wortlaut, und sie hatte sie geschrieben, weil sie es konnte.

Hallo,
Heute auf dem Skansen-Festival werden wir viele Menschen töten. Wir sterben vielleicht auch. Man weiß nie.
Ihr werdet fragen, warum. Warum, warum, warum. In den Schlagzeilen. In den Zeitungen. Riesige Buchstaben. WARUM? Ein Meer aus brennenden Kerzen. Zettel mit Grüßen. Weinende Menschen. Und über allem: WARUM?
Und da antworten wir (haltet euch fest): DARUM!!!!
Weil das Todeswasser steigt. Begreift ihr, dass das Todeswasser steigt? In den Schulen. Bei *Idol*. Bei H&M. Es steigt. Alle wissen es. Alle spüren es. Niemand begreift.
Heute läuft es über.
Wir waren die netten Mädchen ganz vorn. Wir schrien und weinten auf Kommando. Wir verehrten uns selbst, als ihr uns zu Stars gemacht habt. Wir kauften uns selbst von euch. »High five«, sagtet ihr. »Glückwunsch!«

Das Todeswasser steigt. Verdientermaßen. Alles ist euer Verdienst. Alles, worum ihr euch verdient gemacht habt.
Grüße
Skansens Wölfe

Eigentlich gab es nichts, was sie sagen wollte. Sie hatte eine Bedeutung herbeifantasiert, weil es ihr angemessen schien. Wenn man schon etwas Großartiges machen wollte, konnte man auch einen großartigen Grund dafür anführen, dann wird es hübscher. Sie hatte am Computer gesessen und sich in ihre eigene Situation versetzt. Wenn eine Gruppe von Mädchen im Begriff stand, das zu tun, was sie tun wollten, wie könnte dann ein herzlicher Abschiedsbrief aussehen?

Dann hatte sie ihn geschrieben. Wenn alles so lief, wie sie es geplant hatte, würde dieser Brief bis zur Erschöpfung gedreht und gewendet und jedes einzelne Wort gedeutet werden. Aber sie meinte nichts damit. Sie fingierte sich selbst und erfand alles. Als sie sich durchlas, was sie geschrieben hatte, konnte sie feststellen, dass alles wahr war. Aber es handelte nicht von ihr. Nichts hatte jemals von ihr gehandelt. Vielleicht deswegen.

EPILOG

»Wir warten bis zum ersten Refrain.
Dann fangen wir an. Verteilt euch.«
Teresa, 19.47 Uhr, 26. 6. 2007

I walked a pace behind you at the soundcheck
You're just the same as I am
What makes most people feel happy
Leads us headlong into harm
The Smiths, Paint a vulgar picture

1

»Mother says I was a dancer before I could walk«

Robert Segerwall hatte sich seinen Platz auf der Ehrentribüne nach dreißig Jahren Dienst im Unterhaltungsprogramm des Schwedischen Fernsehens redlich verdient. Er gehört zu denjenigen, auf denen die Kamera verweilt, wenn alle gemeinsam singen. Er trägt einen luftigen, beigen Leinensakko und macht einen ebenso gediegenen wie entspannten Eindruck. Ja, er war einer der möglichen Kandidaten, die nach Lasses Abschied als neuer Moderator im Gespräch waren. Er ist nicht verbittert, er liebt seinen freien Sommer.

Als ihn der erste Hieb am Arm trifft, kann er sich noch einen Augenblick lang darüber ärgern, dass jemand ihm sein Sakko ruiniert hat. Dann kommt der Schmerz und das Blut. Als seine Frau neben ihm entsetzt aufschreit, wird ihm klar, dass die Gefahr real ist.

Er wendet sich seinem Angreifer zu, kann aber nichts mehr machen, bevor ein Schnitt durch seinen Hals seine ganze Aufmerksamkeit erfordert. Die Hiebe, die danach kommen, sind unwesentlich.

»She says I began to sing long before I could talk«

Alle wissen, wenn Linda Larsson etwas macht, dann macht sie es richtig. Also war sie bereits um zehn Uhr morgens an der Solliden-bühne gewesen und hatte sich einen Platz gesucht. Wenn sie schon mal auf das Skansen-Festival geht, dann will sie auch voll auf ihre

Kosten kommen. Ihr Fresspaket hat sie im Laufe des Tages aufgegessen, sie hat sich die Proben angeschaut. Sie plant darüber in ihrem Blog zu schreiben, »Lindas Lusthäuschen«, und hat sich ein paar Notizen gemacht.

Als sie das wütende Summen hinter sich hört, denkt sie, dass es sich um eine ungewöhnlich große Wespe handeln muss. Sie weiß auch, dass man am besten ganz still sitzt. Nicht herumfuchteln. Sie schaut auf ihren Notizblock hinunter und überlegt, ob sie etwas über die Wespe schreiben soll.

Dann kommt der Stich in den Nacken. Der Schmerz ist unbeschreiblich. Ihre Finger erstarren und werden eiskalt. Sie öffnet den Mund, um zu schreien, aber etwas versperrt ihre Luftröhre. Blut spritzt über den Notizblock, und ihre Hand fährt zum Hals, wo sie von einer hastig rotierenden Bohrspitze halb durchdrungen wird. Dann wird der Bohrer herausgezogen, und sie versteht noch, was passiert ist, bevor sie das Bewusstsein verliert.

»And I've often wondered, how did it all start?«

Obwohl kein gemeinsames Singen angesagt ist, kann Isailo Jovanovic sich nicht zurückhalten. Er ist schon das dritte Jahr beim Skansen-Festival dabei, und ganz gleich, wie integriert er sich nach siebzehn Jahren in Schweden fühlt, er kennt diese Lieder einfach nicht, die gemeinsam gesungen werden. Dieser ewige Evert Taube, in Belgrad hat ihn keiner gesungen.

Aber mit ABBA ist es etwas anderes. Als Teenager hatten Isailo und seine Kumpel Kassetten miteinander getauscht, und seinen ersten Kuss hatte er zu den Klängen von »Fernando« erlebt.

Er weiß, dass er eine ordentliche Tenorstimme hat, und obwohl die Leute um ihn herum nicht mitsingen, stimmt er in den Gesang des Mädchens oben auf der Bühne ein. Er hat noch niemals jemanden so singen gehört, und es ist ein Genuss, seine eigene Stimme im Einklang mit ihrer zu hören.

In weiter Entfernung hört er Menschen schreien, und er nimmt an, dass dieses Mädchen eine Art Idol für andere ist. Aber das spielt für ihn keine Rolle, während er das Zusammenschmelzen seiner Stimme mit der ihren genießt.

Mitten in seine Sangeslust hinein bekommt er einen Schlag ins Gesicht, einen furchtbaren Hieb auf das Kinn. In seinem Unterkiefer zerbricht etwas, und er wird zu Boden geschleudert. Innerhalb weniger Sekunden füllt sich der Mund mit Blut und Zahnsplittern. Er versteht es nicht. Das ist nicht das Schweden, das er kennt.

Dann sieht er, wie der Hammer gehoben wird, und hält die Hände zum Schutz vor den Kopf. Es klingelt im Kopf, und er kann nicht fokussieren. Eine verschwommene Gestalt macht einen Schritt zur Seite, und dann kommt der vernichtende Schlag direkt auf den Scheitel.

»Who found out that nothing can capture a heart like a melody can?«

Johan Lejonhjärta ist im siebten Himmel. Er ist mit einem einzigen Ziel zum Festival gefahren, und dieses Ziel hat er erreicht. Ola Salo hat ihn berührt. Johan hat Ola Salo vom ersten Augenblick an verehrt, und Ola war einer der Gründe dafür gewesen, dass er sich vor acht Jahren geoutet hatte und von Kisa nach Stockholm gezogen war.

Als Ola am Zuschauermeer vorüberflatterte, während er »The worrying kind« sang, streckte Johan die Hand aus. Und Ola berührte seine Hand nicht nur. Er hielt sie für einen Moment fest und schaute Johan in die Augen, während er sang: »Be good for goodness sake«. Die Worte und die Berührung brannten sich ein.

Johan weiß, dass es lächerlich ist. Er ist zweiunddreißig Jahre alt und glaubt, von einem Gott berührt worden zu sein. Er hat seine Hand mit dem Handy fotografiert, er hat die Worte »Be good for goodness sake« im Kopf hin und her gewendet wie die Worte eines Gurus, wie eine Richtlinie für das Leben. Er weiß, dass es lächerlich ist, aber es ist ihm egal, und er gibt sich seiner Freude hin.

Als er die Schreie um sich herum hört, werden sie durch sein eigenes Erlebnis gefiltert, und er hält sie für Schreie aus Freude und Glück. Oh, auch er liebt *ABBA*, und das Mädchen da vorn singt wunderbar, aber das ist jetzt nicht wichtig.

Er arbeitet als Tischler und erkennt das Geräusch, das sich ihm von hinten nähert, als das, was es ist. Eine Bohrmaschine. Trotzdem kann er das Geräusch nicht mit dem schmerzhaften Stich in seinem Rücken zusammenbringen, da es zu weit hergeholt erscheint. Erst als der zweite Stich erfolgt, hört er, dass die Umdrehungszahl der Bohrmaschine gleichzeitig sinkt, während ein bebender Schmerz durch sein Skelett fährt.

Als er sich umdreht, wird der Bohrer in seine Brust gedrückt, und er hustet Blut, als die Lunge punktiert wird. Der Bohrer wird herausgezogen, und er öffnet den Mund, um ein Flehen, eine Bitte auszustoßen. Für den Bruchteil einer Sekunde sieht er die rotierende Spirale, bevor sie verschwimmt und in seinem Auge verschwindet.

»Well, whoever it was, I'm a fan.«

Elsie Karlsson hat sie alle kommen und gehen sehen. Sie war schon zu Egon Kjerrmans Zeiten dabei gewesen, aber ihre Stimme würde Bosse Larsson gehören, wenn sie sich für einen von ihnen entscheiden müsste. An Lasse war nichts verkehrt, und auch an dem Neuen nicht, aber Bosse Larsson hatte diese einmalige Fähigkeit, Gemütlichkeit zu verbreiten. Damals war alles noch nicht so überdreht gewesen.

Normalerweise reicht es, so gegen zwei Uhr zu kommen, um noch einen Sitzplatz ergattern zu können, aber heute ist wohl jemand ganz Populäres angesagt, sodass Elsie auf ihrem Rollator sitzen muss. Um ehrlich zu sein, wünscht sie sich eigentlich, dass es bald vorbei ist, denn sie ist vollkommen erschöpft. Es wäre ja denkbar, dass einer der Jugendlichen aufstehen und ihr seinen Platz anbieten würde, aber die Zeiten haben sich geändert.

Es ist eine hübsche Melodie, und das Mädchen singt sehr gut. Soweit Elsie sich erinnern kann, ist sie bei den Proben nicht dabei gewesen, und das hat es noch nie gegeben. Oder Elsie hat es vergessen. Das passiert mittlerweile immer öfter.

Ein gewisses Durcheinander vorn bei den Sitzplätzen zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Ein paar Personen sind aufgestanden und laufen davon. Seltsam. Sobald die Fernsehübertragung begonnen hat, herrscht sonst immer eine solche Disziplin und Zurückhaltung unter den Leuten, dass es kaum jemand wagt, die Beine übereinanderzuschlagen. Aber jetzt ist es ein Schreien und Rennen, dass einem die Worte fehlen.

Sie versteht nicht, was da passiert sein könnte, bevor sie selbst auf dem Rücken liegt und den Oberschenkelknochen knacken hört. Der Rollator wurde unter ihr weggezogen. Es tut so weh, dass ihre Kiefer gegeneinanderknirschen und die dritten Zähne verrutschen. Auch

die Brille muss hinuntergefallen sein, sodass sie so gut wie nichts mehr sehen kann.

Eine dünne Gestalt, die etwas in der Hand hält, beugt sich über sie. Elsie glaubt an das Gute im Menschen und geht davon aus, dass das, was diese Gestalt in der Hand hat, sie retten soll. Dann kommt der Schlag direkt auf die Stirn, und ihr wird schwarz vor Augen.

Aus einem immer noch intakten Winkel ganz hinten in ihrem Schädel hört sie ein Geräusch wie von einem irritierten Insekt. Es kommt näher.

»So I say thank you for the music, the songs I'm singing«

Zuerst dachte Lena Forman, dass es keine gute Idee war, gleich bei der ersten Verabredung aufs Skansen-Festival zu gehen. Es kam ihr eher wie etwas vor, das man mit der Familie unternimmt, und nicht wie etwas für zwei, die das Internet zusammensortiert hatte. Aber es war schön geworden, richtig schön.

Es gab so viel zu kommentieren, und man konnte sich damit an ein gegenseitiges Verständnis herantasten, und bislang schien Peter eine richtige Perle zu sein. Selbstsicher, ohne arrogant zu sein, lustig, ohne albern zu sein. Sah nicht schlecht aus, kleidete sich gut, und was die schütteren Haare betraf, so fand sie es sogar ziemlich sexy, bei ihm jedenfalls.

Bei einem der Mädchen, die vor der Sendung mit ihren Bauchläden herumgehen, hatte er Himbeeren für sie gekauft, und als sie alle gemeinsam »Eines Tages laufe ich den Hafen an« singen sollten, hatte er den Arm um ihre Schultern gelegt und halb im Scherz mitgeschunkelt. Dann war der Arm dort geblieben, während ein kleines Mädchen auf die Bühne kam und diesen schönen ABBA-Song sang.

Wo sie stehen, verdeckt das Mischpult die Mitte der Bühne, und weil sie ohnehin nichts sehen kann und weil das Mädchen so wunderbar singt, schließt Lena die Augen und gibt sich unter dem freundlichen Arm auf ihren Schultern ihrem Glück, dem milden Sommerabend und den schönen Stunden hin, die einem das Leben trotzdem schenken kann, Stunden wie dieser.

Sie hört hysterische Schreie und muss lächeln, als sie sich daran erinnert, dass sie selbst auch einmal so war, als sie mit vierzehn Jahren ABBA im Gröna Lund gehört hatte und beinahe ohnmächtig wurde, als Anni-Frid ihr für den Bruchteil einer Sekunde in die Augen schaute, wie sie schrie, bis die Kehle wund war.

Plötzlich wird Peters Griff um ihre Schulter fester. Er drückt so fest zu, dass sie nach Luft schnappen muss und ihre Augen öffnet, während seine Hand gleichzeitig von ihr fortgerissen wird. Sie sieht ihn vor ihre Füße fallen, während er sich den Kopf hält. Er beginnt sich in Krämpfen zu schütteln, und ihr erster Gedanke ist: *Hat er Epilepsie?*

Dann sieht sie, dass Blut unter seiner rechten Hand hervordringt. Sie versteht nicht, was passiert ist, beugt sich über ihn und sagt: »Peter? Peter? Was ist los?«

Seine Augen starren auf einen Punkt direkt hinter ihr. Er reißt sie auf und öffnet den Mund, als wolle er etwas sagen. Im nächsten Augenblick bekommt sie einen Schlag in den Nacken, der sie nach vorn auf seinen Körper schleudert. Sie riecht noch den Duft nach Old Spice, ehe ein weiterer Schlag alle Wahrnehmungen erlöschen lässt.

»Thanks for all the joy they're bringing«

Ronnie Ahlberg weiß ums Verrecken nicht, wie er sich verhalten soll. Er steuert die Kamera, die zehn Meter links von der Bühne

steht, und von seinem einen Meter hohen Holzpodium hat er einen guten Überblick. Was er sieht, ist nicht das, was geprobt worden ist. Über sein Headset hat er gerade die Anweisung bekommen, Bilder aus dem Publikum im Sitzplatzbereich zu liefern, aber was dort passiert, ist kaum zur Ausstrahlung geeignet. Die Leute sind aufgesprungen und laufen herum, es scheint eine Art Massenflucht zu sein.

Seine Aufgabe besteht nicht darin, nach Ursachen zu suchen, sondern Kameraeinstellungen zu finden. Weil sich das Sitzplatzpublikum aus welchen Gründen auch immer entschlossen hat, vom Drehbuch abzuweichen, dreht er die Kamera zu den Stehplätzen am Bühnengitter hinüber, wo sich die Jugendlichen immer noch wie vorgeschrieben benehmen, mit erhobenen, filmenden Handys und Plakaten, auf denen »TESLA RULES« oder »TESLA GIRLS JAKOBSBERG« steht.

Er hört eine Stimme in seinem Ohr. Bildregisseur Abrahamsson klingt, als wäre er dem Weinen nahe. »Was ist da draußen los, Ronnie? Auf jedem zweiten Monitor läuft Mist.«

Auf Ronnies Kamera greift dieser Mist auch langsam über. Sogar die Jugendlichen haben angefangen, sich seltsam zu benehmen, und das Plakat mit der Aufschrift »TESLA RULES« segelt zu Boden, während sich gleichzeitig die gesamte Menschenmasse zu seinen Füßen vom Gitter fortzubewegen beginnt. Er will die Kamera gerade wieder auf die Bühne und das singende Mädchen richten, das sich wenigstens nicht von der Stelle rührt, als ihn ein so kräftiger Schlag über dem Knie trifft, dass die Beine unter ihm nachgeben.

Er versucht seinen Fall aufzuhalten, indem er nach einem der Hebel an der Kamera greift, aber ein Schlag auf das andere Knie

stößt ihn von seiner Plattform zu einem unfreiwilligen Stage-Diving mitten in das mittlerweile rennende Zuschauermeer.

Füße trampeln über sein Gesicht, Arme, Hände, während er ein hochfrequentes Pfeifen wie von einer sich aufladenden Blitzbatterie hört, das sich seinem Ohr nähert.

»Who can live without it?
I ask in all honesty, what would life be?«

Nee, das Skansen-Festival ist nichts für Kalle Bäckström, das ist ihm bereits klar geworden, nachdem er eine Nummer mit The Ark, irgendeine Opaschnulze und jetzt den Gesang von diesem Myspace-Mädchen durchlitten hat. Der einzige Grund dafür, dass er hergekommen ist, ist die Tatsache, dass Emmy kommen wollte. Und dann hat er sie noch nicht einmal gefunden!

Die letzten zehn Minuten hat er damit verbracht, fünfzig Meter hinter der letzten Zuschauerreihe neben den Dixieklos zu stehen und auf dem Handy herumzutippen. Er hat Emmy gefragt, wo sie ist, und sie hat geantwortet, dass sie ganz vorn ist. Wo ganz vorn, hat er gefragt und wartet jetzt auf die Antwort.

Okay, okay. Wenn nötig, würde er sich durch die ganze Menschenmasse hindurchdrängeln, nur um neben ihr zu stehen und sich an sie zu schmiegen. Sie ist das hübscheste Mädchen in der Klasse, und als sie ihn fragte: »Kommst du am Dienstag mit nach Skansen?«, hatte er es vielleicht ein bisschen falsch gedeutet. Als wäre es eine Verabredung. Aber sie war mit drei Freundinnen hier, und er hat sie zu allem Überfluss noch nicht einmal gefunden.

Er steht da und starrt auf sein Handy, versucht mit der Kraft seiner Gedanken eine Antwort herbeizuzwingen, als er mitbekommt, dass irgendetwas passiert. vorn schreien Leute und fuchteln mit den

Armen, und der eine oder andere kommt an ihm vorbeigelaufen. Er lässt das Handy sinken und stellt sich auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können.

Die Menschenmasse vor ihm *expandiert*. Als würde sich das gesamte Publikum in einem Schnellkochtopf befinden, beginnt es ihm entgegenzuquellen. Erst langsam und dann immer schneller. Er steht auf dem Hang, der von Solliden herunterkommt, direkt auf dem Ventil, und die kochende Menschenmenge kommt ihm entgegengerauscht.

Er begreift nicht, was hier los ist, und sieht die Welle mit offenem Mund auf sich zuschwappen. Erst, als sie nur noch ein paar Meter entfernt ist, gewinnt er die Fassung zurück, wirft sich in eines der Dixieklos und schiebt den Riegel vor. Draußen vor der Tür stürmen Tausende von Füßen in wilder Flucht vorbei, und das Dixieklo erbebt, wenn Körper aus der Herde ausscheren und gegen die dünnen Plastikwände stoßen.

Er sitzt auf dem Klodeckel und schickt weiter SMS, sucht Emmy, ohne eine Antwort zu bekommen.

»Without a song or a dance, what are we?«

»Event Security« steht auf dem Rücken von Joel Carlssons rotem T-Shirt. So heißt das Unternehmen, für das er arbeitet, und so lautet seit zehn Jahren seine Jobbeschreibung. Event Security. Ein Kumpel im Studio hatte den Kontakt zu ihnen hergestellt, und seitdem war er dort geblieben, weil ihm die Arbeit Spaß machte. Besonders beim Skansen-Festival.

Rockkonzerte können anstrengend sein: warme Säle, hohe Lautstärke und Jugendliche, die sich drängen und ohnmächtig werden. Bei Sportveranstaltungen hat man sich mit Besoffenen und

Hooligans auseinanderzusetzen. Das Skansen-Festival ist der reinste Erholungsurlaub, und innerhalb der Firma gilt es als Belohnung für lange und treue Dienste, wenn man der Veranstaltung zugeteilt wird.

Mit einem Wasserzerstäuber herumlaufen und Teenager nass spritzen, die ein bisschen verschwitzt aussehen, aber meistens nur lachen und es cool finden, Leuten, die sowieso schon angenehm ruhig sind, zu sagen, dass sie es etwas ruhiger angehen lassen und nicht nach vorn gehen sollen. Es kommt selten vor, dass man jemanden herausnehmen oder grob werden muss.

Aber an diesem Abend läuft hier etwas gehörig aus dem Ruder. Als diese Tesla auf die Bühne kam und zu singen begann, wurde es zuerst ganz still im Publikum. Was für eine Stimme dieses Mädchen hat! Die Leute standen wie verhext da und lauschten mit offenen Mündern. Joel ergriff die Gelegenheit zu einer kleinen Atempause, trank einen Schluck Wasser, streckte seinen Rücken, während auch er den Gesang genoss.

Dann hört er den Schrei. Er kommt irgendwo aus den Sitzrängen, seltsamerweise. Er wird von der Scheinwerferanlage geblendet, als er in das Publikum späht und entdeckt, dass ein paar Personen sich von ihren Bänken erhoben haben. Mitten in der Liveübertragung, verdammt! Er gestikuliert verärgert zu ihnen hinüber, dass sie sich doch wieder setzen sollen, aber sie hören nicht. Stattdessen stehen noch mehr Personen auf, und man hört weitere Schreie.

Sowohl störende Geräusche als auch störende Bewegungen. Seine Aufgabe besteht unter anderem darin, genau dies zu verhindern, und er versucht, die Ursache der Störung ausfindig zu machen.

Irgendetwas passiert hinter dieser Kamera vor der Ehrentribüne. Wenn es irgendwo ruhig und gesittet zugehen sollte, dann dort. A- und B-Promis sitzen dort aufgereiht wie Weihnachtskerzen und

warten darauf, ins Bild gesetzt zu werden. Aber jetzt gibt es dort Schreie und Aufruhr und lauter Leute, die aufspringen und weglaufen.

Joel läuft geduckt vor der Bühne entlang, auf der immer noch das kleine Mädchen steht und singt, obwohl die Musik schon verstummt ist. Als er die Ehrentribüne erreicht, ist der ganze Bereich vor der Bühne bereits menschenleer, abgesehen von zwei Personen. Joel sieht etwas auf dem Boden liegen und bleibt stehen.

Verdammte Scheiße.

Robert Segerwall, diese große Nummer vom Fernsehen, liegt in einer Lache von … ja, es kann nur Blut sein, und das Blut rinnt immer noch weiter aus einem Loch in seiner Schläfe. Joel ist drauf und dran, sich auf ihn zu stürzen, als er bemerkt, dass er woanders mehr gebraucht wird.

Priorisieren, Joel. Priorisieren.

Was er zuerst für einen Streit gehalten hat, ist in Wirklichkeit ein Kampf auf Leben und Tod. Er erkennt Robert Segerwalls Frau wieder, aber nicht das junge Mädchen, mit dem sie sich schlägt. Oder wie man es nennen soll. Die ältere Frau fuchtelt durch die Luft, kratzt nach dem Gesicht des jungen Mädchens, aber Joel sieht, dass sie diesen Kampf verlieren wird. In der einen Hand hält das Mädchen ein langes Messer, in der anderen eine Bohrmaschine.

Joel schafft es nicht. Als er den ersten Schritt auf sie zu macht, fliegt die Hand mit dem Messer heran. Joel hätte es in seiner Kampftaucherausbildung nicht besser machen können. Das Blatt schneidet in den Hals der älteren Frau, und sie stolpert mit an die Kehle gepressten Händen nach hinten.

Endlich scheint sie einzusehen, dass Flucht die einzige Möglichkeit ist. Weil sie zwischen dem Mädchen und dem heranstürmenden

Joel eingeklemmt ist, taumelt sie die Treppe zur Bühne hinauf, während das Blut ihr auf die Brust strömt.

Priorisieren.

Er muss dieses Mädchen aufhalten, bevor es noch mehr anrichten kann. Mit zwei schnellen Schritten ist er bei ihr und windet ihr das Messer aus der Hand. Mit der Bohrmaschine kann sie einen Treffer auf seinem Kopf landen, bevor er sie ihr aus der Hand schlagen kann. Er dreht ihr die Arme auf den Rücken, während er schreit: »Was zum Teufel machst du denn da, bist du verrückt?«

Das Mädchen gibt unter seinem Griff nach und sagt ruhig: »Ich bin vernünftig. Ich bin sehr vernünftig.«

»So I say thank you for the music, for giving it to me.«

Als Eva Segerwall die letzten Stufen der Treppe hochsteigt, gibt es leider nichts in ihr, das sie daran erinnert, dass ihr Traum jetzt endlich in Erfüllung geht.

Vor dreiundzwanzig Jahren hatte sie ihre Gesangsambitionen geopfert, um ihren Mann in seiner Fernsehkarriere besser unterstützen zu können. Aber was sie davor alles geträumt hatte! Einmal zu hören, wie Bosse Larsson ihren Namen sagt, einmal auf die Bretter unter den Birkenzweigen von Solliden treten zu dürfen, auf dieser Bühne stehen zu dürfen!

Jetzt steht sie dort und weiß es nicht zu würdigen. Das Leben rinnt ihr aus dem Hals heraus, und es plätschert neben ihren Füßen, als sie auf die engelsgleiche Gestalt zustolpert, die hinter dem Mikrofon steht und immer weiter singt.

Für eine Sekunde begegnen sich ihre Blicke, und Eva wird noch ängstlicher, als sie bereits ist. Hier gibt es keine Hilfe zu erwarten. Die großen blauen Augen betrachten sie ohne Mitleid, scheinen die

Kaskaden von Blut nicht einmal zu bemerken, die ihr helles Sommerkleid bedecken. Sie hustet weiter Blut. Auf Beinen, die jederzeit nachgeben können, wackelt sie nach links, am Bühneneingang vorbei, vorbei an den leeren Plätzen des Orchesters und an den Blumenarrangements, bis sie auf den Steg hinausgelangt.

Dort öffnet sich endlich ein Fluchtweg. Durch trübe Augen sieht sie dort unten das Wasser der Mälarbucht glitzern. Sie wirft sich in die Richtung, stößt aber gegen eine unsichtbare Wand, fällt auf den Rücken und bleibt liegen, gibt auf.

2

I've been so lucky
I am the girl with the golden hair
I want to sing it out to everybody
What a joy! What a life! What a chance!

Das Orchester hatte schon lange aufgehört zu spielen, und Theres stand allein auf der Sollidenbühne und sang die letzten Strophen a cappella, obwohl es niemanden mehr gab, der ihr zuhörte. Zu ihren Füßen herrschte Chaos.

Um die dreißig Menschen lagen tot oder sterbend auf den Bänken, auf der Erde. Einer Frau war es gelungen, auf die Bühne zu entkommen, und mit blutendem Hals war sie in die Plexiglasscheibe gesprungen, die vor dem Wind aus der Mälarbucht schützen sollte. Jetzt lag sie zusammengesunken auf dem Steg, der zum

Stehplatzpublikum hinausgeht. Theres steckte das Mikrofon zurück in den Ständer, ging zu der Frau hinüber und trank sie.

Einige aus der Gruppe waren von Wachleuten oder anderen Erwachsenen ergriffen worden, einige waren umgeworfen und niedergetreten worden, als das Publikum in Panik geflohen war, einige standen oder hockten immer noch neben ihrem letzten Opfer und saugten dessen Leben ein.

Theres ging bis ans Ende des Stegs, warf den Kopf zurück und heulte. Für einen Augenblick erstarrten alle Bewegungen, als der herzzerreißende Laut den Sommerabend zu Eis erstarren ließ. Dann antworteten die anderen Mädchen. Blutige Gesichter wurden angehoben und Zähne gefletscht, die festgehaltenen füllten ihre Lungen mit Luft, und Linn, die mit einem gebrochenen Bein neben dem Bühnengitter lag, zog sich in eine sitzende Haltung hoch und stimmte ein.

Aus vierzehn Kehlen stieg derselbe Laut, ein steigendes und fallendes Heulen mit einer einzigen Botschaft.

Es gibt uns. Fürchtet uns.

Dann kamen neue Wachleute dazu, neue, kräftige Hände, die die wilden Tiere fortreißen und unschädlich machen wollten, die sich in den Hütten der Menschen eingenistet hatten.

Teresa war es gelungen, von der Seite an die Bühne heranzukommen, und während die anderen Mädchen flohen oder eingefangen wurden, rief sie Theres zu sich. Gemeinsam liefen sie fort zum Wolfsgehege. Sie kamen an Menschengruppen vorbei, die in vermeintlich sicherem Abstand von der Gefahr saßen, lagen oder standen. Klagen und Weinen von Kindern und Erwachsenen erfüllte die Luft.

Teresa sah einen Mann, der seine Arme um seine Frau und seinen Sohn geschlungen hatte, und ihr fiel etwas ein. Ein Detail, das

niemals zur Sprache gekommen war, als sie diesen Tag geplant hatten.

»Jerry?«, fragte sie. »Ist er hier?«

Ohne langsamer zu werden antwortete Theres: »Er durfte nicht kommen. Ich habe es gesagt.«

Vermutlich hatte er es sich im Fernsehen angeschaut, vermutlich wusste er mittlerweile, was passiert war. Aber er war nicht dort gewesen. Es war nicht zu befürchten, dass er unter den Toten war. Auf eine gewisse Weise war das eine Erleichterung.

Sie liefen, und die Menschen ließen sie vorbei. Eine junge Stimme rief: »Das war die, die gesungen hat!«, aber mehr wussten sie nicht. Theres und Teresa liefen nebeneinander, bis sie das Gehege erreicht hatten.

Bevor das Festival begann, als sich alle Menschen am Solliden versammelt hatten, hatte Teresa den Bolzenschneider genommen und ein Loch, so groß wie eine Tür, in die Maschen geschnitten, um ihren grauen Brüdern und Schwestern die Möglichkeit zu geben, dabei zu sein.

Keines von ihnen hatte die Möglichkeit ergriffen, aber als hätten die Wölfe von der Jagdstimmung Wind bekommen, die in der Umgebung herrschte, waren viele von ihnen aus ihren Höhlen und Verstecken gekommen und zogen nun langsam in der Nähe der Öffnung ihre Kreise, zeigten die Zähne und knurrten. Teresa schaute sie an und schüttelte den Kopf.

»Sie sind nicht zu uns gekommen.«

Theres streckte ihren Kopf vor und betrachtete die zottigen Gestalten, die sie betrachteten. Dann passierte es. Teresa verstand zuerst nicht, was ihren Handrücken kitzelte. Als sie hinunterschaute, sah sie, dass es Theres' Finger waren, die nach den ihren suchten. Sie ergriff Theres' Hand und drückte sie fest. Lange

standen sie Seite an Seite vor der Tür und drückten einander die Hände.

Schließlich sagte Theres: »Dann gehen wir zu ihnen.«